

# DAS PROBLEM DES CHARAKTERAUFBAUS

SEINE GESTALTUNG DURCH DIE ERBBIOLOGISCHE  
PERSÖNLICHKEITSANALYSE

VON

DR. HERMANN HOFFMANN

PRIVATDOZENT FÜR PSYCHIATRIE UND NEUROLOGIE  
AN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN



BERLIN  
VERLAG VON JULIUS SPRINGER  
1926

ISBN-13: 978-3-642-89864-8 e-ISBN-13: 978-3-642-91721-9  
DOI: 10.1007/978-3-642-91721-9

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG  
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN.

COPYRIGHT 1926 BY JULIUS SPRINGER IN BERLIN.

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1926

MEINER FRAU

## Vorwort.

Was bedeutet die Vererbungsforschung für die Lehre vom Charakter- und Persönlichkeitsaufbau? Das ist die Frage, die diese Arbeit sich zum Ziele setzt. Es ist ein Versuch, der zeigen soll, wie der Erbbiologe charakterologische Probleme ansieht, wie auch er von seiner Forschungsrichtung her zur Vertiefung der Persönlichkeitslehre sein Teil beizutragen vermag. Dafür hoffe ich den Beweis erbringen zu können. Ich habe mich bemüht, ein Bild zu entrollen von den mannigfachen Aufgaben und Fragestellungen, die durch die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse ihrer Lösung nähergeführt werden sollen. Diese Methode wird nicht nur die Bildung „normaler“ Charaktere beleuchten, sondern auch zur Erklärung psychopathologischer Erscheinungen dienen können.

In mancher Hinsicht decken sich meine Gedanken mit der Auffassung, die E. URTIZ in seiner neuen Charakterologie (Pan-Verlag, Charlottenburg, 1925) entwickelt hat. Es ist mir eine gewisse Genugtuung, daß ich unabhängig von ihm (ich bekam sein Buch erst nach Abschluß meines Manuskriptes in die Hand) und unter ganz anderen, eben gerade erbbiologischen Gesichtspunkten, die URTIZ nur kurz streift, zu ähnlichen Ergebnissen gekommen bin. Diese Tatsache kann dem Ganzen nur nützen.

Der Sinn meiner Arbeit ist dann erfüllt, wenn sie sowohl in psychiatrischen und psychologischen als auch in erbbiologischen Kreisen als Anregung aufgenommen wird.

Tübingen, Juli 1926.

HERMANN HOFFMANN.



# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung . . . . .	1
<b>I. Über Persönlichkeitstypen . . . . .</b>	<b>3</b>
Typenordnungen von DILTHEY 3, SPRANGER 4, MÜLLER-FREIENFELS 7, WEININGER 12, JUNG 14, KRETSCHMER 21. Bedeutung der Typengliederung für die Erbbiologie 26.	
<b>II. Der Aufbau der Persönlichkeit . . . . .</b>	<b>27</b>
Aufbausysteme von KLAGES 28, APFELBACH 35, EWALD 40, KRONFELD 46, HÄBERLIN 51. Betrachtung 61.	
<b>III. Erbbiologische Persönlichkeitsanalyse . . . . .</b>	<b>62</b>
Strukturelle Verbindung psychischer Elemente. Individuelle Lebenskurve. Statische u. dynamische Konstitutionsbetrachtung.	
1. Dynamische (Entwicklungs-) Typen . . . . .	64
Psychologie des Kindesalters, ihre individuellen Verschiedenheiten 64. Späteres Schicksal bestimmter Kindertypen 66. Eigenart der Pubertäts- entwicklung 67. Pubertätstypen (SPRANGER u. CRONER) 68. Konstitu- tionelle Grundlage der Pubertätsentwicklung (Familie SCHILLER) 70. Zeit- liche Ordnung des pubertären Entwicklungsablaufs; somatisch u. psychisch 71. Begabungsentwicklung 73. Generelle und partielle Entwicklungshemmungen 73. Qualitätsbeziehungen der Pubertätstypen zur reifen Persönlichkeit; Umwandlungen und Verschiebungen 75. Erscheinungswechsel 77. Wand- lungen der Persönlichkeit auf späteren Altersstufen (Klimakterium, Senium) 78. Allgemeine Entwicklungsgesetze der Lebenskurve 84. Endogene und exogene Ursachen 85.	
2. Bisherige Versuche der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse	86
Beispiel aus der Botanik 86. Gegensätzlich potenzierte heterozygote An- lagepaarlinge 89. Gleiche phänotypische Auswirkung verschiedener Erb- faktoren 89. Analyse von GOETHE und FRIEDRICH D. GROSSEN 90. Musika- lische Anlage 92. Verbrechertypen 93. Zwangsneurose 94. Normale Per- sönlichkeiten 94.	
3. Analyse einzelner Familien . . . . .	95
Vorbedingungen: kontrastierte Elterntypen und große Kinderzahl 95. Schematische Darstellung der Methode 96. Beziehungen zur Mendelschen Theorie 96. Die Familie BUONAPARTE; Eltern und Kinder 97. Das schwe- dische Bauerngeschlecht PEHRSSON 111. Erbbiologische Strukturverschie- bungen 108 u. 117. Erbbiologisch selbständige Einzeltendenzen 111 u. 115.	
4. Die Kompensation . . . . .	117
ROUSSEAU 118. Andere Beispiele 118. Selbstwertsuche 119. Ethische Ideale 119. Leistungsideale 119. Gesellschaftsfeindliche Einstellung 120. Anlage- mäßige Fundierung der Kompensation 122. Erbbiologischer Nachweis 123. Ursachen der Kompensation 124. Milieubedingte Kompensation 125.	
5. Andere Charakterantinomien . . . . .	126
Nicht kompensatorisch verbundene Anlagenkontraste 126. Charakter- antinomien bei Verbrechern 127. NAPOLEON 128. Erbbiologische Analyse von FRIEDR. WILH. I. v. Preußen und FRIEDR. D. GROSSEN 130 u. 135. Vergleich der beiden Preußenkönige mit ihren Ahnen 131 ff. Aufbaubeziehungen von	

antinomischen Einzelanlagen 134 u. 148. Strukturverschiebungen; erb-  
biologisch u. individuell-situationsbedingt 134 u. 147. Antinomischer Auf-  
bau hochdifferenzierter (genialer) Persönlichkeiten 149.

6. Die Charakterantinomien in der Pathologie . . . . . 149  
 Erbbiologische Analyse von Psychopathen 149. Hysterische Persönlichkeit  
 150. Zwangsneurose 153. Reaktive Depression 156. Paranoia (Fall WAGNER  
 und HEMPEL) 160. Konstitutionelle Eigenschaften 166. Konstitutionelle  
 Grundlage der Milieueigenschaften 166. Theorie der „Keimfeindschaft“ 167.  
 Qualitative und quantitative Antinomien 168.

**Schluß: Ergebnisse und künftige Aufgaben . . . . . 169**  
 Erbbiologische Fundierung der Charakteranalyse 169. Notwendigkeit der  
 Anlagensolierung 169. Weitere Beispiele einer Strukturverschiebung 171.  
 Gegensätzlichkeit charakterologischer Strebungen 173. Schärfere charakte-  
 rologische Begriffe 175. Vieldeutigkeit der Eigenschaftsterminologie 175.  
 Milieuspezifische Eigenschaften 177. Notwendigkeit einer Triebpsychologie  
 178. Versuch von VIERKANDT 179.

**Anhang: Psychobiogramm nach KRETSCHMER . . . . . 184**

## Einleitung.

Zum Eingang bin ich eine Begründung schuldig, warum ich dem Hauptabschnitt des Buches: „Erbbiologische Persönlichkeitsanalyse“ zwei kleinere Kapitel: „Über Persönlichkeitstypen“ und „Der Aufbau der Persönlichkeit“ voranstelle, in denen ich einen Überblick gebe einmal über die einzelnen Versuche einer Typenordnung, zum anderen über die verschiedenen Systeme des Aufbaus menschlicher Charaktere.

Was hat die Typenforschung, was haben die Charakteraufbausysteme mit unseren erbbiologischen Fragestellungen zu tun?

1. Zunächst hielt ich es ganz allgemein für nützlich, all die vorhandenen Einteilungen seelischer Eigenart einmal in Form einer referierenden Übersicht zusammenfassend zur Darstellung zu bringen; denn, wenn man Persönlichkeitsanalyse treiben will, ist es notwendig zu wissen, wie bisher andere Autoren an dieses Problem herangetreten sind. Ich glaube damit einem dringenden Bedürfnis entgegenzukommen. Manchem Leser und manchem Forscher mag diese Zusammenstellung eine willkommene Erleichterung sein, wenn er sich darüber orientieren will, was bisher an Varianten menschlicher Charaktergestaltung beobachtet wurde. — Dabei lag mir besonders am Herzen, den wesentlichen Unterschied zwischen einer Typenordnung und einem Charakteraufbausystem herauszuarbeiten. Sind doch beide in ihrer Art wertvoll, aber nicht für alle Fragestellungen gleichermaßen zu verwenden.

2. Es muß dem Erbbiologen daran gelegen sein, ein handliches charakterologisches Rüstzeug zu besitzen, mit dem er sein Material, d. h. die Quellen seiner Untersuchungen fassen kann. So mußte im speziellen die Frage auftauchen, ob für diesen Zweck die vorhandenen Mittel genügen. Und auch in dieser Hinsicht konnte die Übersicht nur nützlich sein. Jede Typenordnung, jedes Charakter-system zeigt wertvolle Gesichtspunkte, die nach meiner Meinung im Rahmen unseres Themas für die zukünftige Forschung wichtig sind. Sie sollen zum Nachdenken anregen, sie sollen dem weiteren Ausbau der „erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse“ förderlich sein. Doch ist keine Typenordnung, kein charakterologisches System imstande, als einziges den Erbbiologen für alle Fragen voll und ganz zu befriedigen.

3. Es wird sich im Laufe unserer Darlegungen zeigen, daß die Erbbiologie keineswegs nur dazu verdammt ist, die von der Charakterologie dargebotene Erkenntnis bedingungslos hinzunehmen. Vielmehr ist das Verhältnis auch ein umgekehrtes; denn die Erbbiologie ist in der Lage, ihrerseits die charakterologische Erkenntnis sehr wesentlich zu fördern und zu vertiefen. Vergessen wir nicht, daß jedes Einzelindividuum ein Kind seiner Eltern, ein Sproß seiner Ahnen ist. Es kann auch der Charakterologie nur Gewinn bringen, wenn sie diese Tatsache als ge-

wichtigen Faktor in ihren Gedankenkreis einbezieht. Und auch um dies zu zeigen, war die Übersicht des 1. und 2. Kapitels notwendig.

All diese Gründe waren für mich maßgebend, als ich auf die ersten beiden Kapitel nicht verzichten zu dürfen glaubte, obwohl ich mir darüber klar bin, daß nicht alle Leser ihnen das gleiche Interesse entgegenbringen werden. Dieser Einsicht habe ich Rechnung getragen. Die Anordnung des Stoffes ist so gehalten, daß man auch ohne gründliche Kenntnis der ersten beiden Kapitel den Hauptteil des Buches in Angriff nehmen und verstehen kann. Wer also die Typenordnungen und die Charaktersysteme überspringen möchte, der beginne sogleich mit der Lektüre des 3. Kapitels.

## I. Über Persönlichkeitstypen.

Wenn wir die Ergebnisse der psychologischen Typenforschung an unserem Auge vorüberziehen lassen, so erkennen wir eine ganze Anzahl von verschiedenen Einteilungsprinzipien, die immer wieder verschiedene Seiten menschlicher Eigenart zum Kriterium einer Typendifferenzierung erheben<sup>1)</sup>.

Wir betrachten zunächst die Weltanschauungstypen von DILTHEY<sup>2)</sup>. Sie waren ursprünglich nicht als Persönlichkeitstypen gedacht, wie SELZ<sup>1)</sup> mit Recht betont, sie sollten vielmehr typische Unterschiede der Weltbilder bezeichnen, wie sie in Metaphysik, Religion und Dichtung objektiv in Erscheinung treten. DILTHEY kam jedoch zu dem Schluß, daß die typischen Unterschiede der Weltanschauung in typischen Unterschieden der Persönlichkeiten ihre Ursache haben müßten. Hier liegt nach seiner Meinung auch der Grund, weshalb die Anhänger verschiedener Weltanschauungen zueinander in Sympathie oder Antipathie leben, weshalb jede Weltanschauung stets nur in beschränktem Maße Anerkennung finden kann.

1. Der sinnliche, dem Genuß irdischer Güter hingeebene Mensch strebt zum Naturalismus und Determinismus. Er hält den Willen für gebunden durch physische Kausalität. Sein Standpunkt ist allgemein gekennzeichnet durch sensualistische Erkenntnistheorie und materialistische Metaphysik.

2. Anders der heroische Mensch, bei dem nicht die sinnliche Sphäre des Seelenlebens, sondern die Willenssphäre vorherrscht. Er findet seine höchste Befriedigung in der aktiven Überwindung vorhandener Widerstände. Er ist von souveränem Freiheitsbewußtsein getragen. Daher hängt er dem Indeterminismus an, und seine Ethik gründet sich auf den autonom handelnden Willen, wie er in dem allgemein anerkannten Sittengesetz zum Ausdruck kommt. Seine Auffassung von der Gottheit ist die einer nach vernünftigen Zwecken frei schaffenden und gestaltenden Person.

3. Der dritte Typus des kontemplativen Menschen ist charakterisiert durch das Vorherrschen der Gefühlssphäre. Er fühlt sich in sympathischer Verschmelzung eins mit dem von ihm belebten Universum. Er glaubt an die universelle Harmonie aller Dinge. Seine Metaphysik gipfelt im Pantheismus. Er repräsentiert die Weltanschauung des objektiven Idealismus, nach dem ein immanentes Prinzip die Weltordnung beherrscht.

Eine andere Typenordnung, die ebenfalls nach verschiedenen Wert- und Interessenrichtungen orientiert ist, hat SPRANGER<sup>3)</sup> aufgestellt. Er benützt dabei als leitenden Gesichtspunkt die verschiedenen selbständigen Kulturgebiete, in denen menschliche Wertrichtungen zum Ausdruck kommen: Die Wirtschaft,

---

<sup>1)</sup> Eine übersichtliche Zusammenstellung gibt O. SELZ: Über die Persönlichkeitstypen und die Methoden ihrer Bestimmung. Jena: Gustav Fischer. 1924. Meine Darstellung der Persönlichkeitstypen und auch der Charakteraufbausysteme (II. Kapitel) ist rein referierend. Am Schluß jeder einzelnen Übersicht sind jeweils kurze kritische Bemerkungen angeschlossen.

<sup>2)</sup> W. DILTHEY: Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen. Weltanschauung, Philosophie und Religion. Herausg. von M. Frischeisen-Köhler, Berlin. 1911.

<sup>3)</sup> E. SPRANGER: Lebensformen. 3. Aufl. Halle. 1922. (1. Aufl. 1914.)

die von der ökonomischen Wertrichtung getrieben ist; Wissenschaft, Kunst und Religion, denen die theoretische, ästhetische und religiöse Wertrichtung entspricht; Staat und Gesellschaft, in denen die auf Macht gerichtete politische und die auf Liebe gerichtete soziale Wertrichtung ihr Genüge findet. Danach konstruiert SPRANGER sechs Idealtypen, in denen jeweils eine der genannten Wertrichtungen als vorherrschend gedacht wird. Außer diesen Grundtypen erkennt er auch Mischtypen an, bei denen u. U. mehrere Wertrichtungen um die Führung streiten können.

1. Der ökonomische Mensch will freien Ellenbogenraum. Er stellt in allen Lebensbeziehungen den Nützlichkeitsgesichtspunkt voran. Man könnte ihn daher auch den praktischen Menschen nennen, da der Hauptwert seines Tuns nicht im Handeln selbst liegt, sondern in dem daraus folgenden Nutzeffekt. Er beurteilt alles nur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, nach seiner Anwendbarkeit und Verwertbarkeit. Dabei ist er durchaus egoistisch eingestellt. Sein Leben zu erhalten ist ihm die wichtigste Angelegenheit. An seinen Mitmenschen hat er nur reines Nützlichkeitsinteresse. Er wertet sie nach ihrer Arbeitskraft, nach Kapital- und Kaufkraft, nach ihrer Leistungsmöglichkeit für seine Zwecke.

Sein durchaus reales Verhältnis zur Wirklichkeit befähigt ihn dazu, gestaltend in den Lauf der Dinge einzugreifen. Das Ziel seiner Wünsche ist Reichtum; denn Reichtum ist Macht.

Entartungen des ökonomischen Typus sind Menschen, die das wirtschaftliche Verhalten bis zur Sinnlosigkeit übertreiben. So der Verschwender als unwirtschaftlicher Verbraucher und der Geizhals als unwirtschaftlicher Erwerber und Sparer.

2. Der theoretische Mensch. Sein Sinnen ist auf reine Objektivität gerichtet. Alle Beziehungen der Gegenstände auf Gefühl und Begehren, auf Zuneigung und Abneigung, auf Furcht und Hoffnung sind für ihn bedeutungslos. Er kennt nur die eine Leidenschaft des objektiven Erkennens. Er verzweifelt am Nichtwissen, jubelt aber über jede theoretische Entdeckung. Es ist in ihm eine Wahrhaftigkeit, die alles andere nicht achtet. Darunter müssen die übrigen Seiten des Daseins notwendig leiden. So steht er meistens den praktischen Aufgaben des Lebens hilflos gegenüber. Er strebt einzig und allein nach Wahrheit und sucht das Erkennen von allen subjektiven Beimischungen zu reinigen. Alle Dinge betrachtet er mit dem Auge des rationalen Forschers.

In seinem universalen Erkenntnisdrang strebt er darnach, auch das Letzte mit seinem Geist zu durchdringen. Das ist sein Ehrgeiz und darin sieht er die Befriedigung seines Machtbedürfnisses. Seine objektive kühle Geisteshaltung führt ihn zum Individualismus. Er kennt keine teilnehmende Sympathie für andere. Für ihn gibt es nur Überzeugungsgemeinschaften.

Seine Auffassung von den Menschen hat ihre Grenzen. Er ist geneigt, ihnen vorwiegend intellektuelle Motive zu unterschreiben. Denselben rationalen Geist erkennen wir auch in seiner Religion, die nur rationale Metaphysik sein kann.

Seiner praktischen Unfähigkeit sucht er durch feste Grundsätze zu begegnen. Er zwingt sich in seinem Verhalten zu strenger Gesetzlichkeit, die vielfach zur Pedanterie führen muß.

Es gibt verschiedene Varianten. Der Empiriker ist abhängig von seinem Stoff. Er muß gute Beobachtungsgabe besitzen. Es fehlt ihm vielfach an intellektueller Bemeisterung. Er bleibt leicht in der Fülle des Stoffes stecken. Der spekulierende Theoretiker baut aus reiner innerer Konstruktionstätigkeit Begriffsgebäude auf, denen die Beziehung zur Realität fehlt<sup>1)</sup>. Er ist eingemauert in seine Begriffswelt. Ein unbefangenes Verhältnis zu konkreten Tatsachen ist ihm meistens nicht möglich. Seinen Untersuchungen droht die Gefahr bloßer Schematisierung, während die fruchtbare Erkenntnis allein in der Verbindung von Empirie und begrifflicher Verarbeitung liegen kann. SPRANGER unterscheidet Analytiker, die die Gabe zum Bemerken von Unterschieden besitzen; ferner Synthetiker, die mehr die Fähigkeit zur Beachtung von Identitäten haben. Es gibt Denkspezialisten, die ihre ganze Lebensarbeit einem Spezialproblem widmen (z. B. ROBERT MAYER) und um-

<sup>1)</sup> HEGEL sagte, als man ihm die Inkongruenz seiner Spekulationen mit der Wirklichkeit entgegenhielt: „Um so schlimmer für die Wirklichkeit.“

fassende Denker mit der Tendenz, das Ganze und seine allgemeingültigen Zusammenhänge zu erforschen. Erstere sind vielfach analytisch, die zweiten synthetisch gerichtet.

3. Der ästhetische Mensch lebt das Dasein mehr aus zweiter Hand. Er berührt sich nicht unmittelbar mit der Wirklichkeit, ihrem Begehren und Handeln. Er schaut vielmehr dem wechselnden Spiel des Lebens genießend zu, frei von theoretischen Reflexionen. Diese Menschen hegen ihre Erlebnisse und Gefühle in besonderem individuellen Sinne. SPRANGER nennt sie die Impressionisten, die sich den Eindrücken des Lebens in erlebnishungeriger, rein passiver Einstellung zuwenden und von allem gleichsam den Duft einatmen. Ihnen stehen die Expressionisten gegenüber; subjektive Naturen mit starker Innerlichkeit, die jedem Eindruck aus ihrem eigenen Besitz eine subjektive Färbung geben. Ihnen fehlt die objektive Hingabe an das Geschaute, an die Gegenständlichkeit des Lebens. Alle Eindrücke werden mit bildender und umbildender Phantasie umschlungen und zu einem Ausdruck seelischer Bewegtheit umgeformt. Die ganze Seele erscheint als eine formende Kraft, die allen Impressionen Farbe, Stimmung und Rhythmus gibt. Beide Formen zusammen geben den klassischen Menschen, bei dem Eindruck und eigene Gefühlswelt sich im Gleichgewicht befinden. Von dem innerlich ästhetisch organisierten Menschen unterscheidet sich wieder der Künstler, der die produktive Fähigkeit besitzt, nach außen zu schaffen und zu gestalten, sich in einem höchsten Werk ganz auszudrücken.

Der Ästhetiker steht dem praktischen Leben ebenso gleichgültig und hilflos gegenüber als der theoretische Mensch. Er kann die Wirklichkeit nur durch seinen Phantasieschleier betrachten. Auch er neigt zum Individualismus. Seine Geselligkeit trägt den Charakter leichter, flüchtiger Bindung, bei der wieder nur die fremde Art des Sichgebens und Sichdarstellens als interessant genossen wird. Er umgeht alle fesselnden Forderungen und Verpflichtungen, die der gesellschaftliche Organismus an ihn stellen könnte. Seine Religion gipfelt in der einführenden Verschmelzung mit der Harmonie des allbeseelten Kosmos.

Schönheit ist für die ästhetische Lebensform die letzte Sinnerfüllung und das eigentlich Lebenswerte des Lebens. Das Ziel des Ästhetikers ist Selbstvollendung und Selbstgenuß.

Der Ästhetiker kann einen realistischen und einen idealistischen Stil verwirklichen. Beide unterscheiden sich nur nach dem Maße subjektiver Umbildung, die die Eindrücke des Daseins beim Hindurchgehen durch die Seelenstruktur erfahren.

Den Lyriker begeistert die ästhetische Momentwirkung kleinster Einzelheiten. Die Epiker betrachten und genießen das Leben in seiner ganzen Breite. Die Dramatiker sind in ihrem Schicksal zwischen die beiden Pole der Lösung und Spannung gestellt. Die Tragiker betrachten den Lebensprozeß als den Kampf des Lichtes mit dem Dunkel, in dem zwar das Licht untergeht, aber mit ästhetischem Glanze nachleuchtet. Die Humoristen lächeln über das Leben mit leichter Wehmut, die Satiriker mit herber Überlegenheit.

4. Der religiöse Mensch. Der Kern der Religiosität liegt in dem Suchen nach dem höchsten Werte des Daseins. Wer über den höchsten Wert noch schwankt, ist zerrissen und heimatlos. Wer das Höchste in sich gefunden, fühlt Seligkeit und Erlösung. Der Weg zu diesem Ziel führt über die „Offenbarung“. Es sind verschiedene Typen zu unterscheiden. Die Religion des immanenten Mystikers ist auf absolute Lebensbejahung gerichtet. Er findet in allen positiven Werten des Lebens Keime des Göttlichen. Er ist voll unendlicher Sehnsucht, von kosmischem Enthusiasmus erfüllt. Er umschlingt mit seiner Liebe alle Menschen und huldigt der Sympathie mit allem Lebendigen. Er ist der lebensbejahende Gottessucher, der den Totalsinn der Welt zu erfassen sucht. Anders der transzendente Mystiker, der alle Lebenswerte zu dem höchsten Werte des Daseins in negative Beziehung setzt. Er findet den höchsten Wert auf dem Wege der äußersten Weltverneinung. Sein Geist ist gleichsam unmittelbar dem Göttlichen zugewandt. Und er erfaßt dieses umso reiner, je weniger sein Sinn durch immanente Werte getrübt wird. Er sucht sich von allem Irdischen zu befreien. Wissenschaft und Kunst verachtet er. Er will sein Herz an nichts ketten. Durch völlige Abtötung aller Sinne bereitet er sich auf das Übersinnliche vor. Er kultiviert die Fähigkeit zur Ekstase, durch die er mit Gott, dem letzten Weltsinn, auf eine ganz besondere übernatürliche Weise verkehrt. Dabei erlebt er Dinge, die nicht mitteilbar sind; eine seltsame Erhöhung seiner Seele, etwas unendlich Wertvolles. Er kann Philosoph oder Ästhet sein. Auf jeden Fall ist er Asket, der das Leben verneint, um höherer Güter und Genüsse teilhaftig zu werden.

Die beiden Extreme des immanenten und transzendenten Mystikers sind selten. In der Regel liegen Kombinationen aus beiden vor.

Die Beziehung zu den Tatsachen der Erkenntnis kann verschieden sein. Entweder wird das Wissen durch Skepsis herabgewürdigt, damit die religiöse Weltdeutung freie Bahn hat. Oder Wissen und Glauben sind durch eine Art doppelter geistiger Buchführung hinsichtlich ihrer spezifischen Leistungssphäre abgegrenzt. Endlich kann über dem niederen Wissen eine höhere Form des Wissens, eine höhere religiöse Logik errichtet werden. Es wird die Wirklichkeitserkenntnis abgebrochen und eine spekulative Logik eingeführt, die alle schmerzlichen Widersprüche des gewöhnlichen Erkennens durch einen grandiosen Einheitswillen überwindet.

Selbst die wertverneinenden Religionen haben immer noch die Beziehung zur Welt, die durch das Band der Liebe unter den leidenden Menschen geknüpft wird. Das Geselligkeitsbedürfnis wird sich in vielen Fällen auf die Gemeinschaft der „Heiligen“ beschränken.

In Manchen vollzieht sich der religiöse Prozeß kontinuierlich, in anderen als Durchbruch und plötzliche Wiedergeburt. Einige sehen alles in religiösem Lichte, auch den Alltag, die Mehrzahl pflegt den Sonntag als eine besondere Zone neben dem sonstigen Leben.

Den traditionsgläubigen rezeptiven Naturen stehen die schöpferischen Prophetentypen gegenüber, die eine neue Offenbarung des höchsten Wertes in sich erlebt haben und sie in anderen zu entzünden streben.

5. Der Machtmensch drängt nach Machtbewußtsein und Machtgenuß. Er will herrschen und gebieten. Er will sich selbst als Macht fühlen und erfüllt nur darin seinen eigentümlichen Lebenssinn. Er strebt nach erhöhtem Lebens- und Siegeswillen. Das ist Selbstbejahung des eigenen Wesens in kraftbewußter Form.

Alle Wertgebiete des Lebens stellt er in den Dienst seines Machtwillens. Erkenntnis ist ihm nur ein Mittel zur Herrschaft (Wissen ist Macht). Auch die Kunst dient ihm allein zur Entfaltung seines Machttriebes. Er denkt rein realistisch und nimmt die Menschen, wie sie sind. Sein Verhältnis zur Gemeinschaft kann nicht auf warmherzige Sympathie gestimmt sein. Meistens ist er Menschenverächter. „Wer selbst gelten will, ist nicht geeignet, für andere zu leben“. „Wer wirklich herrschen will, kann sich nicht hingeben und seiner selbst entäußern“. Und doch ist er selten reiner Unterdrücker und Herrenmensch, der die andern als sein Eigentum nimmt, sondern immer zugleich „Führer“, der beglücken und fördern will, indem er herrscht. Ja, der echte Führergeist zeigt eine enge Verflechtung mit der sozialen Lebensform; das Gefühl einer ethischen Verpflichtung gegenüber den Geführten. Der wahrhaft Herrschende muß lernen sich selbst zu überwinden. Der Weg zum Herrschen führt über das Gehorchen.

Der Machtmensch ist nicht mit dem ökonomischen Menschen zu verwechseln. Er folgt nicht den Gesetzen der Wirtschaft (Sparsamkeit und Arbeitsamkeit), vielmehr geht er durch Diplomatie oder Verhandlungen vor, durch Eroberung oder Zwang. Sein Ziel ist nicht nur Herrschaft über materielle Güter, sondern Herrschaft über Menschen. Er will sich selbst gegen andere durchsetzen und seiner Sache zum Sieg verhelfen.

Dem aktiven Machttypus, der nach Aufstieg, Einfluß und Führung strebt, stellt SPRAN-GER den resignierenden Machtmenschen gegenüber, der in der Einsamkeit das berauschte Gefühl seiner Größe, seines Unverstandenseins und seiner Unabhängigkeit genießt. Letzteres ist eine Kombination mit ästhetischem Selbstgenuß.

6. Der soziale Mensch. Soziales Verhalten ist Hinwendung zum fremden Leben, hingebende Verschmelzung mit der Gemeinschaft. Auf tierischer Stufe äußert sich diese Tendenz in der Gatten- und Jungeliebe und im Herdeninstinkt. In höchster Entfaltung ist die soziale Geistesrichtung Liebe; gerichtet auf den einzelnen, auf einen begrenzten Kreis oder allumfassende Liebe. Sie findet in der Förderung anderer Menschen den letzten Wert des eigenen Lebens.

Die Liebe kennt weder Wahrheit noch Gerechtigkeit. Sie ist blind, weil sie stets das Positive betont, das Negative aber übersieht. Sie begehrt nichts als zu helfen und emporzuheben. Sie denkt nicht und berechnet nicht. Zum ökonomischen Prinzip steht sie in schroffem Gegensatz. Wer für sich etwas will, kann nicht den andern leben. Der Selbsterhaltung steht hier Selbstentäußerung und Verzicht gegenüber.

Der rein soziale Typus, für den die fremde Seele das Höchste ist und alles Sachliche erst in zweiter Linie kommt, ist sehr selten. Meist ist das soziale Motiv mit Tendenzen der ande-



ren Wertgruppen verflochten. Es ist nicht immer leicht zu sagen, ob der Drang zu helfen der erste ist. Sicherlich ist auch das echte soziale Verhalten nicht nur als eigene Wertentäußerung zu deuten. Jeder Akt seelischer Hingabe wird zugleich als Steigerung des Eigenwertes erlebt. Er ist zugleich ein Akt der Selbstliebe, freilich in einem höheren Sinne als der ökonomische Egoismus.

Ein sozialer Charakter liegt dann vor, wenn die Liebe zur dauernden Seelenrichtung wurde; nicht etwa bei gelegentlich aufblitzendem Mitleid.

Die höchste irdische Erscheinungsform des sozialen Typus ist die Mutter. In ihr werden die Liebesinstinkte zu einem die ganze Persönlichkeit organisierenden Lebenswillen. Das Weib ist zum Aufgehen in einem andern am ursprünglichsten veranlagt, zum Dienen und zum Helfen. Auch der wahre Freund findet darin seine Befriedigung. Andere, die Philanthropen und Kosmopoliten, sind so gerichtet, daß sie alle Menschen lieben müssen.

Wie schon gesagt, sind diese SPRANGERSchen Typen konstruktive Idealtypen, bei denen eine der verschiedenen kulturellen Wertrichtungen als extrem prävalierend angenommen ist. Die empirischen Individuen sind ihnen immer nur in höherem oder geringerem Grade angenähert. In der Regel finden wir mehrere Wertrichtungen in einer Person gegeben, die sich zu jeweils ganz verschiedenen individuellen Einheiten zusammenschließen. Die empirischen Individuen können, so sagt SPRANGER selbst, zugleich mehreren Typen angehören. So kann etwa ein Mensch in einer Beziehung dem einen, in anderer Beziehung einem anderen Typus entsprechen.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß kein Typenbegriff eine Persönlichkeit ganz zu decken vermag. Kommen die Typen doch jeweils zustande, daß die verschiedensten Individualitäten nach gleichen dominierenden Eigentümlichkeiten zusammengeordnet sind. Dieser Tatsache sucht nun MÜLLER-FREIENFELS<sup>1)</sup> dadurch gerecht zu werden, daß er seine Typenaufstellung nach fundamentalen psychologischen Grundfunktionen orientiert. Dabei vertritt er die Auffassung, daß jede Individualität als eine Kreuzung (Kombination) verschiedener psychologischer Kategorien (Eigenheiten) dargetan werden könne. Auch er strebt eine Analyse der inneren Beziehungen an, in denen der künstlerische Stil, die religiöse und die philosophische Weltanschauung eines Menschen zu seiner psychologischen Eigenart stehen.

MÜLLER-FREIENFELS unterscheidet Typen des emotionalen Lebens und Typen des geistigen Lebens.

## A. Die Typen des emotionalen Lebens.

Die Untergruppen lehnen sich z. T. an TH. RIBOT<sup>2)</sup> an.

**1. Der Mensch des herabgesetzten Ichgefühls (Depressiver Typus).** Er fühlt die Außenwelt als überlegen, als überwältigend im Vergleich mit dem eigenen Können. Seine Gesamthaltung ist unsicher, unfrei und gedrückt. Duster erscheint ihm die Welt, ohne Licht. Er ist beherrscht von den Affekten der Furcht, des Schreckens und Grauens. Infolgedessen richtet sich seine Lebenshaltung auf Schutz und Sicherung, auf die Verteidigung gegen ichtfremde Mächte.

Das Gefühl der inneren Schwäche wird gern in Icherhebung umgewandelt. So können z. B. die Unlustgefühle dadurch gebrochen werden, daß sich der depr. Typus eine angesehene

<sup>1)</sup> R. MÜLLER-FREIENFELS: Persönlichkeit und Weltanschauung. 2. Aufl. 1923. (1. Aufl. 1918.)

<sup>2)</sup> TH. RIBOT: Psychologie des sentiments. 1895. — 1. Affekte des herabgesetzten Ichgefühls. — 2. Affekte des gesteigerten Ichgefühls. — 3. Affekte der aggressiven Instinkte. — 4. Affekte der sympathischen Instinkte. — 5. Affekte des Sexuallebens.

Position, Macht, Reichtum und Ehre verschafft, daß er die innere Unsicherheit durch stolze Selbstsicherheit nach außen verdeckt. Andere unterwerfen sich mit Demut und Resignation unter ihr Schicksal; ja ihnen wird das düstere Leiden zu lustvoller Selbstverneinung. Manche tragen die Schwäche mit ethischer Würde, sie empfinden sie als Vorzug, als Verdienst. Wieder andere, bei denen sich das Gefühl der Minderwertigkeit mit aggressiven Tendenzen verbindet, suchen dem herabgesetzten Ichgefühl durch Schmähen und Tadeln, durch Entwertung der Außenwelt zu begegnen (Ressentiment).

Die Weltanschauung des depr. Menschen ist entweder Ausdruck oder Ausgleich seines Gemütszustandes. Religion und Kunst sind ihm Mittel, sich von seinen Qualen zu befreien. Der Ausdruck bringt Entladung und Befreiung von seelischen Spannungen. Oder sucht er sich auf dem Wege des Ausgleichs eine Welt zu schaffen, die seine Schwäche brechen und vergeistigen kann. Die depressive Kunst ist auf Leiden und Sterben, auf Unheimliches, Grausiges und Schreckhaftes gestimmt. Oder erhebt sie sich mit titanischer Kraft über den eigenen Schmerz empor, und man spürt nur hinter dem oft allzu Gewalttamen den gequälten depressiven Unterton. Die depressive Philosophie zeigt müde, kraftlose Lebensverneinung oder krampfhaft zynische Weltverachtung. Die Güter der Welt werden gering geschätzt. In Loslösung von der Welt und in innerer Heiligung sucht man sich frei zu machen.

**2. Der Mensch des gehobenen Ichgefühls (Euphorischer Typus).** Er fühlt sich der Außenwelt gewachsen, ja überlegen. Er besitzt eine starke überschäumende Vitalität. Er gestaltet sein Leben nach eigener Kraft und eigenem Willen. Sein gehobenes Selbstgefühl strebt danach, sich in der Außenwelt zu spiegeln, sich als Herr zu fühlen; denn nur dadurch wird er seiner selbst ganz bewußt. Er geht sicher durch die Welt. Seine Gesamthaltung zeigt lebensvolle Frische. Er ist beherrscht von den Affekten der Freude und Heiterkeit, von Stolz, Übermut und Kraftgefühl. Erschütterungen können auf die Dauer seine konfliktlose seelische Verfassung nicht stören. Sein Selbstbewußtsein befähigt ihn, auf Könige herabzusehen. Das stolze Lebensgefühl verquickt sich oft mit Kampfbegier, um im Kampf der eigenen Kraft erst ganz inne zu werden. Der euphorische Typus ist daher vielfach abenteuerlustig; er sucht Gefahren.

Das Weltbild des euphorischen Typus unterscheidet sich wesentlich von dem des depressiven. Während dieser seinem Gotte nur in knieender Demut sich zu nahen wagt, tritt der Ichbewußte ihm stolzerhobenen Hauptes gegenüber. Unbefangen und schreckenlos schaut er die Schönheit der Natur. Die Religion des Euphorikers ist Diesseitsreligion. Hat er den Wunsch nach Ewigkeit, so geschieht es nur, weil die Zeitlichkeit schön ist; die Transzendenz ist nur eine Erweiterung der Erdenwelt. Der Depressive sehnt sich nach Ewigkeit, weil sie eine Ausgleichswelt ist im Gegensatz zur trüben Zeitlichkeit. Stolz und selbstbewußt ist auch die Kunst des Euphorikers; sie symbolisiert das gesteigerte Ichgefühl. Wir haben die Doppelform: einerseits prunkende Majestät und erhabene Pracht, andererseits anmutig tänzelnde lebensfrohe Leichtigkeit und Grazie. Lebensbejahend ist die Philosophie des euphorischen Menschen. Er sieht eine Welt des Wahren, Schönen und Guten. Alle Unvollkommenheiten schwinden vor seinem begeisterten Auge. Seine Lehre verkündet die Allharmonie.

**3. Der Typus des aggressiven Menschen.** Er ist beherrscht von aggressiven Affekten wie Haß, Zorn und Grausamkeit. „Gehässigkeit“, „Zornmütigkeit“, „Galligkeit“ und „Verärgerung“ gehören zu den Dauerpositionen seiner Seele. Er stellt sich zur Welt feindselig ein. Er ist streitfreudig, und der Spott gehört zu seinen Waffen. Äußerlich ist er zu erkennen an der scharfen, polternden, zuweilen schneidenden Sprechweise, an den lauernden, stechenden Augen und an dem Gesichtsausdruck hämischer Verbitterung. Der aggressive Mensch tobt sich keineswegs nur in robuster Tätlichkeit aus. Oft scheint die Tendenz auf Vernichtung, auf Herabsetzung und Brandmarkung des Gegners in mannigfacher Weise vergeistigt; so beim ideellen Angriff, in dessen Äußerungsform (Spott, Ironie, Hohn) die offene Wut des Kampfes wenigstens scheinbar gemildert ist. Diese Sublimierung ist gleichzeitig eine Brechung des Unlustcharakters, der dem aggressiven Affekte anhaftet. Zorn und Haß können da, wo sie sich offen äußern dürfen, mit sadistischer Wollust verbunden sein. Oft aber können auch edle Motive zum Kampf veranlassen.

In der Religion sind die aggressiven Affekte selten von schöpferischer Bedeutung. In den Künsten haben sie den Kampfstil der Satire und Karikatur entwickelt. Spott und Hohn treiben hier ihre geistreichen Blüten. Das aggressive Weltbild ist getränkt mit Häßlich-

keit, Gemeinheit und Niedrigkeit. Ein typischer Philosoph von kriegerischer Art ist SCHOPENHAUER. Sein Werk zeigt einen allseitig gehässigen Grundcharakter. Sein Pessimismus ist nicht der eines ängstlichen, unsicheren, vielmehr der eines verbitterten, galligen Menschen, der diese Verbitterung nach allen Seiten fühlen läßt. Dem aggressiven Menschen muß die Welt erscheinen als Ausfluß eines blindwütenden, stets unbefriedigten Lebenswillens, der nur in der Aufhebung seiner selbst Frieden finden kann. Nur selten wächst er über sich hinaus zu dem Ideal der Sehnsucht, des Friedens und der Liebe.

**4. Der Typus des Sympathiemenschen.** Sein ganzes Erleben ist von Sympathiegefühlen erfüllt. Sein warmes, überströmendes Herz umfaßt alles mit Liebe, Teilnahme und Freundschaft. Er ist milde, wohlwollend, zärtlich und gütig. Sein Auftreten zeigt Verbindlichkeit und Entgegenkommen. In ihm sind die Gemeinschaftsgefühle hochentwickelt. Er hat die Fähigkeit, mit anderen Menschen mitzuleben und mitzuerleben. Eine der stärksten Formen der Sympathie ist neben der Mutterliebe das Mitleid. Gerade am Leiden entzündet sich die echte Sympathie.

Oft kann das Mitleid zum Genuß, zur Wollust werden, ja es kann sogar einen Einschlag von Grausamkeit haben.

Das Christentum ist die edelste Ausprägung einer Sympathie-Religion: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen... Alle Menschen sind Kinder Gottes, der die Liebe ist. Die auf Sympathie begründete Frömmigkeit sieht in Gott vor allem Milde, Barmherzigkeit und Gnade. Sie sucht und findet Gottes Güte auch im Übel. Der Sympathiemensch begeistert sich für gefühlswarme, stimmungsvolle Kunst. Er schätzt behagliche Milieus, die er in Liebe verklärt. Er hat eine Vorliebe für weiche, zarte rundende Linienggebung. Er sieht in der Welt keinen Kampfplatz, sondern einen idyllischen Tempel des Friedens und der Harmonie. Überall sieht er Gutes und hofft sogar das Böse durch Liebe zu besiegen. Selbst im Häßlichen findet er noch Schönes, auch in tiefer Verderbnis noch ein menschliches Herz. Und in der Hebung des Guten liegt für ihn der Sinn des Daseins.

**5. Der Typus des erotischen Menschen.** Der Sexualaffekt, die „Liebe“, ist von der unsexuellen Sympathie zu trennen. Er kann sogar bei ausgesprochener Antipathie, ja bei Haß bestehen. Manche Individuen sind so stark von ihrer Sexualität beherrscht, daß sie ihr ganzes Denken und Trachten erfüllt und beeinflußt. Im Mittelpunkt des Universums steht für sie die sexuelle Polarität. Ihr Interesse konzentriert sich auf den Gegensatz der Geschlechter und ihre sexuellen Beziehungen. Alles, was mit dem Sexualvorgang zusammenhängt, ist überstark betont. Man glaubt diese Menschen wohl an einem bestimmten Blick, an gewissen lockenden Gesten und Sprechgewohnheiten zu erkennen. Der Volksmund hat sie in dem Typus des „Don Juans“ und der „Kokette“ festgehalten.

Auf kulturellem Gebiete prägt sich der Sexualtypus fast niemals in seiner rohen Form aus. In seinem Gerichtetsein auf physischen Genuß kommt er für das Geistige ebenso wenig in Betracht wie der Ernährungstrieb. Erst in der sublimierten Form der Erotik tritt er auf kulturellem Gebiete hervor. In dieser Veredelung finden wir seinen Ausdruck allenthalben in Religion, Kunst und Weltanschauung. Die Erotik ist eine zentrale Triebkraft der Welt.

## B. Die Typen des geistigen Lebens.

Sehr wichtig ist das Verhältnis der Emotionalität zum geistigen Leben. Je nach dem die emotionale Stellungnahme stärker oder schwächer hervortritt, unterscheidet MÜLLER-FREIENFELS subjektive und objektive Menschen (besser gesagt subjektivere und objektivere). Die Frau gehört nach der herrschenden Meinung mehr dem subjektiven, der Mann dem objektiven Typus an. Unter den Subjektiven sind passive Naturen, die sich in Stimmungen und Gefühlen ausleben (Gefühlsmenschen) und aktive Willens- und Tatmenschen. Diesen beiden subjektiven Typen steht der objektive Verstandesmensch gegenüber, der sich in allen Lebenslagen vorwiegend theoretisch verhält. Es besteht eine gewisse Korrelation zwischen dem Gefühlstypus einerseits und dem depressiven bzw. Sympathiemenschen andererseits, ebenso zwischen dem Willenstypus und dem aggressiven Menschen. Beiden subjektiven Typen gegenüber wirkt der Verstandesmensch ruhig, kühl, beherrscht und zurückhaltend. Das Gebaren des Gefühlsmenschen ist unbeherrscht und ungleichmäßig.

Die Eigenart dieser Typen drückt sich wiederum auch auf kulturellem Gebiete aus. Die eigentlich religiösen Naturen sind Gefühlsmenschen. Ihre Religion wurzelt in Gemüts-

bedürfnissen. Sie verwerfen jede verstandesmäßige Theologie. Ganz anders steht der Willensmensch zur Religion. Ihm ist sie Leiterin und Helferin in seinem Tun und Wirken. Die gute Tat erscheint ihm als der beste Gottesdienst. Für den Verstandesmenschen ist dagegen das Göttliche etwas Objektives, eine außerhalb des Ichs existierende Realität, die sich erkennen und beweisen läßt.

Auch in der Kunst prägt sich dieser Gegensatz deutlich aus. Der Subjektive erlebt vor allem sein Ich im Kunstwerk; er will sich einfühlen. Beim Objektiven tritt das Ich zurück; erscheint ausgelöscht im Hören oder Schauen. Er ist „Zuschauer“, nicht „Mitspieler“. Und in extremen Fällen wird ihm die Kunst zum Verstandesspiel. Bei den Produktiven, Schaffenden ist der gleiche Unterschied. Dem Subjektiven ist Kunst „Ausdruck“ seines Ich. Alles Gegenständliche soll Gefühle und Stimmungen symbolisieren. Dem Objektiven ist Kunst „Gestaltung“; er ist bestrebt, eine objektive Gegenständlichkeit nachzuahmen oder eine Architektonik, die von immanenten Gesetzen beherrscht ist. Darnach ist zu unterscheiden eine Objektivität des Inhalts und eine solche der Form. Als Dichter will z. B. der Subjektive sagen, was er leidet oder was ihn entzückt. Der Objektive will eine möglichst „wahre“ Wiedergabe des Lebens oder ein reines Sprachkunstwerk. Seine Gefahr liegt in der Nüchternheit und Trockenheit. Jeder Künstler pflegt bis zu einem gewissen Grade Ausdrucks- und Gestaltungskünstler zugleich zu sein, nur mit verschiedener Betonung des einen dieser beiden Pole.

Die Philosophie ist kein Feld für den Gefühlsmenschen. Er bringt es selten zu einem ausgebauten System. Ihm ist die Philosophie nur gedanklicher Ausdruck für sein Gefühlsleben. Auch der Willensmensch ist nicht eigentlich Philosoph. Er setzt an Stelle der beweisenden Logik das herrische Pathos des Kraftbewußtseins. Er will nicht überzeugen, er befiehlt gewissermaßen und verlangt unbedingte Unterwerfung. Der Objektive aber bemüht sich, alle Subjektivität zurückzudrängen. Er will wahre Erkenntnis. Sein Werkzeug ist der Intellekt, mag dieser sich mehr in der objektiven Widerspiegelung der Außenwelt oder in Form des kombinierenden Denkens betätigen.

So führt die Verschiedenheit im Gleichgewicht von Emotionalität und Intellektualität zu tiefgreifenden Verschiedenheiten des Weltbildes.

Außerdem aber zeigen auch die geistigen Funktionen an sich große individuelle Verschiedenheiten in ihren Beziehungen zueinander. Es sind drei wichtige Grundfunktionen zu unterscheiden: die sinnliche Wahrnehmung, die Phantasie (Vorstellungsleben) und das abstrakte Denken (die in Begriffen, Urteilen und Schlüssen sich betätigende Arbeit des Verstandes). Je nach dem Überwiegen einer dieser drei Funktionen spricht MÜLLER-FREIENFELS von Sinnesmenschen, Phantasiemenschen (diese beiden sind konkrete Typen) und abstrakten Denknaturen.

Der Sinnesmensch lebt in Umgebung und Gegenwart; nur sie sind für ihn Wirklichkeit. Der Phantasiemensch flieht dagegen aus dem Alltag in räumliche und zeitliche Ferne, in Vergangenheit oder Zukunft. Der abstrakte Mensch lebt in einer Welt von Begriffen und Ideen, die ihm allein die wahre Wirklichkeit bedeuten. Jeder dieser Typen verschafft sich auf geistigem Gebiete seine Geltung in seiner Weise. Der Sinnesmensch durch starke Betonung aller sinnfälligen Momente, durch konkrete Darstellungen von reicher Mannigfaltigkeit und lebendiger Fülle. Der Phantasiemensch durch weltflüchtige Imaginationen und Spekulationen. Der Denker durch abstrakte Formgestaltung, durch logische Klarheit und Geschlossenheit.

MÜLLER-FREIENFELS weist auf eine Reihe von Modifikationen dieser beiden Grundtypen des konkreten und abstrakten Erlebens hin. Mit dem Vorherrschen des konkreten Denkens verbindet sich vielfach der Sinn für die Besonderheit und Mannigfaltigkeit des Seins. Der Abstrakte beachtet mehr die Gemeinsamkeiten und die jenseits aller Verschiedenheiten bestehende Einheit des Gegebenen. Darnach unterscheidet MÜLLER-FREIENFELS einmal den „Speziellseher“, der mit detaillierten, aber wenig typisierten Inhalten arbeitet; er sieht hier eine deutliche Beziehung zum Sinnesmenschen. Auf der anderen Seite steht der „Generelldenker“, dessen Material wenig detailliert, aber stark typisiert ist; diese Generalisierung gehört zum abstrakten Denken. Dem Speziellseher entgeht keine Einzelheit seiner Umgebung, während der Generelldenker stets nur ein vages, schematisches Gesamtbild bekommt. Der konkreten, speziellsehenden Eigenart entspricht ein lebhafter Sinn für Vielheit und Mannigfaltigkeit. Diese Menschen (Pluralisten) können

nicht genug Einzelheiten bekommen; sie betätigen sich oft durch Sammeln und Anhäufen von Material. Der abstrakte Generelldenker (Simplificist) möchte dagegen alles vereinfachen, die Mannigfaltigkeit des Seins in ein System pressen. Er ruht nicht eher, als bis er das Allgemeine, die letzte Einheit gefunden hat.

Diese Korrelationen sind jedoch vielfach durchbrochen. Auch die Speziellseher können Simplifizisten sein, wie umgekehrt die Generelldenker Pluralisten.

Mit diesen Unterscheidungen ist jedoch die Vielfältigkeit der geistigen Veranlagung noch nicht erschöpft. Es können im Vorstellungsleben bestimmte Sinnesgebiete vorherrschen. Dominieren die Gesichtsvorstellungen, so spricht man von visuellen Typen. Überwiegen die Gehörvorstellungen, so haben wir den akustischen (auditorischen) Typus. Und die Prävalenz der Bewegungsvorstellungen ergibt den motorischen Typus. Der rein Visuelle hält sich an den ästhetischen Genuß der Farben; seine Welt ist ein unendliches Farbenpanorama. Für ein feines Raum- und Formempfinden ist eine besonders ausgebildete motorische Veranlagung notwendig. In ihr liegt auch der Sinn für Rhythmus begründet. Für den Akustischen macht das reine Klangmaterial allein schon Reiz und Schönheit aus. Zwischen diesen drei Typen kommen verschiedene Kombinationen vor. Und zwar kann die motorische Veranlagung mit der visuellen und mit der akustischen verbunden sein.

Die Bedeutung des Motorischen erschöpft sich aber nicht allein in der Koordination mit diesen Sinnestypen. Es spielt auch für die nichtsensorische Geistesbetätigung eine Rolle, ganz besonders für einen bestimmten Typus, den MÜLLER-FREIENFELS „Dynamiker“ nennt. Ihm steht der „Statiker“ als Extrem gegenüber. Hierbei handelt es sich um Unterschiede im Bewegtheitsgrad des Erlebens. Dem Statiker erscheinen alle Wahrnehmungen als ruhend, seine Vorstellungen fügen sich zu festen Gebilden, sein Denken begreift die Welt als etwas Substantielles, Statisches. Für ihn ist der Kosmos ein ruhendes Sein. Aller Wechsel, alles Werden ist nur Erscheinung, nur Übergang. Der Dynamiker aber erlebt jede Wahrnehmung als belebt, bewegt und handelnd. Selbst in ruhenden Gegenständen sieht er potentielle, im Übergang zur Aktualität begriffene Bewegung. Die ganze Welt erscheint ihm erfüllt von Strebungen, Tätigkeiten und Kräften. Ihm ist Handlung alles; das Sein, alles Ruhende ist für ihn nur Übergangszustand, nur Täuschung.

Der Statiker neigt meistens zur Vereinheitlichung, zur scharfen Grenzsetzung. Der Dynamiker denkt pluralistisch; er sieht auch die Übergänge zwischen den Einzeltatsachen. Doch auch diese Korrelationen sind nicht absolut.

Die Bedeutung der Typenaufstellung von MÜLLER-FREIENFELS ist in erster Linie darin zu sehen, daß er versucht hat, der charakterlichen Mannigfaltigkeit durch eine größere Zahl von Typengliederungen gerecht zu werden. Einen wesentlichen Nachteil dürfen wir jedoch nicht verschweigen. Die an sich berechtigzte, sogar notwendige Herausarbeitung von seelischen Grundelementen oder Grundfunktionen krankt daran, daß diese „Kategorien“ ohne innere strukturelle Beziehungen gedacht sind, gewissermaßen unvermittelt nebeneinander stehen. Wir werden auf diese Frage im zweiten Kapitel näher eingehen. MÜLLER-FREIENFELS erwähnt nur, daß es gewisse mehr oder weniger häufige Korrelationen von seelischen Eigenschaften gibt, die aber häufig durchbrochen seien. Man sehe nicht nur Verbindungen zwischen der affektiven Anlage des einen und der intellektuellen Anlage des anderen Typus, sondern es könnten auch mehrere Affektanlagen und mehrere intellektuelle Fähigkeiten in einem Individuum gleich stark ausgeprägt sein.

Gewisse häufige Eigenschaftskombinationen, die in typischer Form immer wiederkehren, bilden die Grundlage für andere Typengruppierungen, die nach zwei gegensätzlichen Polen orientiert sind.

Hierher gehört zunächst der Versuch von WEININGER<sup>1)</sup>, der die Menschen nach dem Gehalt an männlicher und weiblicher „Substanz“ einteilen möchte.

<sup>1)</sup> WEININGER, O.: Geschlecht und Charakter. 25. Aufl. Wien und Leipzig: W. Braumüller 1924.

Seine Ausführungen sind z. T. von einem lebhaften Haß gegen das weibliche Geschlecht getragen. Ich lasse die krassen Unrichtigkeiten und Übertreibungen von vorneherein bei Seite, da sie für eine wissenschaftliche Betrachtung belanglos sind<sup>1)</sup>.

Grenztypen sind der ideale Mann und das ideale Weib, die in der Natur nur selten vorkommen. Selbst beim typischen Mann sind immer noch feminine Einschläge zu entdecken, wie auch das typische Weib in der Regel virile Züge an sich trägt. Es gibt zwischen dem „reinen“ Mann und dem „reinen“ Weib fließende Übergänge, eine Fülle von Zwischenstufen. Die Zwischenstufen betreffen nur sehr selten die primären, die eigentlichen Geschlechtscharaktere. Diese, nach denen entschieden wird, ob ein Individuum dem weiblichen oder männlichen Geschlecht angehört, zeigen die größte Konservativität. Der Hermaphroditismus ist eine relative Seltenheit. Daher läßt sich eine Bestimmung des eigentlichen Gehaltes an M (Männlichkeit) und W (Weiblichkeit) erst nach Feststellung der übrigen Geschlechtsmerkmale stellen. Bei den sekundären Geschlechtscharakteren treten die Übergangsstufen schon viel häufiger in Erscheinung. So z. B. bei den mageren muskelkräftigen Weibern mit scharfen, strengen Gesichtszügen, starkem Bartwuchs, tiefer Stimme, flachen Brüsten und schmalen männlichen Becken. Oder bei den Männern mit rundlichen, weichen Gesichtformen, mit Taille, weiblichem Becken und Brüsten, mit fehlendem oder spärlichem Bartwuchs. Meistens sind nur einzelne dieser Symptome mit dem entgegengesetzten primären Geschlechtscharakter verbunden. Noch viel deutlicher aber werden die intersexuellen Zwischenstufen bei den tertiären (psychischen) Geschlechtscharakteren. Hier finden wir Übergangsstufen in reichster Mannigfaltigkeit.

Im allgemeinen ist nach WEININGER das Verhältnis folgendermaßen. M und W sind zwei Substanzen, die in verschiedenem Mischungsverhältnis auf die lebenden Individuen verteilt sind, ohne daß je der Koeffizient der einen Substanz Null wird. Beim Mann setzen sich nun leichtere Grade von W ( $\frac{3}{4}$  M u.  $\frac{1}{4}$  W) allein in den tertiären Geschlechtscharakteren durch. Bei höherem Quantum von Femininität hat W die Tendenz, sich auch in den sekundären Geschlechtscharakteren zu verraten. Steigt der Grad von W noch höher, so offenbaren auch die primären Geschlechtscharaktere gewisse Veränderungen.

Uns interessieren hier die tertiären (psychischen) Geschlechtscharaktere in erster Linie. Augenfällige Differenzen der beiden Geschlechter bestehen in der Emotionalität und Intellektualität. Beim Weib ist das emotionale Leben reiner ausgeprägt, während beim Mann mehr die intellektuelle Seite betont ist.

Das Gefühlsleben des Weibes ist unmittelbarer, ursprünglicher als das des Mannes. Denken und Handeln ist fast ausschließlich von der stark sichtbaren Emotionalität beherrscht. Daher ist das Denken in hohem Maße Beeinflussungen unterworfen. Es verliert an Objektivität durch die dauernden Einwirkungen des Gefühls- und Affektlebens. Die kritischen Fähigkeiten sind infolgedessen gering entwickelt. Die Resultate des Denkens und Urteilens entsprechen inneren Wünschen und Bedürfnissen. Statt dessen aber ist die Fähigkeit zu intuitiver Erkenntnis oft in erstaunlichem Grade ausgebildet. Der Instinkt der Frau ist in der Regel ein sicherer Führer auch durch die kompliziertesten Situationen. Aber zur wissenschaftlichen Arbeit ist das Weib nicht brauchbar. Hier bedarf es des streng logischen, nüchternen männlichen Geistes, der imstande ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, wozu W im allgemeinen unfähig ist. Während das Erleben des Weibes häufig nur einen niederen Grad von Bewußtsein zeigt, ist der Denkvorgang des Mannes entwickelter, klarer und vollkommener. WEININGER spricht daher von einer höheren Stufe der psychischen Entwicklung. Der Mann sucht sich in seinem Denken, Urteilen und Handeln von affektiven Bedürfnissen frei zu machen. Er fühlt sich zu klarer Logik verpflichtet.

Wissenschaftler, die gern den gesicherten Boden wissenschaftlichen Denkens verlassen und mit großer Phantasie ihre Theorien ausbauen, sind nach WEININGER immer feminin. Sie nehmen es mit der Wahrheit nicht so genau. Die Resultate ihres Denkens entsprechen ihren Bedürfnissen. Der Wunsch ist der Vater der Theorie. Männliche Charaktere streben

<sup>1)</sup> S. die kritische Darstellung von APFELBACH (Der Aufbau des Charakters. Braumüller 1924). WEININGER bezeichnet das Weib als amoralisch, ohne Schuldbewußtsein, ohne Reue und ohne Schamgefühl.

mit objektiver Wahrhaftigkeit darnach, den Kern einer Sache zu ergründen. Der feminine Geist bleibt gern an der Oberfläche der Probleme. Er gibt keine Erklärungen, er begnügt sich vielmehr mit Bildern und Vergleichen. Er gleitet und huscht zwischen den Problemen hindurch; es ist nur ein Kosten und Naschen. So lassen Essayisten, Romanschriftsteller, Novellisten und lyrische Dichter in der Regel ein Prävalieren von W-Substanz erkennen.

Wenn W sich wissenschaftlich betätigt, so geschieht dies nicht aus Interesse, aus Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck. Vielfach liegen erotische Motive zugrunde. Überhaupt geht W im Geschlechtsleben auf, in der Sphäre der Begattung und Fortpflanzung, d. h. im Verhältnis zu Mann und Kindern. Außergeschlechtliche Dinge tut sie nur für den Mann, den sie liebt oder um des Mannes willen, von dem sie geliebt sein möchte. Der Mann dagegen kennt auch ein Interesse für außersexuelle Dinge an sich. Mit der einseitigen Bewertung des Sexuellen bei W hängt auch die Vorliebe für das Kuppeln zusammen. Das echte Weib macht gern den Vermittler, wenn es sich darum handelt, zwei geschlechtsreife Menschen zusammenzubringen, das gegenseitige Sichfinden herbeizuführen und zu begünstigen. Jeder wahre Mann wendet sich widerwillig von dem heiratsvermittelnden Treiben der Frauen ab, selbst wenn er seine eigene Tochter gern versorgt sehen möchte. Der feminine Mann dagegen hat infolge seiner W-Substanz meistens Sinn und Verständnis für die Kuppellei und betätigt sich nicht ungern in dieser Richtung.

Auf dem Gebiet des Willenslebens ist Mangel an Initiative und Konsequenz eine weibliche Eigentümlichkeit. Es fehlt die Ausdauer, Zähigkeit und Beharrlichkeit. Der Mann ist energischer, resistenter und stabiler. Das Weib suggestibel und leicht beeinflussbar; es ist unselbständig und ohne Originalität. W ist sehr zugänglich für Fremdes und nimmt leicht andere Ansichten an. Es will sogar passiv und rezeptiv sein; nur darin fühlt es sich glücklich. Es will sich an den Mann anschmiegen, will von ihm geformt und gebildet werden. Alle hypnotischen Medien beiderlei Geschlechts sind hochgradig feminin, die Refraktären dagegen stark maskulin. Eine große Rolle spielt die Suggestibilität bei der Frau in Sachen der Mode. WEININGER meint, daß der Grad der Abhängigkeit vom äußeren Milieu, von Umweltseinflüssen stets dem Gehalt an W parallel geht. Das Weib hat infolge der größeren Plastizität ihrer Psyche eine feine Einfühlungsfähigkeit. Es hat die Fähigkeit, sich ganz in einen anderen Menschen hineinzusetzen, sein psychisches Leben vorübergehend zu seinem eigenen zu machen. Und dies ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit, einen anderen Charakter getreu und lebenswarm nachzuahmen. Daher ist feminines Wesen für einen Schauspieler unbedingt erforderlich. Jedenfalls sind hochgradig maskuline Männer dazu wenig geeignet; denn ihre Individualität ist zu stabil, zu ausgeprägt und läßt sich nicht verleugnen. Maskuline Schauspieler eignen sich meistens nur für eine Rolle, d. h. sie können nur sich selbst darstellen.

Die weibliche Eitelkeit ist gerichtet auf Festhaltung, Steigerung und Anerkennung körperlicher Schönheit. Es ist das Behagen am eigenen Körper. W hat das Bedürfnis, ihren Körper bewundert und begehrt zu sehen; eine Frau vergißt nie, wenn ein Mann sie häßlich gefunden hat. Diese Form der Eitelkeit ist dem maskulinen Mann fremd. Aber unter den femininen Männern gibt es solche, die auf die Promenade gehen, nur um ihr Gesicht, ihre Figur bewundert zu fühlen. Sie sind ungemein sorgfältig in bezug auf ihr Äußeres. Ja, sie können ein Sklave ihrer Toilettenorgen werden (Spiegel, Parfüm, Puder). Sie wählen gern auffallende Farben und aparte Muster in ihrer Kleidung. Sie lieben helle Krawatten, reiche breitkrämpige Hüte und ein Taschentuch in der Seitentasche. Sie haben ein großes Interesse für kunstgerechte Frisuren; sie schmücken sich gern. Dem echten Mann sind Toilettenfragen gleichgültig, er will nur anständig und gut gekleidet gehen. Und bei Mannweibern finden wir oft eine grobe Vernachlässigung der Toilette und einen Mangel an Körperpflege. Sie sind rascher mit ihrer Toilette fertig als mancher feminine Mann.

Auch die Tanzlust ist eine Eigentümlichkeit von W. Bei maskulinen Männern kommt sie selten vor. Maskuline Weiber tanzen meist schlecht und ungern.

Feminine Männer sind vielfach gute Frauenkenner, weil sie zum großen Teil selbst W sind. Sie wissen die Frauen besser zu behandeln als Vollmänner, die diese Kunst erst durch lange Erfahrung und oft überhaupt nicht lernen.

Alle berühmten, geistig irgendwie hervorragenden Frauen weisen zahlreiche männliche Züge auf. Auch ihr Aussehen ist vielfach dem Mann angenähert. Von den maskulinen Frauentypen ist auch die Emanzipationsbewegung getragen, der die echte Frau fast feindselig gegenübersteht. Die maskuline Frau ist meist im Urteil klarer und selbständiger in der

Bildung einer eigenen Meinung; dafür aber einfacher und in der Regel geschmackloser in der Kleidung. Geschmack ist eine der wesentlichsten weiblichen Eigenschaften.

WEININGER unterscheidet noch zwei spezielle Formen der Weiblichkeit: Das Weib als Mutter und das Weib als Dirne. Dirnen sind nicht nur unter den käuflichen Mädchen, sondern auch unter anständigen Frauen. Es handelt sich um zwei entgegengesetzte Veranlagungen, die sich auf die verschiedenen Frauen in verschiedenem Verhältnis verteilen. In den meisten Frauen sind beide Möglichkeiten vorhanden. Es ist keine Frau ganz ohne mütterliche Regungen, aber auch keine frei von Dirneninstinkten.

Für den Muttertyp ist das Kind der Hauptzweck des Lebens. Sie nimmt jeden Mann, der ihr ein Kind verschaffen kann. Der absoluten Dirne liegt nur am Mann, der ihr zum Geschlechtsgenuß verhilft. Der sicherste Prüfstein ist das Verhältnis zur Tochter. Die echte Mutter wird niemals ihre Tochter beneiden wegen ihrer Jugend oder wegen größerer Schönheit; sie wird ihr die Bewunderung durch die Männer nicht mißgönnen, sondern sich des Verehrers ihrer Tochter freuen, als wäre es ihr eigenes Erleben. Wenn das Weib vorwiegend Dirne ist, wird es in ihrem Sohne in erster Linie dessen Mannheit wahrnehmen und in einem sexuellen Verhältnis zu ihm stehen. Die Mutter fühlt sich dem Manne stets überlegen, da sie sich als seinen Anker weiß. Sie hat Verständnis für das Naive und Kindliche, für die Einfalt im Mann. Die Dirne hat nur Sinn für Raffinement, sie nützt den Mann für ihre Zwecke aus. Die Mutter opfert sich mit rührender Liebe und Fürsorge für ihre Familie auf. Die Dirne lebt ihr eigenes Leben. Von der Mutter fühlen sich nur solche Männer sexuell angezogen, die kein Bedürfnis nach geistiger Produktivität besitzen. Bedeutende Männer haben in der Regel Dirnen geliebt.

WEININGER krönt seine Typeneinteilung mit dem wichtigen Gesetz der sexuellen Anziehung, daß immer nur ein ganzer Mann und ein ganzes Weib zur sexuellen Vereinigung zusammzukommen trachten. Dabei kann die Masse von W und M auf die zwei verschiedenen Individuen in jedem Falle in verschiedenem Verhältnis verteilt sein. Mit anderen Worten, ein femininer Mann begehrt eine virile Frau in folgendem Verhältnis: ♂  $\frac{3}{4}$ M +  $\frac{1}{4}$ W × ♀  $\frac{3}{4}$ W +  $\frac{1}{4}$ M oder ♂  $\frac{1}{4}$ M +  $\frac{3}{4}$ W × ♀  $\frac{1}{4}$ W +  $\frac{3}{4}$ M. Die Harmonie der Bindung unter den Geschlechtstypen ist dann gesichert, wenn von beiden Beteiligten die Masse an M und W einen ganzen Mann und eine ganze Frau ergibt.

Die Typenaufstellung von WEININGER enthält zweifellos wichtige Gesichtspunkte. Speziell die psychiatrische Erfahrung lehrt, daß sexuelle Zwischenstufen hinsichtlich der tertiären Geschlechtscharaktere viel häufiger sind, als man für gewöhnlich annehmen möchte. Ein großer Nachteil liegt jedoch darin, daß die Darstellung so viel Unrichtiges und Widerspruchsvolles bringt. WEININGER ist ausgesprochen misogyn und möchte den Frauen alle minderwertigen Eigenschaften andichten. Er hat keinen Blick für das Positive der weiblichen Psyche. Unter dieser Einseitigkeit leidet natürlich die wissenschaftliche Bedeutung seiner Typisierung. Immerhin wird man sagen müssen, daß die Beachtung der Geschlechtlichkeit vor allem bei pathologischem Material zu fruchtbaren Ergebnissen führen kann. Ob die „Geschlechtsgebundenheit“ der Eigenschaften, die WEININGER als typisch W bzw. typisch M aufstellt, wirklich zu Recht besteht, wäre erst durch genaue und eingehende Korrelationsuntersuchungen zu entscheiden. Sicherlich wird man ihm den intuitiven Blick, mit dem er das Problem gesehen hat, nicht absprechen können.

Eine andere Kontrasttypeneinteilung finden wir bei C. G. JUNG<sup>1)</sup>, der extravertierte und introvertierte Typen einander gegenüberstellt.

Nach einer vorläufigen Mitteilung (1916)<sup>2)</sup> setzte JUNG erstmals in der Psychologie der unbewußten Prozesse<sup>1)</sup> seine Typenunterscheidung eingehender auseinander. Später hat er sie in dem Werk „Psychologische Typen“ weiter ausgebaut.

<sup>1)</sup> JUNG, C. G.: Die Psychologie der unbewußten Prozesse. Zürich: Rascher & Cie. 1917. Ders.: Psychologische Typen. Zürich: Rascher & Cie. 1921.

<sup>2)</sup> JUNG C. G.: Collected Papers on Analytical Psychology. London 1916.



Extraversion bedeutet nach JUNG Auswärtswendung der Libido (L. = psychische Energie). Das ist eine offenkundige Beziehung des Subjektes auf das Objekt im Sinne einer positiven Bewegung des subjektiven Interesses zum Objekt hin. „Jemand, der sich in einem extravertierten Zustande befindet, denkt, fühlt und handelt in bezug auf das Objekt und zwar in einer direkten und äußerlich deutlich wahrnehmbaren Weise, so daß kein Zweifel über seine positive Einstellung auf das Objekt bestehen kann“. Es ist gewissermaßen eine Hinausverlegung des Interesses aus dem Subjekt auf das Objekt. Das Subjekt denkt und fühlt sich in das Objekt ein. Man kann von einer aktiven Extraversion sprechen, wenn sie absichtlich gewollt ist, von einer passiven, wenn das Objekt die Extraversion gewissermaßen erzwingt, d. h. von sich aus das Interesse des Subjekts anzieht, eventuell gegen die Absicht der letzteren.

Der extravertierte Typus ist durch den habituellen Zustand der Extraversion gekennzeichnet.

Introversion heißt Einwärtswendung der Libido; mit anderen Worten eine negative Beziehung des Subjektes zum Objekt. In diesem Zustand zieht sich das Interesse vom Objekt zurück auf das Subjekt. Dem Objekt kommt nur eine sekundäre Bedeutung zu. Das Denken, Fühlen und Handeln der introvertierten Einstellung läßt deutlich erkennen, daß das Subjekt in erster Linie motivierend ist. Die Introversion ist aktiv, wenn das Subjekt eine gewisse Anschließung gegenüber dem Objekt will, passiv, wenn das Subjekt nicht instande ist, „die vom Objekt zurückströmende Libido wieder auf das Objekt zurückzubringen“.

Die habituelle Introversion charakterisiert den introvertierten Typus.

Jeder Mensch besitzt beide Mechanismen; die Bewegung des Interesses auf das Objekt hin und die Bewegung des Interesses vom Objekt weg zum Subjekt und dessen eigenen psychologischen Vorgängen. Nur das relative Überwiegen macht den Typus aus; und zwar stellt JUNG sich dies so vor, daß beim Introvertierten die extravertierte Einstellung sich in der „Verdrängung“ befände, während umgekehrt beim Extravertierten die Introversion verdrängt sei. Gelegentlich kann die eine Einstellung die andere in der Vorherrschaft ablösen.

Im extravertierten Falle zieht das Objekt die Tendenzen des Subjekts wie ein Magnet an. Ja, das Objekt bestimmt das Subjekt in hohem Maße; es entfremdet sogar das Subjekt sich selber und zwingt es zur Angleichung und zur Selbstaufgabe an die Umwelt. Bei der vorherrschenden Introversion ist und bleibt das Subjekt das Zentrum aller Interessen. Es hat den Anschein, als ob die Energie gewissermaßen vom Objekt wegfließe, als ob das Subjekt der Magnet sei, der das Objekt an sich ziehen wolle. So ordnet der extravertierte Standpunkt das Subjekt dem Objekt unter, nur diesem kommt der überragende Wert zu. Dagegen sucht die introvertierte Einstellung unter allen Umständen das Ich und den subjektiven psychologischen Vorgang den Objekten und ihren Vorgängen überzuordnen oder doch mindestens sich ihnen gegenüber zu behaupten. Dieser Standpunkt gibt dem Subjekt eine höhere Bedeutung als dem Objekt; es steht das Objekt immer auf einem tieferen Wertniveau. Gelegentlich hat es nur die Bedeutung des äußeren objektiven Zeichens für einen subjektiven Inhalt; etwa als Verkörperung einer Idee oder als Gegenstand eines Gefühls, wobei aber das Gefühlserlebnis die Hauptsache ist und nicht das Objekt in seiner realen Individualität.

Wir erkennen in diesen Darlegungen von JUNG eine energetische Auffassung von den Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt, wobei der Hauptakzent der Erlebnisweise entweder auf der einen, subjektiven, oder auf der anderen, objektiven Seite liegen kann.

JUNG setzt zwei verschiedene Theorien der Psychoanalyse (FREUD und ADLER) mit seiner Typenauffassung in Parallele. Das Grundschema bei FREUD ist die Sexualität, welche die stärkste Beziehung zwischen Subjekt und Objekt ausdrückt. Ihm erscheint das möglichst ungestörte Ausleben der Triebe an passend ausgewählten Objekten als das notwendige Heilmittel. Er möchte ein ungehindertes Herausfließen der Triebe an ihre Objekte gewährleisten. Diese Ansicht entspricht — wenn man neben den sexuellen auch andere Triebe und Tendenzen gelten läßt — im wesentlichen der Extraversion. Im Gegensatz zu FREUD betont ADLER die Ichsuperiorität. Er faßt den Menschen in erster Linie als einen Ichpunkt auf, der unter keinen Umständen dem Objekt unterlegen sein darf. Daher tritt er für die Macht des Subjekts ein, die am wirksamsten gegen die Objekte sichert, die dem

Subjekt eine jede Beziehung aufhebende und unangreifbare Isolierung gibt. Diese Theorie deckt sich bis zu einem gewissen Grade mit dem introvertierten Standpunkt.

Auf die vielen Beispiele einer Typendifferenzierung aus der Literatur, mit denen JUNG sich ausführlich auseinandersetzt, möchte ich nicht näher eingehen. SCHILLERS Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung versucht er in seine Sprache zu übersetzen. Die naive Einstellung sei extravertiert, die sentimentalische introvertiert. Ebenso entspricht nach seiner Meinung das Apollinische bei NIETZSCHE der Introversion, das Dionysische der Extraversion. Ferner bestehen Beziehungen zwischen Extraversion und Einfühlung (WORRINGER) wie zwischen Introversion und Abstraktion; zwischen Rationalismus (JAMES) und Introversion, Empirismus und Extraversion usw. Wir wollen uns rein auf die Typencharakteristik beschränken. Da erwähnt JUNG zunächst Charaktertypen von JORDAN<sup>1)</sup>, die sich durch die Verschiedenheit von Aktivität und Reflexion unterscheiden. Bei dem einen ist die Tendenz zur Reflexion schwach und die zur Aktivität stark ausgebildet, während bei dem anderen die Neigung zur Reflexion vorherrscht und der Tätigkeitstrieb schwach ausgebildet ist. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es unendliche Abstufungen. JUNG denkt auch bei dieser Typeneinteilung an seine Extra- und Introversion, und zwar soll der reflektive Typus der introvertierten und der aktive der extravertierten Einstellung gleichzusetzen sein. Er gibt nach dem Material von JORDAN eine Schilderung von einigen typischen Fällen, getrennt nach Geschlechtern.

Als extravertierte Frau schildert er einen in jeder Beziehung farblosen, weiblichen Durchschnittstypus. Rasch, aber ohne Ausdauer; ausgefüllt von vielen kleinen Dingen; überzeugt, daß nichts ohne sie gerät. In Gesellschaft gütig, freigebig, gastfreundlich und hilfreich. Ohne richtige Überzeugungen, ohne tiefe Leidenschaft. In wichtigen großen Angelegenheiten autoritätsgläubig („Sie forscht nicht nach und zweifelt nicht“). In ihrer kleinen Welt ist alles so, wie es nicht sein sollte. Beständiges Tadeln im häuslichen Kreise mit der Versicherung, daß sie nur das Beste wolle. In der Eheschließung stark beeinflusst durch Ehrgeiz, Veränderungslust, hergebrachte Gewohnheit, Verlangen nach solider Lebensbasis oder nach größerem Wirkungskreis. Sie liebt Wechsel und Bewegung; morgens Gottesdienst, abends komische Oper. Geselligkeit ist ihr Genuß. Sie ist gewohnheitsgemäß anständig und imitiert gern. Die Bücher, die sie liest, müssen Leben und handelnde Personen enthalten.

Die Affektivität ist beweglich, aber oberflächlich. Kein geistiges Innenleben; es fehlt das selbständige Überlegen. Aber gute Einpassung in das allgemeine Leben der menschlichen Gesellschaft. Ja, die extravertierte Frau fördert die Geselligkeit durch ihre leichte, unverbindliche Art. Sie schlägt in erster Linie die Brücke zum Nächsten. Oft wirkt sie aufreizend durch takt- und schonungsloses Beurteilen der Menschen. Doch nimmt sie aktiv am Wohlergehen der andern teil; sie hat die Tendenz anderen eine Freude zu machen.

Die introvertierte Frau ist ein komplizierter Charakter. Unter ruhiger Oberfläche schlummert wilde Leidenschaft, deren Chaos sie kennt und fürchtet. Da sie über sich selbst nachdenkt, versucht sie sich nach außen zu beherrschen. Sie versucht vom Denken her über das elementare Triebleben Gewalt zu bekommen; doch wird sie nicht immer ganz Herr. Oft wird die Vernunft von ihren starken Leidenschaften mitgerissen. Ihre Liebe ist mächtig, ihr Haß gleichermaßen. Sie kann zwar die liebevollste Mutter und Gattin sein, aber Eifersucht und Haß kann sie zum wilden Tier machen. Im konventionellen Milieu beherrscht und kühl, zeigt sie ihre Gefühlsnatur nur im intimen Kreise. Hier allein entfaltet sie ihre Vorzüge und Nachteile, hier zeigt sie den Reichtum ihres Herzens, ihre Sorgen und Freuden, aber auch ihre Leidenschaften und Fehler wie Unversöhnlichkeit, Eigensinn, Zorn, Eifersucht oder gar Zügellosigkeit. In gesellschaftlicher Hinsicht bleibt sie sich in den verschiedensten Umgebungen möglichst gleich. Sie macht keine großen Ansprüche und ist leicht zufriedenzustellen.

Die introvertierte Frau versteht zu beruhigen und aufzumuntern. Sie hat Mitgefühl mit allen Schwachen. Ihr Urteil ist milde und tolerant. Bei der Lektüre will sie den innersten Gedanken, das tiefste Gefühl eines Buches erfassen.

Introvertiert ist sie wegen ihres bewußten Innenlebens. Sie liebt das Verstehen und Erfassen der Gedanken. Sie behält ihre Gefühle für sich, anstatt sie anderen aufzuladen.

<sup>1)</sup> JORDAN, F.: F. R. C. S. Character as seen in Body and Parentage. London 1896.

Sie bildet sie durch tiefgehende Überlegung zu inneren Überzeugungen um. Man kann vernünftig mit ihr reden. Sie hat selbständige Meinungen, die sie unter Umständen mit zäher Energie verteidigt. Trotzdem würdigt sie ihre Gegner, doch läßt sie sich nicht von ihnen beeinflussen. Ihre Affektivität ist schwerer und weit weniger beweglich als ihr geistiges Leben.

Der extravertierte Mann ist unberechenbar und launenhaft. Mit sich selbst zufrieden, urteilt er über andere stets in abfälliger Weise. Alles, was ihm vorkommt, ist entweder unwahr, oder man kennt es schon längst. Gibt es außer ihm noch eine „Sonne“, so fühlt er sich als Märtyrer. Er ist lieber öffentlich bekannter Vorsitzender einer kleinen Kommission als der unbekanntere Wohltäter eines ganzen Volkes. Er ist überzeugt von seiner Wichtigkeit, daran hindert ihn auch mangelnde Begabung nicht. Er glaubt an sich und bewundert seine Tätigkeit. Wenn er in öffentlichen Versammlungen nichts zu sagen hat, wird er sich doch irgendwo bemerkbar machen (etwa durch die Bitte, ein Fenster zu schließen). Hat er eine Versammlung versäumen müssen, so stört er sie wenigstens durch ein ostentatives Entschuldigungstelegramm. Er verlangt Aufmerksamkeit. Er will, daß die Leute in ihm den Menschen sehen, der unentwegt und schlaflos auf seines Nächsten Wohl bedacht ist. So kann er nicht wohl ohne Belohnung von dannen gehen. Er bewegt durch seine Reden, ohne selbst bewegt zu sein. Selten bringt er neue Ideen auf; er hält sich an bestehende Gewohnheiten und Überzeugungen, ist sogar in der Regel moralisch und wahrhaftig. Er ist schnell bei der Hand; rasch findet er Wünsche und Meinungen der anderen heraus. Er organisiert und unterhandelt geschickt mit seinen Gegnern. Insofern sind seine Qualitäten oft nützlich für die Gesamtheit. Wir finden ihn stets voller Projekte, voll sensationeller Geschäftigkeit. Die Gesellschaft muß angenehm beeindruckt, in Erstaunen versetzt oder gar beängstigt und erschüttert werden. Er ist dauernd in Bewegung und zum Ausruhen unfähig. Nach der Arbeit treibt es ihn zum Vergnügen.

Dieser vielgeschäftige, geltungsbedürftige Typus stellt das Extrem einer Beziehung zur Objektwelt, zu den täglichen Ereignissen des menschlichen Lebens dar.

Der introvertierte Mann überschätzt gern die Verdienste seiner Mitmenschen. Er ist ohne Selbstvertrauen, ohne Selbstsicherheit. Nicht ohne Mut, doch unfähig zu einer absoluten Überzeugung, zu einer unfehlbaren Wahrheit. Er hat nicht die Kühnheit, etwa seiner Überzeugung wegen andere verbrennen zu lassen. Selbst bei bedeutender Begabung muß er von seiner Umgebung in den Vordergrund geschoben werden. Dann erst wagt er sich an die Öffentlichkeit. Ist seine Arbeit getan, so geht er gerne. Er kann auch andere anerkennen. Lieber gibt er eine Sache aus der Hand, als daß er sie in der eigenen zugrunde gehen läßt. Er ist der Typus des Zauderers, der sich nur ungern inszeniert und lieber in Ruhe und Zurückgezogenheit sein Leben verbringt. Für ihn hat die Objektwelt nur sekundäre Bedeutung.

Beim extravertierten Typus findet sich zwar möglichst reibungslose Anpassung an das objektiv Gegebene. Er lebt so, wie es den objektiven Verhältnissen und ihren Anforderungen unmittelbar entspricht. Sein ganzes Bewußtsein blickt nach außen. Eine gewisse Gefahr besteht jedoch für ihn darin, daß er allzu sehr in die Objekte hineingezogen wird und sich selbst ganz verliert. Wird die Extraversion in einem gegebenen Falle derartig überspannt, so kommen andere Tendenzen zu Wort, die sich für gewöhnlich in der Verdrängung befinden. Es sind unbewußte egozentrische Introversionstendenzen, die diesem allzu stürmischen Einbruch der Objektwelt entgegenarbeiten und der bewußten Extraversion Opposition machen. So kommt es zu schweren inneren Konflikten und unter Umständen zur Neurose.

Für das introvertierte Bewußtsein hat die Objektwelt, wie wir gesehen haben, eine zu geringe Bedeutung. Es erwählt allein die subjektive Determinante als ausschlaggebend. Und doch kann vielfach die Souveränität des Ichs nur mit krampfhafter Anstrengung gewahrt werden. Das Subjekt sieht sich gezwungen, Schutzmaßnahmen und Sicherungen aufzubauen, um nicht dem übermächtigen Einfluß, der Sklaverei des objektiv Gegebenen zu verfallen. Dann pflegt die unbewußte (verdrängte) extravertierte Einstellung nicht selten die Machtillusionen und die Überlegenheitsphantasie des Bewußtseins zu zerstören, und das Objekt wächst zu einer angsterregenden Macht trotz bewußter Entwertung. Hier liegt die Konfliktsmöglichkeit der Introvertierten. Das mit einem förmlichen System von Sicherungen umgebene Ich ist nicht mehr fähig, sich die Illusion der Überlegenheit zu wahren.

Wider Willen imponiert die Objektwelt anhaltend und mächtig, was die unangenehmsten Affekte auslöst. In extremen Fällen steigert sich der innere Zwiespalt zu Furcht und Mißtrauen gegenüber der Gewalt des Objektiven, zur paranoiden Angst, dem Einfluß der Objektwelt widerstandslos ausgeliefert zu sein. Hier liegt die Wurzel der introvertierten Neurose.

Je einseitiger die bewußte Einstellung entwickelt ist, desto deutlicher tritt die kompensatorische Funktion des Unbewußten zutage.

Außer diesen dynamischen Beziehungen nimmt JUNG noch vier psychologische Grundfunktionen an, die z. T. in bewußter und verdrängter Antithese einander entgegenarbeiten können; Denken, Fühlen, Empfindung und Intuition. Ist das Denken im Bewußtsein vorherrschend, so ist das Fühlen verdrängt, ebenso umgekehrt. Und gleichermaßen stehen sich Empfindung und Intuition als ein solches Gegensatzpaar gegenüber.

Das Denken ist diejenige Funktion, die gegebene Vorstellungsinhalte in Zusammenhang bringt. Beim Fühlen handelt es sich um die Bewertung eines gegebenen Inhaltes im Sinne des Annehmens oder Zurückweisens. Das Empfinden ist gleichbedeutend mit Perzeption; es bezeichnet die Funktion, die einen physischen Reiz der Wahrnehmung vermittelt. Und die Intuition ist eine Art instinktiven Erfassens; eine Funktion, die auf unbewußtem Wege Wahrnehmungen vermittelt.

Nach dem Überwiegen einer dieser vier Grundfunktionen stellt JUNG je vier verschiedene Spezialtypen der Extra- und Introversion auf. Dabei stellt er sich vor, daß die allzu extreme einseitige Überspannung einer Funktion die entsprechende verdrängte (vernachlässigte) Gegenfunktion aus dem Unbewußten aufsteigen und zur Wirksamkeit kommen lassen kann. So erweist sich z. B. das Unbewußte des Intellektuellen als eigentümlich phantastisch; es steht in groteskem Gegensatz zu dem übertrieben rationalistischen Intellektualismus des Bewußtseins, der bei Überspannung von dem phantastischen Denken gewissermaßen überrannt werden kann. Diese Verdrängungsbeziehungen bleiben im einzelnen unklar und verschwommen, so daß ich hier nicht näher auf sie eingehen kann.

Die Darstellung der verschiedenen Untertypen selbst ist an manchen Stellen derartig konstruktiv und unplastisch, daß man sich vielfach kein rechtes Bild von ihnen machen kann<sup>1)</sup>. Ich möchte mich daher mit groben Umrissen begnügen.

Der extravertierte Denktypus bringt seine gesamte Lebensäußerung in die Abhängigkeit von intellektuellen Schlüssen, die sich letzten Endes am objektiv Gegebenen, an Tatsachen oder allgemeingültigen Ideen orientieren. Diese objektive Tatsächlichkeit erstarrt leicht zu einer intellektuellen Formel, die mit fanatischer Unduldsamkeit, ja oft mit tyrannischer Aggressivität (Kompensation) verfochten wird. Es finden sich unter solchen Menschen Reformatoren, öffentliche Ankläger, Gewissensreiner und Propagatoren, z. T. mit Einschlägen von nörgelnder Kleinlichkeit und Enge.

Der extravertierte Fühltypus pflegt sich in allgemein verbreitete Gefühlssituationen und allgemein gültige anerkannte Wertrichtungen einzupassen. Diese Fühlweise ist eine wohlthätige vernünftig wirkende Macht, ohne die eine schöne harmonische Geselligkeit nicht denkbar ist. Bewußtes Denken kann nur aufkommen, soweit es nicht zu einem das Gefühl störenden Ergebnis kommt. Dieser Typus ist sehr ausgesprochen beim weiblichen Geschlecht. Er bemüht sich, einen intensiven Gefühlsrapport mit der Umgebung herzustellen. Oft erreicht die Bedeutung der Objekte einen sehr hohen Grad, daß die Persönlichkeit mehr oder weniger vollkommen in ihnen aufgeht. Das führt leicht zur Haltlosigkeit, Wankelmütigkeit und Unbeständigkeit. Bei allzu straffer Überspannung zu kompensatorischer Introversion, zu Negativismus und zur Opposition in Form von hysterischen Mechanismen.

Der extravertierte Empfindungstypus ist durch sinnliche Bindung an das Objekt charakterisiert. Seine Absicht geht auf konkreten Genuß. Zu den Objekten fühlt er sich am meisten getrieben, die stärksten Empfindungen auslösen. Es sind Menschen von lebendiger Genußfähigkeit; oft lustige Brüder, oft geschmackvolle Ästheten. Sie kleiden sich gut, sie essen und trinken gerne gut. Je mehr die Empfindung überwiegt, desto roher, skrupelloser und raffinierter setzt sich die Genußsucht durch. Wird die Bindung ans Objekt aufs Äußerste getrieben, so entstehen (kompensatorische Introversion) pathologische

<sup>1)</sup> In einem kürzlich erschienenen Aufsatz (Psycholog. Typen. Zeitschr. f. Menschenkunde Bd. I. 1925) deutet JUNG an, daß man noch weitere Untergruppen aufstellen könnte. So seien beim Denktypus z. B. spekulatives, logisch-mathematisches und empirisches Denken voneinander zu trennen.

Projektionen in Form von Eifersuchtsphantasien, Angszuständen, Phobien und Zwangssymptomen. Dies sind unbewußte Kompensationen der moralischen Zwanglosigkeit.

Der extravertierte intuitive Typus. Auch er steht in ausgesprochener Abhängigkeit von äußeren Situationen und Möglichkeiten. Mit Intuition meint JUNG nicht bloßes Schauen, sondern aktiv schöpferische Geistestätigkeit. Der Intuitive ist ganz besonders dazu befähigt, neue Möglichkeiten und Beziehungen zu ahnen. Er hat eine feine Witterung für Keimendes, Zukunftversprechendes. Ohne Respekt und Pietät für bestehende Überzeugungen und Lebensgewohnheiten wendet er sich stets mit Begeisterung dem Neuen zu, um es wegzuerwerfen, sobald er es erkannt hat. Er erscheint daher oft als unmoralischer und rücksichtsloser Abenteurer. Wir finden ihn in gesicherter Position unter Kaufleuten, Unternehmern, Spekulanten, Agenten und Politikern. Hier kann er volkswirtschaftlich und als Kulturförderer sehr bedeutsam wirken. Er hat einen feinen „Instinkt“ für das Nützliche und Erfolgversprechende. Er kann Mut und Begeisterung einflößen für eine neue Sache. Leicht verfällt er der Gefahr der Verzettlung. Dann opponiert das Unbewußte, und es treten pathologische Erscheinungen in Form von intensiven Projektionen zutage (hypochondrische Zwangsideen, Phobien und alle möglichen absurden Körperempfindungen). Das Unbewußte weist gewissermaßen die souveräne Überlegenheit in ihre Schranken zurück.

Der introvertierte Denktypus ist ausschlaggebend beeinflusst durch Ideen, die nicht dem objektiv Gegebenen entspringen, sondern dem Subjekt. Er geht in seinem Urteil kalt, willkürlich und rücksichtslos über das Objekt hinweg. Sein Denken schafft häufig Theorien nur um der Theorie willen; Tatsachen werden leicht ignoriert, um der Phantasie freien Lauf zu lassen. Ihm genügt ein spärliches Tatsachenmaterial, wenn es gilt, die Glaubwürdigkeit und Gültigkeit seines Gedankensystems zu beweisen. Bei völligem Fehlen des Zusammenhangs mit der objektiven Erfahrung werden seine Ideen mythologisch und unwahr. Er schreckt beim Ausbau seiner Gedankenwelt vor nichts zurück, selbst wenn es gefährlich, umstürzlerisch, ketzerisch oder gefühlverletzend sein könnte. Der enorme Mangel an praktischer Fähigkeit erschwert die Umsetzung seiner Ideen in die Wirklichkeit ungeheuer. Er hat keine Beziehung zur Wirklichkeit. Daher benimmt er sich ungeschickt und erreicht meistens das Gegenteil von dem, was er will. In der Verfolgung seiner geistigen Interessen hartnäckig, starr, eigensinnig und unbeeinflussbar, unterliegt der weltfremde Idealist oft schädigenden Einflüssen seiner Umgebung. Er läßt sich aufs schmachlichste ausbeuten und ausplündern; seine Kritiklosigkeit dem Objekt gegenüber wird ausgenutzt. Auf Fernstehende wirkt er vielfach borstig, unnahbar und hochmütig. Doch die Nächsten wissen seine Intimität aufs höchste zu schätzen. Auf jede auch noch so gerechte Kritik reagiert er mit Empfindlichkeit, ist giftig und aufs äußerste verbittert und verletzt. Damit isoliert er sich allmählich in jeder Hinsicht. Sein Denken gibt ihm den erforderlichen Selbstschutz gegen die Objekte, die sonst seine Selbstbehauptung untergraben würden.

Der introvertierte Fühltypus (schwer rational zu fassen) strebt nach tief innerlichem Gefühlserleben, zu dem die Objekte höchstens einen geringen Anreiz bieten. Er zieht sich vor der Brutalität des Objektes mimosenhaft zurück, um den tiefen Grund des Subjekts zu erfüllen. Die Gefühle treten nach außen selten zutage. Er ist still und schwer zugänglich, ohne „Auftreten“, seine wahren Motive hält er verborgen. In der Regel verhält er sich indifferent und kühl bis zur Gleichgültigkeit gegen Wohl und Wehe der andern. Zu starke Einwirkungen der Objekte werden mit schneidender Kälte schroff zurückgewiesen. Gewaltig mitreißende Erlebnisse und Gefühlssituationen erzeugen wohl eine momentane Lähmung, gegen die jedoch dann ein um so heftigerer Widerstand einsetzt. Anmaßende Herrschsucht und Tyrannei ist eine häufige Begleiterscheinung der Objektscheu. In pathologischer Überspannung stellen sich paranoide Erscheinungen ein (man wittert überall Gemeinheiten, verdächtige Beziehungen und intrigante Machenschaften).

Der introvertierte Empfindungstypus erlebt die Objektwelt nur als Moment der Auslösung für seine subjektiven Empfindungen. Dabei wird die Sinnesperzeption schon in ihrem Entstehen verändert. Die Empfindung bringt anderes hervor, als nach der äußeren Sachlage vermutet werden könnte. Es entsteht eine illusionäre Auffassung der Wirklichkeit, von den realen Objekten total verschieden. Daher wirkt das Handeln dieser Menschen unverständlich und wirklichkeitsfremd. Sie werden leicht das Opfer der Aggressivität und Herrschsucht anderer. Sie lassen sich mißbrauchen und rächen sich dafür an ungeeigneter Stelle

durch Eigensinn und Störrigkeit. Sie haben die Tendenz sich von der Außenwelt abzuschließen. In leichterem Grade beobachten sie, um die Objekteinwirkung in den nötigen Schranken zu halten, gegen alles eine wohlwollende Neutralität.

Der introvertierte intuitive Typus ist der Typus des Künstlers, der Typus des mystischen Träumers, Sehers und Phantasten. Bei ihm richtet sich die Intuition auf die inneren Objekte, auf die Elemente des „Unbewußten“; sie schafft Phantasien und Bilder, die in der äußeren Erfahrung nicht anzutreffen sind. Die Wirklichkeit hat nur untergeordnete Bedeutung, infolgedessen ist in der Regel eine sehr mangelhafte Objektanpassung zu beobachten (unsicher, verlegen, zurückhaltend). Er lebt ganz in dem Banne des weltentrückten inneren Geschehens, das ihm selbst unerschöpfliche Reize bietet. Das innerlich Erschaute läßt sich nur schwer in rational verständliche Form prägen. So bleibt er oft unverstanden, da seine Sprache nicht die ist, die allgemein gesprochen wird. Ihm selbst aber gibt die innere Anschauung ein unermesslich reiches Glücksgefühl.

Abschließen möchte ich die JUNGSche Typenbetrachtung mit der von ihm an manchen Stellen hervorgehobenen wichtigen Tatsache, daß die extremen Typen der Extra- und Introversion einander meistens verständnislos gegenüberstehen. Jeder beurteilt den anderen nach seiner psychologischen Eigenart, und das muß notwendig zu Mißverständnissen führen. Der Extravertierte erscheint z. B. dem Introvertierten vielfach oberflächlich und taktlos, während umgekehrt der Extravertierte den Introvertierten für kalt und lieblos hält. Es sind zwei getrennte Welten, die nur schwer zusammenkommen können. In der Regel ist ihnen die Einfühlung für den Gegentypus versagt. Sie denken und reden insbesondere in geistigen Dingen aneinander vorbei.

Die JUNGSche Typeneinteilung hat, wie wir gleich sehen werden, manches mit den Typen von KRETSCHMER gemeinsam. In vieler Beziehung ist der Introvertierte den schizoiden Typen ähnlich; ebenso finden sich manche Vergleichspunkte zwischen extravvertiert und zykllothym. JUNG bringt eine Fülle von psychologischen Einzeltatsachen, denen gute Beobachtungen zugrunde liegen. Wir heben einzelne wichtige Gesichtspunkte hervor. Seine Idee der dynamischen Beziehungen verschiedener psychologischer Grundfunktionen zueinander weist in der Richtung der modernen Charakterforschung. Mit der Extra- und Introversion erfaßt er gewisse Grundunterschiede der Einstellung zur Objektwelt, die sicherlich für den Persönlichkeitsaufbau wesentlich sind. Sie decken sich z. T. mit Begriffen wie Selbstbehauptung und Selbsthingabe oder Machttrieb und soziale Einfühlung. Es besteht auch eine gewisse Verwandtschaft mit der SCHNEIDERSchen Unterscheidung<sup>1)</sup> des triebhaften (naiven) und bewußten (reflektierenden) Menschen. Verwirrend wirkt jedoch die begriffliche Unklarheit, die dem Verständnis oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Es ist, wie ein Kritiker<sup>2)</sup> sagt, nicht leicht, den wesentlichen Kern der JUNGSchen Lehre herauszuschälen, seine Grundgedanken mit sicherer Hand zu greifen. Ganz kann es wohl nie gelingen. Oft hat man den Eindruck, daß die Wirklichkeit durch gedankliche Konstruktionen ersetzt, daß dem System zuliebe der Realität Gewalt angetan wird. Bedenkt man, daß die Typenaufstellung von einem Psychiater stammt, so muß ferner die fehlende Beziehung zur Psychopathologie, zur klinischen Psychiatrie sehr befremden. Nirgends sehen wir eine gangbare Brücke zu den bekannten psychopathischen Erscheinungen. Und da, wo der Anschluß gesucht wird, muß er vielfach als verfehlt oder gekünstelt erscheinen.

<sup>1)</sup> SCHNEIDER, K.: Der triebhafte und der bewußte Mensch. Jahrb. d. Charakterologie. I. S. 347. 1924.

<sup>2)</sup> ALLERS, RUDOLF: im Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 26, S. 168. 1921.

All die verschiedenen Typengruppierungen, die wir bisher besprochen haben, werden in jeder Beziehung von der KRETSCHMERSchen Typenlehre<sup>1)</sup> weit übertroffen. KRETSCHMER gibt lebensvolle, plastische Schilderungen. Er wahrt die Beziehung zur Pathologie; ja er sieht sogar Affinitäten zu gewissen Körperbauformen. Er findet Korrelationen zwischen psychischer Veranlagung und Körperkonstitution. Dies mag auf den ersten Blick merkwürdig erscheinen. Man könnte fragen, was hat denn der Körperbau mit den Charaktereigenschaften, mit dem Temperament zu tun, mit der Art zu reagieren, zu fühlen und zu handeln? Und doch bestehen zwischen diesen beiden Erscheinungskomplexen sehr enge Beziehungen. Körperbau und Temperament sind durch innige feste Korrelationen miteinander verbunden. Am ehesten können wir uns vorstellen, daß dies auf endokrin-humoralem Wege geschieht. Wir sehen z. B. bei frühzeitigem Ausfall bestimmter endokriner Drüsen Störungen auf beiden Gebieten. Jugendlicher Schilddrüsenmangel hat einmal eine Abstumpfung des Temperaments zur Folge und gleichzeitig bewirkt er ein Zurückbleiben des Körperwachstums in Form des kretinen Zwergwuchses, während andererseits etwa die frühzeitige Entfernung der Geschlechtsdrüse ein phlegmatisch-antriebschwaches Temperament und in Zusammenhang damit eunuchoiden Hochwuchs verursacht. Diese Tatsachen sprechen unbedingt dafür, daß die Beziehungen zwischen Körperbau und Temperament zum mindesten teilweise auf die endokrinen Drüsen zurückgehen, wenn diese auch niemals als die alleinige Ursache angesehen werden dürfen.

Die beiden Hauptgruppen der konstitutionellen, endogenen Psychosen (Geisteskrankheiten) geben die Krystallisationspunkte, um die sich KRETSCHMERS Persönlichkeitstypen gruppieren. „Das man.-depr. oder zirkuläre Irresein ist uns dabei der krankhafte Repräsentant des großen normalpsychologischen Temperamentskreises der Zykllothymiker (BLEULER spricht von syntonen Typen), während die schizophrenen Psychosen oder die Dem. praecox uns entsprechend die karikierende Verdeutlichung für den großen normalen Formkreis der schizothymen Temperamente liefern“ (KRETSCHMER). Die psychopathischen Grenzzustände zwischen krank und gesund nennen wir alsdann zyklloid bzw. schizoid. Wenn wir von der zykllothymen bzw. schizothymen Gesamtkonstitution sprechen, so fassen wir in diesen Begriffen Psychose und Persönlichkeitstypen zusammen.

Ein dreifaches Band umschlingt die Psychosen und die zu ihnen gehörigen Temperamentstypen. Zunächst sind die Zirkulären in ihrer präpsychotischen Persönlichkeit vorwiegend zykllothym, die Schizophrenen meistens schizothym veranlagt. Ferner überwiegen in den zirkulären Familien die zykllothymen, bei den nächsten Verwandten der Schizophrenen die schizothymen Temperamente. Und endlich können wir beobachten, daß die beiden Konstitutionskreise sich durch Häufigkeitsbeziehungen zu bestimmten Körperbautypen streng voneinander unterscheiden. Unter den zirkulären Kranken und auch unter den Zykllothymen tritt eine Körperbauform stärker hervor als andere; der sog. pyknische Habitus. Bei den schizophrenen Kranken und den Schizoiden bzw. Schizothymen finden wir dagegen Merkmale der verschiedensten Körperbauformen vertreten,

<sup>1)</sup> KRETSCHMER, E.: Körperbau und Charakter. 4. Aufl. Berlin: Julius Springer 1924. (1. Aufl. 1921.)

von denen wir den asthenischen und athletischen Typus als selbständige Gruppen herausheben können. Dazu kommen dann noch mehrere dysplastische Spezialgruppen, die zum Teil enge Beziehungen zu bestimmten dysglandulären Körperbauformen haben: der eunuchoiden Hochwuchs, bestimmte eunuchoiden und polyglanduläre Fettwuchsformen, endlich noch eine Anzahl von infantilen und hypoplastischen Einzelbildern. Körperbauformen des Gegentypus treffen wir in den beiden Kreisen nur selten. KRETSCHMER hat nachgewiesen, daß die Körperbaubeziehungen nicht nur für die Psychotiker, sondern auch für die zyklithymen und schizothymen Persönlichkeiten zutreffen. Folgende Übersicht gibt die Zahlenverhältnisse wieder, wie sie KRETSCHMER bei seinen ersten Untersuchungen gefunden hat (Tabelle I). Sie sind durch Nachuntersuchungen vielfach bestätigt worden.

Tabelle I. Körperbau und seelische Anlage (nach KRETSCHMER).

	Zirkuläre	Schizophrene
Asthenisch . . . . .	4	81
Athletisch . . . . .	3	31
Asthenisch-athletisch gemischt . . . . .	2	11
Pyknisch . . . . .	58	2
Pyknische Mischformen . . . . .	14	3
Dysplastisch . . . . .	—	34
Verwuschene Bilder . . . . .	4	13

Der wesentliche Vorzug dieser Typenlehre besteht darin, daß sie die anscheinend unüberwindbare Kluft zwischen Pathologie und normalpsychologischer Eigenart überbrückt.

Die zyklithymen Persönlichkeiten. „Die Menschen im Umkreis des man. depr. Irreseins sind vorwiegend gesellige, gutmütige Menschen, mit denen man auskommen kann, die Spaß verstehen, die das Leben nehmen, wie es ist. Sie geben sich natürlich und offen, man ist bald Freund mit ihnen; sie haben häufig etwas Weiches und Warmes in ihrem Temperament“. Es sind ausgesprochene Gemütsmenschen, Naturen mit tief schwingungsfähigem Gemütsleben, mit denen man stets eine gemütliche Fühlung hat. Jeder Stimmungsreiz findet bei ihnen alsbald seine natürliche Resonanz. Die Schwingungsebene ihres Temperamentes bewegt sich zwischen den beiden Polen der Heiterkeit und Schwerblütigkeit. In ihren beiden ausgeprägten antipolaren Typen nennen wir sie hypomanische und depressive Temperamente. Oft aber kann man sie weder einfach als hypomanisch noch als depressiv bezeichnen. In vielen Hypomanischen steckt auch ein kleine depressive Komponente und in den meisten Schwerblütigen ein Einschlag von Humor. Dieses Verhältnis, in dem hypomanische und schwerblütige Bestandteile in der zyklithymen Einzelpersönlichkeit zusammenkommen, bezeichnet KRETSCHMER als diathetische oder Stimmungsproportion. Die hypomanische und die schwerblütige Hälfte der Zyklithymen können sich ablösen, „sich staffeln“ oder „überschichten“ in den verschiedensten Mischungsverhältnissen. Ihr Gemütsleben schattiert sich von dem sanguinischen Quecksilbertemperament der Hypomanischen bis zu der tiefen warmherzigen Empfindung der mehr schwerblütigen Naturen in allen Übergängen. Ihr Temperament schwingt zwischen Heiterkeit und Betrübnis in tiefen, weichen und abgerundeten Wellenschlägen, rascher und flüchtiger bei den einen, voller und nachhaltiger bei den anderen. Nur die Mittellage dieser Schwingungen liegt im einen Fall mehr nach dem hypomanischen, im anderen mehr nach dem depressiven Pol zu.

Sie zeigen speziell in der hypomanischen Version eine Neigung zu gewisser materieller Gesinnung, zum Lieben, Essen und Trinken, zum natürlichen Hinnehmen aller guten Gaben des Lebens. Alles starr Systematische und Schematische, alles überspannt Fanatische ist ihnen fremd. Sie sind natürlich realistisch eingestellt. Es sind Menschen mit flüssiger, praktischer Energie; tatkräftige Praktiker, temperamentvoll, umtriebige, unternehmend,



anpassungsfähig und schlagfertig. Flotte Draufgänger, die oft erstaunliche Erfolge zu verzeichnen haben; oder in ihrer sozial negativen Form oberflächliche, unstete, waghalsige, geschwätzig, heitere Naturen.

Auch unter den schwerblütigen Naturen und in den Mittellagen sehen wir stille, behagliche Genießer, oft jedoch finden wir nach dem depressiven Pol zu immer mehr ethische Vertiefung, dabei ein warmes, nicht moralisierendes Verstehen fremder Eigenart. In ihrer bedächtigen, weichen, schwernehmenden Art eignen diese sich weniger zur Führer- und Organisatorenrolle, wir müssen sie vielmehr an geschützter Stelle suchen als solide, gewissenhafte Arbeiter mit ruhigem, praktischem Blick, die sich durch ihre Herzensgüte, durch ihre umgängliche Menschenfreundlichkeit allgemeiner Beliebtheit und Achtung erfreuen. Unter ihnen sind nicht so selten religiöse Menschen; ihre Frömmigkeit aber ist gesund, herzlich, gefühlsmäßig tief erfaßt, frei von Bigotterie und Pedanterie, ohne sentimentale, pharisäische oder scharf moralistische Betonung.

Einige Einzeltypen gibt KRETSCHMER in anschaulichen Bildern wieder. Er schildert den liebenswürdigen, sonnigen, beweglichen Hypomaniker als reinsten Typus dieses Temperamentes. Ferner den stillvergnügten, behaglichen Lebenskünstler, bei dem schon eine gewisse Schwerfälligkeit und stärkere Ansprechbarkeit für die traurigen Seiten des Lebens durchscheint. Endlich den warmherzigen, tief empfindenden schwerblütigen Typus, das konstitutionell depressive Temperament. Eine Reihe von Persönlichkeiten, die uns im täglichen Leben immer wieder begegnen, werden wir in ihrer Zugehörigkeit zu dieser Temperamentsgruppe nunmehr leicht erkennen können. Alle reinen Zykllothymen gehen auf in Umwelt und Gegenwart, sie haben ein aufgeschlossenes, geselliges, gemütlich gutherziges, natürlich-unmittelbares Wesen, ob sie nun mehr flott unternehmend oder mehr beschaulich behäbig und schwerblütig erscheinen.

Innerhalb der zykllothymen Temperamente gibt es fließende Übergänge zwischen den Typen mit scharfer Ausprägung der geschilderten Eigenart, die wir schon als pathologisch (zykloid) zu bezeichnen pflegen, und den normalpsychologischen Typen, welche die gleiche psychische Struktur in maßvoller, gesunder Prägung besitzen. In dem man.-depr. Irresein, das in erster Linie durch den Wechsel manischer Erregungen mit unternehmungslustiger Euphorie und melancholischer Verstimmungen mit verzagter Leistungsunfähigkeit charakterisiert ist, erkennen wir das Zerrbild der zykllothymen Temperamentsveranlagung, die Karikatur der normalen Eigenart gesunder Persönlichkeiten.

Die zykllothymen Varianten. Wie so häufig, wenn wir klare, begriffliche Gruppierungen vornehmen, so müssen wir auch hier erleben, daß die Natur sich über die Schranken unseres Schemas hinwegsetzt. Nicht immer zeigen die zykllothymen Temperamente das typische Bild, welches von KRETSCHMER auf rein statischem Wege gewonnen wurde. Gelegentlich finden wir bei zykllothymen Persönlichkeiten andere Eigentümlichkeiten, die sich nicht ohne weiteres in den Rahmen der gegebenen Schilderung einreihen lassen.

Ängstlichkeit und Schüchternheit ist in mäßigem Grade durch die Neigung der depressiven Naturen zu Insuffizienzgefühlen psychologisch verständlich. Sehen wir sie aber auch noch im erwachsenen Alter, in der auffallenden Form von Menschenscheu, von eckiger Steifheit im persönlichen Verkehr, so gehören diese Eigentümlichkeiten nicht mehr der reinen zykllothymen Konstitution an, sondern sind auf andere, wahrscheinlich schizothyme Konstitutionseinschläge zurückzuführen. Dasselbe gilt von Fällen, wo die depressive Gewissenhaftigkeit den Charakter des Pedantischen, Engherzigen oder Zwangsmäßigen annimmt, wo die Frömmigkeit ins Systematisch-Grüblerische, der Ideenreichtum in die Erfinderschulle und das zornmütige Selbstbewußtsein ins konsequent Querulatorische oder Paranoide übergeht. Je mehr bei den konstitutionellen Depressiven sich in das Schwerblütig-Weiche Züge von humorloser Trockenheit, von hypochondrischer Welt- und Menschenfeindlichkeit, von Schärfe, Nervosität und unsteter sprunghafter Laune, von Affektlahmheit, von nörgelnder Unzufriedenheit, zur Schau getragendem grämlichem Pessimismus oder finsterem, verschlossenem Mißmut einmischen, desto mehr entfernen wir uns von der typischen zykllothymen Konstitution. Auch unter den Hypomanischen sind die seltenen notorisch verbummelten und verwahrlosten Typen, die als haltlos, faul, arrogant, unverträglich, querulierend und krakeelend geschildert werden, nicht leicht in die rein zykllothymen Temperamente einzureihen. Häufig haben sich in solchen Fällen fremdartige schizothyme Einschläge in Heredität und Körperbau nachweisen lassen.

Die schizothymen Persönlichkeiten. Im Gegensatz zu den schlichten unkomplizierten zykllothymen Naturen mit ihrer direkten, natürlichen, durchsichtigen und unverstellten Fühlweise, die von jedermann richtig beurteilt werden, haben die Schizothymen etwas unbestimmt Problematisches. An der Oberfläche schneidend brutal, mürrisch, stumpf oder stachlig ironisch oder molluskenhaft scheu, schalllos sich zurückziehend. In der Tiefe affektive Stumpfheit, kälteste Seelenlosigkeit oder ein weiches, zartes, überfeines Innenleben. Sie sind autistisch, man kann nicht wissen, was sie fühlen. Sie lassen nicht gern in sich hineinschauen und bieten nur immer ihre psychische Oberfläche dar. Ihre zurückhaltende, verschlossene Art erschwert es außerordentlich, von ihrem Denken und Fühlen ein klares Bild zu bekommen. Guten, zusammenhängenden Aufschluß über ihr psychisches Innenleben können wir vor allem aus den Selbstschilderungen begabter, gebildeter Persönlichkeiten gewinnen. „Die Blüten des schizophrenen Innenlebens kann man nicht an Laien studieren; Könige und Dichter sind gerade gut genug dazu“. (KRETSCHMER).

So wie die zykllothymen Temperamente zwischen den Polen heiter und traurig, so liegen die schizothymen Temperamente zwischen den Polen reizbar und stumpf, zwischen psychischer Überempfindlichkeit und seelischer Unempfindlichkeit. Mimosenhaft schüchterne Feingefühligkeit und habituell jähzornige Erregtheit auf der einen, Stumpfheit und verminderte Spontaneität auf der anderen Seite. Den Schlüssel zu den schizothymen Temperamenten müssen wir jedoch darin erblicken, daß die meisten Schizothymen nicht entweder überempfindlich oder kühl, sondern überempfindlich und kühl zugleich sind, und zwar in den verschiedensten Mischungsverhältnissen. Wir können eine kontinuierliche Übergangsreihe bilden von den extrem empfindsamen, überarten, beständig verwundeten Mimosennaturen, die „ganz Nerven“ sind, bis zu jenen kalten erstarrten, fast leblosen Ruinen der schwersten psychotischen schizophrenen Verblödung. Wir fühlen bei den hyperästhetischen Mimosennaturen oft eine gewisse aristokratische Kühle, eine autistische Einengung des Gefühlsvermögens auf einen bestimmten, engumgrenzten Kreis ausgewählter Menschen und Dinge, über deren Grenzen hinaus die affektive Resonanzfähigkeit erloschen ist. Der schizophrene STRINDBERG sagt von sich: „Ich bin hart wie Eis und doch gefühlvoll bis zur Empfindsamkeit“. Ebenso finden wir bei den vorwiegend kalten und affektarmen Temperamenten, sobald wir uns mit ihnen näher befassen, überaus häufig hinter der affektlosen, erstarrten Oberfläche im Innersten einen krampfhaft in sich zurückgezogenen zarten Persönlichkeitskern verwundbarster nervöser Empfindsamkeit. Selbst bei den schizophren psychotischen Typen mit tiefster affektiver Verblödung können wir — so hat BLEULER gezeigt — noch Reste von überempfindlichen verwundbaren Komplexen nachweisen, die noch erhalten blieben und bei Berührung plötzliche, oft erstaunliche Affektäußerungen entladen.

Das Mischungsverhältnis, in dem sich bei den schizothymen Temperamenten die hyperästhetischen mit den anästhetischen Elementen überschichten, nennt KRETSCHMER die psychästhetische Proportion. Im Gegensatz zur Stimmungsproportion der Zykllothymen, bei der wir von abgerundeten Wellenschlägen sprachen, pflegt die psychästhetische Proportion sich zu verschieben, d. h. das Verhältnis zwischen den hyperästhetischen und anästhetischen Temperamentsanteilen ändert sich im Laufe des Lebens schubweise, ohne wieder zum Ausgangspunkt zurückzukehren. KRETSCHMER erinnert an die Psychästhesie mancher gesunder Durchschnittsmenschen, die nach einem Höhepunkt sentimental gefärbter Überschwenglichkeit und Empfindsamkeit der Pubertätsjahre allmählich sich langsam bis zu einer gewissen ruhigen Solidität der Lebensauffassung oder auch bis zu ernüchternd platter und trockener Schwunglosigkeit abzukühlen pflegt. Die Proportionsverschiebung bei den pathologischen Typen und bei den ausgesprochen psychotischen Vertretern dieser Konstitutionsgruppe geht dieser nicht so sehr seltenen Normalentwicklung parallel; sie gibt von dieser wiederum ein verzerrtes Abbild. Oft beobachten wir gerade in der Pubertätszeit bei ursprünglich zarten, scheu nervösen Kindern eine enorm gesteigerte Reizsamkeit im Sinne elegischer Zärtlichkeit oder eines gespreizt überspannten Pathos; allmählich verschiebt sich die Stimmungsproportion nach dem anästhetischen Pol. Wir sehen derartige Menschen später als kühle, schweigsame, trockene Einspänner durchs Leben gehen. In gesteigertem und noch schärfer karikiertem Maße finden wir die gleiche Verschiebung bei den schizophrenen Psychosen. Nur ein Teil der schizothymen Temperamente geht in seinem Leben den Weg vom ausgesprochen hyperästhetischen bis zum vorwiegend anästheti-

schen Pol, ein Teil bleibt hyperästhetisch, ein anderer Teil ist schon vorwiegend anästhetisch torpid, wenn er auf die Welt kommt.

Die Affektivität der Schizothymiker, soweit sie psychisch reaktionsfähig geblieben sind, ist meistens abrupt und zackig, unberechenbar und sprunghaft und steht in schroffem Gegensatz zu den vollen abgerundeten Affektkurven der Zyklotyphen. Manche Schizothyme neigen zu intrapsychischen Spannungen und krampfhaften Komplexbildungen. Affektbesetzte Vorstellungen wirken oft in krampfhafter Verhaltung unter der Oberfläche, um dann bei harmlosen Vorkommnissen in überraschenden Affektexplosionen abzureagieren. Mit dieser eigentümlichen Form der springenden Affektivität ist ein weiteres, sehr wichtiges Symptom des schizothymen Formkreises, die *Ambivalenz* (BLEULER) eng verbunden. Der Schizothymiker steht unter dem Zwange einer alternativen Einstellung seiner Affektivität. Ihm fehlt die Fähigkeit der vermittelnden Billigkeit, des vernünftigen Abwägens und des wohlwollenden affektiven Ausgleichs. Solche Menschen sind entweder schwärmerisch hingerissen von einer Persönlichkeit oder ihr Todfeind. Sie sehen in den Personen ihrer Umgebung entweder Engel oder Teufel, ein drittes Vermittelndes gibt es nicht.

Die Art der sozialen Einstellung entspricht den psychästhetischen Verhältnissen. Die Schizotyphen sind entweder absolut ungesellig oder eklektisch gesellig in kleinem geschlossenen Zirkel oder oberflächlich gesellig ohne tieferen seelischen Konnex mit der Umgebung. Die Abneigung gegen menschlichen Verkehr variiert von der sanftesten Ängstlichkeit, Scheu und Schüchternheit über die ironische Kühle und mürrisch verbohrt Stumpfheit bis zur schneidend brutalen, aktiven Menschenfeindlichkeit. Autistisch, ohne natürlichen Rapport mit den Lebensreizen stehen sie der Außenwelt gegenüber. Die Hyperästhetischen weil sie das reale Leben als unschön, brutal, lieblos, ja unter Umständen als psychisch schmerzhaft empfinden, die Anästhetischen aus Mangel an affektiver Resonanz für die Umwelt, die für ihr Gefühlsleben kein Interesse hat. Die aristokratische Salonwelt, die weltentrückte Gelehrtenarbeit, die wirklichkeitsfremde Traum- und Prinzipienwelt, das ist ihr Element.

Außerordentlich wichtig für die schizothyme Persönlichkeit ist die Struktur ihres sexuellen Triebens. Schon KRETSCHMER führt aus, daß wir bei den Schizophrenen und auch bei den schizotyphen Psychopathen, den sog. „Schizoiden“, neben einer allgemeinen Triebschwäche vielfach Mangel an Zielsicherheit und eindeutiger Fixierung der Sexualität beobachten können. Wir finden unter ihnen häufig homosexuelle Neigungen und andere Perversitäten. KRONFELD hat in neuerer Zeit in Übereinstimmung mit dieser Beobachtung unter einer großen Anzahl von Sexualpsychopathen, vor allem bei Intersexuellen, schizoide Typen besonders häufig feststellen können. Auch von gynäkologischer Seite ist auf diese Tatsache hingewiesen worden. MATHES geht sogar so weit, daß er alle Schizoiden als intersexuelle Typen im Sinne GOLDSCHMIDTS ansprechen möchte. Nach seinen Erfahrungen liegt die schizoide Frau bei der Entwicklung ihrer körperlichen und geistigen Persönlichkeit in stetem Kampf mit den disharmonischen Impulsen ihrer zweideutigen bzw. infantilen Sexualität. Jede Berührung mit sexuellen Fragen (Menstruation, Heirat, Geburt, Ehe, Klimakterium) führt bei ihr zu den schwersten inneren Konflikten. Mit KRETSCHMER setzt MATHES das abnorme Haften sexueller Kindheitserlebnisse bei schizoiden Neurotikern mit dieser Sexualkonstitution in Beziehung.

In dem Umkreis schizophrener Psychosen, meistens in der näheren Verwandtschaft und auch in der Charakterologie der schizophrenen Psychotiker, finden wir die verschiedenartigsten Formen von schizotyphen Persönlichkeiten. Die hyperästhetischen Qualitäten erscheinen empirisch vor allem als zarte Empfindsamkeit, als Feinsinn gegenüber von Natur und Kunst, als Takt und Geschmack im persönlichen Stil, als schwärmerische Zärtlichkeit gegenüber bestimmten Personen, als überleichte Verletzbarkeit durch die alltäglichen Reibungen des Lebens, endlich bei den vergrößerten Typen, besonders bei den Postpsychotikern und ihren Äquivalenten als komplexmäßiger Jähzorn. Bei den anästhetischen Qualitäten finden wir schneidende aktive Kälte oder passive Stumpfheit, Interesseneinengung auf abgegrenzte autistische Zonen, „Wurstigkeit“ oder unerschütterlichen Gleichmut. Die schizothyme Sprunghaftigkeit ist bald mehr indolente oder fahrige Haltlosigkeit, bald mehr aktive Laune; die zäh verkrampfte Affektivität zeigt sich charakterologisch in den verschiedensten Varianten: als stählerne Energie, störrischer Eigensinn, Pedanterie, Fanatismus, systematische Konsequenz im Denken und Handeln.

Eine Reihe von charakteristischen Persönlichkeiten ließen sich aufzählen: Schüchterne, träumerische, stille Schwärmer; überspannte Phantasten; mürrische, verschrobene, einsiedlerische Sonderlinge; eigensinnige Querköpfe; mystisch-metaphysische Prophetentypen; Sektierer und Okkultisten; verbohrt paranoische Erfinder; kühle, feinsinnige Aristokraten; pharisäisch bigotte Betschwestern; schrofte, kalte, brutale Egoisten. Ja, ein ganzes Heer von eigentümlichen schrullenhaften, unnatürlichen, verschrobeneu und in ihrer anästhetischen Version grauenhaft abstoßenden Typen könnten wir beschreiben, wenn wir allen verschiedenen Ausprägungen der abnormen schizothymen (schizoiden) Charakterologie gerecht werden wollten. KRETSCHMER gibt einige typische konkrete Beispiele. Von den vorwiegend hyperästhetischen Temperamenten schildert er den empfindsam-affektlahmen Typus, den feinsinnig-kühlen Aristokratentypus und den pathetischen Idealistentypus, unter den vorwiegend anästhetischen Temperamenten den kalten Despotentypus, den jähzornig-stumpfen Typus und den Typus des zerfahrenen, wursthaften Bummlers und Landstreichers. Diesen ausgeprägten abnormen Persönlichkeiten entsprechen bei den normalen Schizothymikern die gleichen Temperamenteigenschaften in mehr und mehr abgeschwächter Form.

Es gelingt nur schwer, innerhalb des schizothymen Konstitutionskreises das „Normale“ von dem Pathologischen, von dem Psychotischen zu trennen. Die ausgesprochen pathologischen Temperamente gehen ohne sichtbare Grenze in die normalen Schizothymiker über. Doch auch die Grenze zwischen den schizophrenen Psychosen und der schizoiden Persönlichkeit ist vielfach verschwommen. Übergangsfälle lassen sich hier unschwer finden, wenn wir auch an der theoretischen Scheidung in Schizophrenie und schizoide Temperamente festhalten müssen.

Bedeutung der Typengliederung für die Erbbiologie: Unsere Typenbetrachtung läßt klar erkennen, daß jede Typisierung wieder nach anderen Einteilungsprinzipien orientiert ist. Wenn auch die KRETSCHMERSche Typenlehre wegen ihrer engen Beziehung zur Pathologie in psychiatrischen Kreisen mit Recht ausschließlich Anerkennung und Bedeutung gewonnen hat<sup>1)</sup>, so dürfen wir doch die anderen Typenversuche nicht ohne weiteres ganz übergehen und ablehnen. Sie weisen z. T. auf bestimmte psychologische Eigentümlichkeiten hin, die im KRETSCHMERSchen Schema nicht besonders hervortreten. Ich erinnere etwa an die Typen von SPRANGER und MÜLLER-FREIENFELS. Umgekehrt arbeitet KRETSCHMER Unterschiede heraus, die wir bei den anderen vermissen. JUNGS Introvertierte sind in mancher Beziehung verwandt mit KRETSCHMERS Schizoiden, während die Extravertierten vieles mit den Zyklithymen gemeinsam haben. Die Tatsache der Intersexualität vieler Schizoider erinnert an WEININGERS Zwischenstufen. Und auch sonst finden sich viele Vergleichspunkte. Doch ist eine Einigung mit dem besten Willen nicht zu erzielen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dies niemals gelingen kann; denn, was durch die eine Typengliederung als wesentlich erfaßt wird, fällt vielfach bei den anderen weg oder hat bei ihnen nur nebensächliche Bedeutung.

Dem Erblichkeitsforscher kann nun die Typenbetrachtung als solche nur z. T.,

<sup>1)</sup> Welche Bedeutung die KRETSCHMERSche Lehre in der Psychiatrie und auch in den Grenzgebieten gewonnen hat, das ersieht man aus der großen Zahl von Arbeiten, die sich in den letzten Jahren mit dem Problem „Körperbau und Charakter“ befaßt haben. Eine neuartige Wendung nahm dies Forschungsgebiet durch feinere Differenzierung der Beziehungen zwischen Körperbau und Geisteskrankheit, insbesondere dadurch, daß prognostische Gesichtspunkte mit herangezogen wurden (s. MAUZ, F.: Über Schizophrenie und pyknischen Körperbau. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 86, S. 96. 1923. EYRICH, M.: Zur Klinik und Psychopathologie der pyknischen Schizophrenen. Dieselbe Bd. 97, S. 682. 1925. GAUPP, R. u. MAUZ, F.: Krankheitseinheit und Mischpsychosen. Dieselbe Bd. 101, S. 1. 1926.)

d. h. nur für ganz bestimmte Fragen nützlich sein<sup>1)</sup>. Der Grund liegt im Wesen des psychologischen Typus begründet (s. W. STERN; Differentielle Psychologie). Denn dieser ist charakterisiert durch das Vorherrschen einer bestimmten psychischen Eigenart, die mit ihm einer kleineren oder größeren Gruppe von anderen Menschen zukommt. Dabei läßt sich diese Typengruppe niemals scharf gegen andere abgrenzen. Es gibt in jedem Falle fließende Übergänge in Nachbartypen. Es kommen Übergangsformen vor, bei denen die Einordnung zweifelhaft bleibt. Wenn wir eine bestimmte Persönlichkeit irgendeinem Typus zuweisen, so ist damit nur eine bestimmte wichtige Seite seines Wesens hervorgehoben und festgelegt. Die Typenbestimmung muß daher notgedrungen für den Erblichkeitsforscher allzu einseitig sein. Sie sagt nichts aus über die sonstige psychologische Eigenart, die zufällig durch die betreffende Typengliederung außer acht gelassen wird. Der Erblichkeitsforscher darf sich infolgedessen nicht mit einer bestimmten Typeneinordnung allein begnügen, wenn ihm nicht auf diese Weise wichtige Eigenschaften entgehen sollen. Man könnte vielleicht daran denken, eine Persönlichkeit durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Typenordnungen zu charakterisieren; etwa schizoid, introvertiert, aggressiv, ökonomisch, intersexuell. Dieser Weg wäre gangbar, allerdings würden dabei die wichtigen Beziehungen der einzelnen charakterologischen Eigentümlichkeiten untereinander verlorengehen.

So wertvoll jede Typisierung (insbesondere die KRETSCHMERSche) an sich sein mag, der Erblichkeitsforscher wird sich bemühen müssen, über den Typus hinauszukommen. Er will nicht nur bestimmte Eigentümlichkeiten eines Individuums herausheben, er will vielmehr die Eigenart der betreffenden Individualität in ihrer Gesamtheit festlegen, wobei ihn auch die mehr peripheren Eigenschaften interessieren; denn auch sie können in erbbiologischer Hinsicht von Bedeutung sein.

## II. Der Aufbau der Persönlichkeit.

Die Lehre vom Aufbau der Persönlichkeit sucht nun im Gegensatz zur Typenlehre ein Individuum möglichst ganz und vollständig zu erfassen. Dazu ist notwendig, zuerst das Ganze in seine Teile, in seine Elemente aufzulösen, wobei dann auch die Beziehungen dieser Elemente zueinander untersucht werden sollen. Das Studium des Charakter- und Persönlichkeitsaufbaues hat eine Reihe von analytischen Systemen gezeitigt, die wiederum, genau wie die Typenforschung, ganz verschiedene Ergebnisse und Meinungen repräsentieren.

Wir wollen die wichtigsten Versuche hier eingehender betrachten. Wir beginnen mit dem „vollständigen System der Charakterkunde“ von KLAGES<sup>2)</sup>.

In der Charakterologie gibt es inkommensurable Größen. Wenn wir auf der einen Seite die intellektuellen Begabungen und Fähigkeiten (z. B. Gedächtnis), auf der anderen

<sup>1)</sup> Z. B. für Korrelationsuntersuchungen, wenn man Häufigkeitsbeziehungen gewisser Erscheinungen zueinander feststellen will; etwa die familiäre Korrelation von der schizoiden Eigenart zur schizophrenen Psychose. Meine früheren Arbeiten haben sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigt.

<sup>2)</sup> KLAGES, LUDWIG: Prinzipien der Charakterologie. Leipzig: J. A. Barth (1. Auflage 1910). Inzwischen erheblich umgearbeitet in 4. Auflage (1926) neu erschienen unter dem Titel: Die Grundlagen der Charakterkunde. Da diese neueste Auflage mir erst während der Korrektur zugänglich wurde, konnte ich nur mehr einige Ergänzungen vornehmen; so mußte ich auf eine völlige Angleichung an das neue, im Grunde aber nicht wesentlich veränderte System verzichten. Die meisten Fremdwörter der früheren Auflagen sind durch deutsche Worte ersetzt.

Seite Strebungen (z. B. Pflichtgefühl) betrachten, so haben wir verschiedene Regionen des Charakters vor uns. Das eine bezeichnet das Können des Menschen, das andere sagt etwas darüber aus, ob er sich dieser Anlagen auch bediene. Sehen wir doch z. B. nicht selten hervorragende Gaben bei Fehlen eines rechten Antriebes, einen Nichtgebrauch des Materials aus Mangel an Interesse. Wenn zwei Menschen sich hinsichtlich des Strebens sehr ähnlich sind, so können doch die Resultate auf Grund der Verschiedenheit ihrer „Gaben“ sehr voneinander abweichen. Und umgekehrt verbürgt die größte Verwandtschaft der Fähigkeiten noch nichts für eine Gleichartigkeit des Strebens. Eine dritte Kategorie bezeichnet die Ablaufsweise psychischer Prozesse. Sie können rasch oder langsam verlaufen, fließend oder mit Intermissionen. Es gibt heftige oder weniger heftige Innenvorgänge; so können z. B. die Willensfunktionen mehr oder weniger „temperamentvoll“ sein. Es sollen damit Unterschiede der psychischen Frische, der Eile bezeichnet sein.

KLAGES prägt für die genannten drei Kategorien die Begriffe: Material, Struktur und Qualität der Persönlichkeit (in der neuen Auflage verdeutscht: Stoff, Gefüge, Artung).

Das Material umfaßt die individuelle Gesamtheit von Anlagen zu selektiver Aufnahme und Benützung, zur Assimilierung geistiger Inhalte. Es ist das Können, d. h. das Kräftekapital des Geistes. Die Struktur bezeichnet jenen Teil von Eigenschaften, demzufolge ähnliche Innenvorgänge bei zwei Menschen konstante Unterschiede ihrer Verlaufsform zeigen. Hier handelt es sich um Verschiedenheiten des Tempos, der Ablaufsweise psychischer Vorgänge. Die Qualität betrifft die psychischen Triebfedern, die persönliche Richtung des Strebens und Handelns. Sie lenkt die Entfaltung der Fähigkeiten in bestimmte Bahnen.

### A. Das Material des Charakters.

Seine Elemente sind Vorstellungsinhalte. Hier sind individuelle Differenzen in erster Linie durch Verschiedenheiten der Aufnahmefähigkeit (n. A.: Eindrucksanlagen) gegeben. KLAGES spricht in diesem Falle von Vorstellungskapazität<sup>1)</sup>.

Es sind verschiedene Eigentümlichkeiten zu unterscheiden:

1. Quantitative Differenzen der Aufnahmefähigkeit; einerseits Vorstellungsreichtum, andererseits Vorstellungsarmut. Die Kapazität für Vorstellungsinhalte ist z. B. bei einem großen Dichter weit umfassender als beim Durchschnittsmenschen. Manche sind besonders empfänglich für Gesichtseindrücke (visueller Typus), andere mehr für Gehörseindrücke (akustischer Typus). Für den visuellen Typus bedeutet die Vorstellung Wald eine grüne Masse auf blauem Hintergrund, für den akustischen dagegen ein Säusen und Brausen der Äste, bzw. Vogelzwitschern und andere Geräusche. Demnach wird der Erinnerungsschatz bei einzelnen Menschen ganz verschieden sein. Ferner sind dadurch Unterschiede gegeben, daß die Erlebnisse besonders gut behalten werden, die mit besonderem Affekt (Interesse) betont sind. Bei großem Fassungsvermögen wird ein neuer Inhalt einem reichen und dichten Gewebe von Vorstellungen eingegliedert; ist das Fassungsvermögen gering, so wird er nur der Teil eines dürrtigen Gewebes. KLAGES bezeichnet daher auch die Unterschiede als: voll und leer. Von den quantitativen Differenzen der Aufnahmefähigkeit sind in gewissem Maße Gedächtnisstärke, Kombinationsgabe und Phantasie abhängig.

2. Die Deutlichkeitsunterschiede der Vorstellungskapazität. Abgesehen von der Begabung für bestimmte Inhaltsgattungen kennen wir Menschen mit lebhaften, sinnlich deutlichen Erinnerungsbildern (optisch und akustisch), ferner solche,

<sup>1)</sup> In der neuen Auflage sind eingehende Erörterungen dem Gedächtnis und Erinnerungsvermögen gewidmet. Sie dürfen nicht miteinander verwechselt werden. Es gibt Menschen mit starkem Gedächtnis und schwerem Erinnerungsvermögen, andererseits solche mit schwachem Gedächtnis und leichtem Erinnerungsvermögen. Bei vielen entsprechen beide einander in weitgehendem Maße. Der Einprägungsvorgang kann schnell oder langsam ablaufen. Bei der persönlichen Artung des Erinnerungsvermögens unterscheidet KLAGES Erlebniserinnerung und Gegenstandserinnerung. In ersterem sondert sich das vorwaltende Gefühls- oder Stimmungsgedächtnis von dem vorwiegenden Sinnes- oder Wahrnehmungs- oder Anschauungsgedächtnis, je nachdem ob der Stimmungscharakter oder das Anschauungsbild entscheidend ist für das, was am längsten behalten wird. Ein starkes Anschauungsgedächtnis ist charakterisiert durch sinnliche Frische der Erinnerungsbilder (Schärfe, Deutlichkeit, Bestimmtheit). Von der besonderen Artung des Gedächtnisses sind die Eindrucksanlagen in vieler Beziehung abhängig.

die nur blasse Schattenbilder, und selbst kaum diese, aufzubringen vermögen. KLAGES nennt sie Sensualisten und Spiritualisten. Große sinnliche Deutlichkeit geht oft Hand in Hand mit konkretem Denken, umgekehrt der Mangel an sinnlicher Deutlichkeit mit der Neigung zur Abstraktion.

Diese Unterschiede bilden eine Teilunterlage des Gegensatzes von Alter und Jugend; letztere zeichnet sich durch das Übergewicht einer farbigen Vorstellungsfülle aus. Die sinnlichen Naturen mit ihrer satten Bildhaftigkeit breiten die Stimmung des Warmen aus, während die unsinnlichen mit ihrem schattenhaften Vorstellungsleben kalt wirken.

3. Beweglichkeitsunterschiede der Vorstellungskapazität. Bei manchen Menschen weicht eine Vorstellung der andern, und ein Verweilen ist nur durch Willensanspannung möglich. Bei andern bedarf es dagegen eines Entschlusses, von der jeweils herrschenden Vorstellung loszukommen. Es steht der stürmende und schweifende Geist mit „fliegender Phantasie“ dem verharrenden und haftenden Geist gegenüber, dessen Phantasie als „brütend“ zu bezeichnen wäre. Im Pathologischen haben wir analoge Extreme in der „Ideenflucht“ und der „Verbohrtheit“. Die Typen mit vorwiegend Haftenden der Vorstellungsinhalte bezeichnet KLAGES als schwer, die andern mit dem fließenden Fortgang der Vorstellungen als leicht.

4. Qualitätsunterschiede der Vorstellungskapazität. Sie sind gegeben durch den Grad der Mitbeteiligung des „Unbewußten“ bei psychischen Vorgängen. Das Mitschwingen von Erinnerungssaiten kann verschieden stark sein, es ist z. T. abhängig von dem Grade des Interesses und auch von der augenblicklichen Gemütsverfassung. Die größere oder geringere Resonanzfähigkeit des Bewußtseins hintergrundes ist nicht identisch mit der Größe des psychischen Kapitals. Es gibt z. B. große Gelehrte mit sehr reichem Vorstellungsschatz, denen ein Anklingen des Unbewußten fehlt; sie pflegen vielmehr alles mit einer nackten Bestimmtheit und fehlerlosen Deutlichkeit ins Bewußtsein aufzunehmen, „die in der Nähe eines webenden und quellenden Unbewußtseins nicht existenzfähig ist“. Das Bewußtsein hat nach KLAGES gewissermaßen zwei Fronten, eine innere gegen das Unbewußte, eine äußere gegen die von außen kommenden neuen Sinneseindrücke. Einer dieser Fronten kann es vorzugsweise zugewandt sein. So unterscheidet man eine vorherrschende Wahrnehmungskapazität; sie ist eine Teilbedingung des „nach außen gekehrten“ Geistes. Und ferner eine vorherrschende Vorstellungskapazität als Teilbedingung des „in sich gekehrten“ Charakters. Das Denken des introspektiven, meditierenden, nachdenklichen Menschen ist intensiv; es überwiegt bei ihm die Tiefendimension des Unbewußten. Dagegen zeichnet sich der gelehrte, sowie praktisch anstellige und „frische“ Kopf durch extensives Denken aus, dem eine nennenswerte Resonanz des Bewußtseins hintergrundes fehlt. Dort durchmißt die aufsteigende Vorstellung eine breite, hier eine schmale Schicht, wovon sie die Färbung einerseits der Tiefe, andererseits der Flachheit bekommt (nicht zu verwechseln mit oberflächlichem Denken). Die Flachheit des Unbewußtseins kann zur „Kurzatmigkeit“ des Geistes entarten, die Tiefe aber kann Anpassungsunfähigkeit, endlich Verlust des Orientierungsvermögens zur Folge haben.

Weiterhin gehören zum Material des Charakters alle Anlagen, die bei der apperzeptiven Verarbeitung der Vorstellungsinhalte wirksam sind; KLAGES nennt sie apperzeptionelle oder Auffassungsdisposition. Hier können wir drei Untergruppen unterscheiden<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> In der neuen Auflage sind zwei weitere Untergruppen eingeschaltet.

1. Vitale und geistige Auffassungsrichtung. KLAGES unterscheidet die lebensabhängige und die geistesabhängige Auffassungsweise, je nach der entscheidenden Bedeutung von der rein vitalen Nötigung oder von geistigen Forderungen. Lebensabhängigkeit des Denkens hat ihre Stärke im Entdecken, Geistesabhängigkeit im Unterscheiden und Beweisen. GOETHE z. B. war relativ vital, SCHILLER relativ geistig gerichtet. Es ist auch der Gegensatz vom intuitiven und spekulativen Geist. Das Denken des Mannes ist vorwiegend geistesabhängig, das der Frau vorwiegend lebensabhängig.

2. Persönliche und sachliche Auffassungsrichtung. Dieser Gegensatz tritt am deutlichsten hervor, wenn man sich den Unterschied klar macht zwischen dem vorwiegenden Interesse für die persönliche Seite aller nur möglichen Sachverhalte und dem mehr sachlichen Interesse an den Gegenständen (Interesse für Personen; Interesse für bloße Sachverhalte = Staat, Kirche, Gesetz, Beruf, Technik, Wissenschaften, Künste, Politik usw.). Bei Männern findet sich in der Regel eine überwiegend sachliche, bei Frauen eine mehr persönliche Auffassungsrichtung.

1. Grad der apperzeptiven Tätigkeit (n. A.: Auffassungstätigkeit). Die scharfe Apperzeption (Auffassung) ist von dem Gefühl der geistigen Aktivität begleitet, die von den uns bekannten Gesetzen der Logik beherrscht ist. Sie bedingt bei reichem Vorstellungsschatz eine hervorragende Kombinationsgabe; außerdem führt sie zur Achtsamkeit, Umsicht und Besonnenheit. Die Menschen mit schwacher Apperzeption (Träumer) pflegen mit einem Gefühl der Passivität in dem Strom ihrer Vorstellungen zu treiben. Sie besitzen bei Vorstellungsreichtum eine lebhaft Phantasie und sind (infolge ihrer mangelnden Wirklichkeitsanpassung) zur Unachtsamkeit, Sorglosigkeit und Unüberlegtheit prädestiniert.

2. Richtung der apperzeptiven Tätigkeit. Hier sind durch Subjektivität oder Objektivität tiefgreifende Unterschiede gegeben. Objektiv ist ein Urteil, wenn es im Rahmen der Apperzeptionsgesetze einfach den Gegenstand widerspiegelt; subjektiv, wenn in ihm persönliche, unsachliche Beziehungen des Betrachters mit einfließen. Wenn ein Kenner einen unstreitig mangelhaften Violinvortrag, den er eigentlich als solchen beurteilen müßte (wenn er objektiv wäre), schön findet, weil er in die betreffende Violinspielerin verliebt ist, so nennen wir dies subjektiv. Wir reden demnach von einer vorherrschend subjektiven oder objektiven Auffassungsrichtung.

3. Formen der apperzeptiven Tätigkeit. Hier ist zu unterscheiden eine vorwiegend konkrete oder abstrakte Auffassungsform. Es bestehen, wie schon erwähnt, Beziehungen zu den Deutlichkeitsunterschieden der Vorstellungskapazität. Das konkrete Denken bezieht sich in erster Linie auf die Vergegenwärtigung illustrierender Einzelfälle. Das abstrakte geschieht im wesentlichen ohne solche Hilfsmittel, mit Hilfe von Begriffssymbolen, Wörtern, Linien, Zahlen usw. Konkrete Köpfe können ein gutes Gedächtnis für Namen, Zahlen, Örter, Anekdoten, Rätsel usw. besitzen, sie sind oft sehr geschickt in der Beurteilung des einzelnen Falles, aber urteilsunfähig für leitende Prinzipien. Abstrakte versagen bei großem Reichtum von Allgemeingedanken nicht selten im Behalten von „Tatsachen“ und auch bei der Anwendung eines Grundsatzes auf den einzelnen Fall. Ein gewisses Maß von Konkretheit ist notwendig für die bildende Kunst, für Geschichte und Altertumskunde; Abstraktionsvermögen für Mathematik und Philosophie. Einen Mangel an Abstraktionsvermögen zeigen Sammlernaturen und alle sonst noch am einzelnen festhängenden Köpfe. Bei Frauen überwiegt die konkrete, bei Männern die abstrakte Auffassungsrichtung.

## B. Die Struktur des Charakters (Temperament, Affektivität und Wille).

Das Reagieren ist die Resultante aus dem Verhältnis der Triebkraft einer Zielvorstellung und dem von den Hemmungsvorstellungen getragenen Widerstande. Das relative Größenverhältnis dieser beiden Kräfte ergibt Verschiedenheiten des Reagibilitätsgrades ( $\frac{T}{W} = R$ ).

Die Extreme sind Leicht- und Schwerreagibilität. Auf der einen Seite steht der pläneschmiedende, unternehmungslustige Sanguiniker, der Luftschlösser bauende Illusionist, ablenkbar und ohne Ausdauer; u. U. leicht erregbar, voreilig und impulsiv (bei mehr triebartigen Reaktionen). Das Gegenstück zu ihm bildet der ruhige, zurückhaltende, zögernde, entschlußlose Phlegmatiker mit übermäßiger Betonung des Widerstandes. Der Sanguiniker ist gekennzeichnet durch die Eile der inneren Tätigkeit, der Phlegmatiker durch deren Langsamkeit. Es bestehen infolgedessen bei dem ersteren Beziehungen zu den expansiven, „tätigen“ Affekten und Stimmungen<sup>1)</sup>; Euphorie, Freude und Zorn, aber auch Unzufriedenheit, reizbare Ungeduld und Unstetheit. Die Schwerreagiblen neigen zu depressiven Gemütszuständen, zu relativ untätigen Stimmungen, wie stille Heiterkeit, ruhige Befriedigung und selbstgenügsames Glück. Doch kann die Empfänglichkeit für trübe Stimmungen auch mit dem leicht reagierenden Streben verbunden sein bei den sog. melancholischen Sanguinikern (lebhaft u. heiter unter Menschen, dagegen schwermütig, wenn es an kräftig auslösenden äußeren Reizen fehlt). Der Sanguiniker, der Leichtreagible, ergreift gerne die Initiative,

<sup>1)</sup> Die Stimmung hat zwei Pole, den der Expansivität oder Aufgeregtheit mit vom Zentrum weggerichteter psychischer Tätigkeit und den der Depressivität oder Herabgestimmtheit mit zum Zentrum hinggerichteter psychischer Tätigkeit. KLAGES nennt die Gefühle Affekte, bei denen das Moment der Tätigkeit vorherrscht; Stimmungen sind meistens von längerer Dauer.



geht aktiv vor und überwindet Hindernisse mit Elastizität; das hängt mit dem Vorherrschenden der Zielvorstellung zusammen. Die Macht der Hemmungsvorstellungen im Schwerreagiblen bedingt umgekehrt „Beschaulichkeit“ und Passivität oder Brechung der Widerstände durch Hartnäckigkeit und Ausdauer. Der Leichtreagible ist abwechslungsbedürftig und veränderungssüchtig, er neigt zu Sorglosigkeit und Vergeßlichkeit, ja zum Leichtsinn, er ist flüchtig und oberflächlich. Der Phlegmatiker ist genau und gewissenhaft, in seinem Denken oft kurzichtig, verbohrt, von „fixen Ideen“ beherrscht. Krankhaft gesteigert finden wir diesen Gegensatz (Verringerung einerseits des Widerstandes, andererseits der Triebkraft) im manisch-depressiven Irresein.

Der zentrifugalen Stimmung<sup>1)</sup> ist die Leichtreagibilität konform; beides zusammen führt zum Bedürfnis nach Abwechslung. Bei Hinzutreten des (gleichfalls adäquaten) Äußerungsdranges<sup>2)</sup> resultiert Geschäftigkeit, bei fehlender Selbstdisziplin Ablenkbarkeit und Planlosigkeit. Mangel an instinktverankerter Zielbestimmtheit ergibt Zerfahrenheit oder Haltlosigkeit.

Zentrifugale Stimmung (Expansion) mit der gegensätzlichen Schwerreagibilität ergibt Unrast, Unstetheit; dazu Äußerungsabneigung = Querköpfigkeit, Unverträglichkeit.

Depressivität (zentripetal) und Schwerreagibilität (konform) = Apathie und Indolenz; dazu Äußerungsabneigung = Trägheit und Mürrisckheit; fehlt Selbstdisziplin = Entschlußunfähigkeit und intellektuelle Bedenklichkeit; fehlt Zielsicherheit = verbohrt Stumpfsinn.

Depressivität und Leichtreagibilität (gegensätzlich) = Furchtsamkeit, „Schwarzseherei“, Hypochondrie; dazu Äußerungsdrang = zornige Gereiztheit.

Der Stimmungsherrschaft steht gegenüber Gleichmut und Beschaulichkeit.

Zur Struktur zählt KLAGES weiterhin die sog. Affizierbarkeit (Eindrucksvermögen). Ist sie aktiv (aktionsbereit), so nennt er sie Hinreißungsvermögen, bei Mangel an Selbstdisziplin Zügellosigkeit oder Maßlosigkeit. Bei Passivität resultiert Sensibilität, Empfindlichkeit; bzw. Bestimmbarkeit und Ablenkbarkeit, wenn die Selbstdisziplin fehlt. Reaktive Affizierbarkeit wäre Irritabilität (= gemütlische Reizbarkeit überhaupt), d. h. Fähigkeit, mit affektiven Reaktionen zu antworten auf Eindrücke von affektiver Beschaffenheit. Fehlt hier die Selbstdisziplin, so erscheint sie als launische Unberechenbarkeit und disponiert wie alle übrigen Formen der Affizierbarkeit zu Unbeständigkeit und Wankelmut, wenn es an dominierenden Trieben fehlt.

Endlich noch der Willenstypus, der sich ebenfalls in einen aktiven, passiven und reaktiven gliedert. Der aktive Willenstypus zeigt Tatkraft, Entschlossenheit, „Willenskraft“, Energie und Entschiedenheit. Der passive ist durch Beharrenkönnen charakterisiert: Widerstandskraft, Festigkeit, Standhaftigkeit, Unbeugsamkeit, Beharrlichkeit, Zähigkeit, Hartnäckigkeit, Unerschütterlichkeit. Bei dem reaktiven Willenstypus erfolgen Reaktionen erst auf fremde Willenskundgebung hin: Starrsinn, Halsstarrigkeit.

Der Willensbetonung steht Willensmangel, Energielosigkeit gegenüber.

In der neuen Auflage bringt KLAGES beim Gefüge des Charakters folgende Einteilung:

1. Persönliche Gefühlserregbarkeit. Bei jedem beliebigen Gefühl ist die Artung (Farbe, Qualität) und die Stärke (Intensität) auseinanderzuhalten. Die Gefühlserregbarkeit schwankt zwischen den Extremen äußerster Leichtigkeit und Schwere (im einen Fall ergreift das Gefühl leichter und hemmungsloser von einer Person Besitz als im andern). Leichterregbarkeit kann beruhen auf erhöhter Aufgeschlossenheit für die Umwelt, aber auch auf gesteigerter Störbarkeit. Ein schwer erregbares Gemüt kann zusammenhängen mit besonderer Tiefe des Erlebens, aber auch mit Stumpfheit und Dickfelligkeit. In einer Formel ausgedrückt, wäre Gefühlserregbarkeit =  $\frac{\text{Gefühlslebhaftigkeit}}{\text{Gefühlstiefe}}$ .

2. Persönliche Willenserregbarkeit. Sie resultiert aus dem habituellen Verhältnis von Triebkraft der Regung zum Widerstand (s. oben Reagibilität). Große Willenserregbarkeit ist nicht identisch mit großer Willensstärke, schließt aber sie nicht aus. Erhöhte Gefühls-

<sup>1)</sup> Siehe die Anmerkung auf Seite 30.

<sup>2)</sup> Die Tendenz nach Äußerung ist bei den Menschen sehr verschieden. Gegensätze: munter, ausgelassen, aus sich herausgehend, übersprudelnd und gemessen, gelassen, behäbig, bedächtig oder gesprächig, mitteilksam, plauderhaft, redselig und schweigsam, in sich gekehrt, wortkarg, einsilbig.

Tabelle 2. System der Triebfedern (nach KLAGES).

<p><b>Lösung der psychischen Kraft.</b>  <b>Selbsthingebungstrieb.</b></p> <p><b>I'</b>          Rauch ← Geistabkehr</p> <p><b>A' Begeisterungsvermögen (generelle Selbsthingebung).</b>          („Idealismus“, „Liebe zur Sache“, intellektuelle Leidenschaft.)</p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Liebe zur Wahrheit. — Erkenntnistrieb.</li> <li>2. Liebe zur Schönheit. — Schönheitssturm. (Sensualität.)</li> <li>3. Liebe zur Menschheit. — Moralisches Pathos. Philanthropie, Humanität.              „Tuisimus“, Schwärmerei.</li> </ol> <p><b>B' Leidenschaftlichkeit (personelle Selbsthingebung).</b></p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. In aktiver Form. — Passioniertheit. „Leidenschaften“, Begierden. — Varietäten; Ehrfurcht, Habsucht, Spielsucht, Trunksucht, Gelz, Rauchsucht, Geschlechtsbegierde.</li> <li>2. In passiver Form. — Liebefähigkeit, Bewunderungsvermögen, Verehrungs-              trieb, Ehrfürchtigkeit, Inbrunst, Hingebungsdrang, Aufopferungsfähigkeit.</li> <li>3. In reaktiver Form. — Teilnahmefähigkeit, Mitleidgefühl, Barmherzigkeit,              Mitleid, „Menschlichkeit“, Duldsamkeit, Weichherzigkeit, Nachsicht, „Gemit“.</li> </ol> <p><b>C' Unvernünftigkeit.</b></p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. In logischer Hinsicht. — Sprunghaftigkeit, Mangel an Wirklichkeitssinn.</li> <li>2. In ästhetischer Hinsicht. — Ordnungslosigkeit, Phantastik.</li> <li>3. In ethischer Hinsicht. — Ungerechtigkeit, Unzuverlässigkeit, Pflichtver-              gessenheit, „Charakterlosigkeit“, Gewissenlosigkeit.</li> </ol> <p><b>D' Mangel an Egoismus.</b></p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Mangel an aktivem Egoismus. — Ungenüßlichkeit, „Selbstlosigkeit“. —              Willfährigkeit, Folgsamkeit. — (Bescheidenheit.)</li> <li>Mangel an passivem Egoismus. — Sorglosigkeit, Arglosigkeit, Unachtsam-              keit, Unverständigkeit, „Unverstand“, Leichtsinns.</li> </ol> <p><b>Mangel an Selbstbeherrschungsfähigkeit.</b>          („Neigung &gt; Pflicht“): I. Grundform B &gt; A = Maßlosigkeit.          II. „ „ B' &gt; A = Hingebungsfähigkeit, Fes-          sellosigkeit, Zügellosigkeit,          Schrankenlosigkeit.          III. „ „ C' &gt; A = Halblosigkeit.</p>	<p><b>Lösung der psychischen Kraft.</b>  <b>Selbsthingebungstrieb.</b></p> <p><b>II'</b>          Geistzukehr. → Passion.</p> <p><b>A. Begeisterungsvermögen (generelle Selbsthingebung).</b>          („Idealismus“, „Liebe zur Sache“, intellektuelle Leidenschaft.)</p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Liebe zur Wahrheit. — Erkenntnistrieb.</li> <li>2. Liebe zur Schönheit. — Schönheitssturm. (Sensualität.)</li> <li>3. Liebe zur Menschheit. — Moralisches Pathos. Philanthropie, Humanität.              „Tuisimus“, Schwärmerei.</li> </ol> <p><b>B. Leidenschaftlichkeit (personelle Selbsthingebung).</b></p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. In aktiver Form. — Passioniertheit. „Leidenschaften“, Begierden. — Varietäten; Ehrfurcht, Habsucht, Spielsucht, Trunksucht, Gelz, Rauchsucht, Geschlechtsbegierde.</li> <li>2. In passiver Form. — Liebefähigkeit, Bewunderungsvermögen, Verehrungs-              trieb, Ehrfürchtigkeit, Inbrunst, Hingebungsdrang, Aufopferungsfähigkeit.</li> <li>3. In reaktiver Form. — Teilnahmefähigkeit, Mitleidgefühl, Barmherzigkeit,              Mitleid, „Menschlichkeit“, Duldsamkeit, Weichherzigkeit, Nachsicht, „Gemit“.</li> </ol> <p><b>C. Mangel an Egoismus.</b></p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Mangel an aktivem Egoismus. — Ungenüßlichkeit, „Selbstlosigkeit“. —              Willfährigkeit, Folgsamkeit. — (Bescheidenheit.)</li> <li>Mangel an passivem Egoismus. — Sorglosigkeit, Arglosigkeit, Unachtsam-              keit, Unverständigkeit, „Unverstand“, Leichtsinns.</li> </ol> <p><b>Mangel an Selbstbeherrschungsfähigkeit.</b>          („Neigung &gt; Pflicht“): I. Grundform B &gt; A = Maßlosigkeit.          II. „ „ B' &gt; A = Hingebungsfähigkeit, Fes-          sellosigkeit, Zügellosigkeit,          Schrankenlosigkeit.          III. „ „ C' &gt; A = Halblosigkeit.</p>	<p><b>Bindung der psychischen Kraft.</b>  <b>Selbsterhaltungstrieb.</b></p> <p><b>I.</b>          Weltabkehr → Geist.</p> <p><b>A. Vernünftigkeit (generelle Selbsterhaltung).</b>          Logische Vernünftigkeit = Wille zur Denkbarekeit. — Tendenz nach          Objektivität, Sachlichkeit, Wirklichkeitssinn.</p> <ol style="list-style-type: none"> <li>2. Ästhetische Vernünftigkeit = Wille zur Anschaulichkeit. — Geschmacks-              bedürfnis, Ordnungssinn, Organisationsstendenz</li> <li>3. Ethische Vernünftigkeit = Wille zur Gleichheit. — Selbstachtung-              bedürfnis, Gefühl des Sollens, „Kategorischer Imperativ“, Pflichtgefühl, Ge-              wissen, „Altruismus“, Verantwortungsfühl, „Charakter“.</li> </ol> <p><b>B. Egoismus (personelle Selbsterhaltung).</b></p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Aktiver Egoismus = pers. Selbsterweiterungstrieb.              Eigennutz, Erwerbssinn,              Herrschlust, Dominationstrieb, Ranggefühl.</li> <li>Passiver Egoismus = pers. Selbstbewahrungstrieb.              Ehrgeiz, Anerkennungstrieb, Auszeichnungenverlangen,              Vorsicht, Umsicht, Wachsamkeit, Berechnung,              Argwohn, Mißtrauen.</li> <li>Reaktiver Egoismus = pers. Selbstwiederherstellungstrieb.              Vergeltungsbedürfnis, Rachetrieb,              Spottlust, Boshaftigkeit, Grausamkeit,              Neid, Abgunst, Schadenfreude, Hämischkeit, Heintücke.</li> </ol> <p><b>Mangel an Selbsthingebungstrieb.</b></p> <p><b>C. Mangel an Begeisterungsfähigkeit.</b>          Nüchternheit, Pedanterie, Trockenheit,          Unsmilichkeit, Verstandesherrschaft,          Kalte, Strenge, Unnachgiebigkeit.</p> <p><b>D. Mangel an Liebefähigkeit.</b></p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. In aktiver Form. — Härte, Rücksichtslosigkeit, Unduldsamkeit, Hart-              herzigkeit, Mitleidlosigkeit, Erbarmungslosigkeit.</li> <li>2. In passiver Form. — Gefühllosigkeit, Teilnahmeunfähigkeit, Herzlosigkeit,              Hingebungsunfähigkeit, Unempfänglichkeit.</li> <li>3. In reaktiver Form. — Tendenz zur Kritik, Überlegenheitsgefühl.</li> </ol> <p><b>Selbstbeherrschungsfähigkeit.</b>          („Pflicht &gt; Neigung“): I. Grundform A &gt; B = Mäßigung.          II. „ „ A &gt; B' = Widerstandskraft, „Selbstüber-          windung“, Zurückhaltung.          III. „ „ A &gt; C' = Standhaftigkeit, Festigkeit.</p> <p><b>Aktivität (Wille, Intellekt, „Kopf“).</b>  <b>Macht (Erfolg) — Unmacht (Mißerfolg).</b>  <b>Selbstvertrauen — Selbstzweifel.</b></p>
--	---	---

Tabelle 3 (nach KLAGES).

**Die persönliche Selbstbehauptung oder der Egoismus****I. Persönliche Icherweiterungstriebfedern (Spontane Egoismen)**

1. Neutrale = Allgemeine Willensvorherrschaft
  - a) Ohne geistige Bindungen  
Bösartigkeit. Haß. Grausamkeit. Zerstörungswille. Satanismus.
  - b) Mit geistigen Bindungen  
Unternehmensgeist. Wirktrieb. Erfolgshunger. Tatendrang.  
(Ehrgeiz. „Willkür“. Neuerungssucht.)  
(Selbstbestimmungswille.)
2. Besondere
  - a) Aneignungstrieb  
Besitzwille. Spartrieb. Geldgier. (Habsucht.)  
Sammeltrieb. Knauserie. Filzigkeit. Geiz.  
(Neugier. Lernbegier. Wißbegier.)
  - b) Eigennutz  
Erwerbssinn. Gewinnsucht. Geschäftsgeist. (Habsucht.)
  - c) Herrschinteresse  
Dominationstrieb. Überlegenheitswille. Ranggefühl. Standesbewußtsein. Protektionslust.
  - d) Ehrgeiz  
Anerkennungstrieb. Auszeichnungswillensverlangen. Geltungsdrang.  
Beifallsbedürfnis. Ruhmsucht. (Eitelkeit.) Geistiges Bedeutungsbedürfnis.  
In primitiver Form: Schmucktrieb des Mannes.
  - e) Gemütsegoismus  
Gefallsucht. „Koketterie“. Wille zur Beliebtheit.  
In primitiver Form beteiligt am Schmucktrieb des Weibes.

**II. Persönliche Ichbewahrungstriebfedern (Passive Egoismen)**

1. Neutrale  
Vorsicht. Umsicht. Wachsamkeit. Berechnung.
2. Besondere  
Furchtsamkeit. Argwohn. Mißtrauen. (Scham.)  
Schlauheit. List. Verschlagenheit.  
Falschheit. Heuchelei. Scheinheiligkeit.

**III. Persönliche Ichwiederherstellungstriebfedern (Reaktive Egoismen)**

1. Neutrale  
Widerspruchsgeist. Oppositionslust. Rechthaberei. (Lainische Willkür. Streitsucht.)  
Eigensinn. Starrsinn. Widerspenstigkeit. Verstocktheit. Trotz. Querköpfigkeit.  
Unfügsamkeit. Unbotmäßigkeit. Unwillfährigkeit.
2. Besondere  
Empfindlichkeit. Kränkbarkeit. Übelnehmerei. Nachträgerei. Unversöhnlichkeit.  
Vergeltungsbedürfnis. Rachsucht.  
Zanksucht. Händelsucht. Unverträglichkeit.  
Spottlust. Kritiklust. Sarkasmus.  
Klatschsucht. Ränkesucht.  
Neid. Mißgunst. Übelwollen. „Ressentiment“.  
Schadenfreude. Hämischkeit. Heimtücke.  
(Eifersucht.)

**IV. Persönliche Ichaufbauschungstriebfedern (Isolierte Egoismen)**

- Absonderungsbedürfnis. Eigenbrödelei.  
Selbstbeachtungstendenz. Selbstbeachtungshang.  
Eigenbezüglichkeit. Egozentrität.  
Beziehungswahn. — „Idiotismus“.  
(Sentimentalität. Rührseligkeit.)

**V. Erleichternde Triebfedern**

1. Mangel an geistigen Bindungen  
Parteilichkeit. Ungründlichkeit. Oberflächlichkeit.  
Unzuverlässigkeit. Unverläßlichkeit. Pflichtvergessenheit. Gewissenlosigkeit.  
Wetterwendischkeit. Gesinnungslosigkeit. Würdelosigkeit.
2. Mangel an Lösungen  
Nüchternheit. Trockenheit. Unsinnlichkeit.  
Kälte. Härte. Teilnahmslosigkeit.  
Herzlosigkeit. Erbarmungslosigkeit. „Gemütlosigkeit“.

erregbarkeit und kräftiges Eindrucksvermögen ergeben starke Willenserregbarkeit (leicht inflammierter Sanguiniker). Leichte Willenserregbarkeit mit schwacher Gefühlserregbarkeit = unrasriger Betätigungshunger, zwecklose Unternehmungsbereitschaft, flacher Abwechslungstrieb, fade Zerstreuungssucht. Hohe Gefühlserregbarkeit und Mangel an Fähigkeit des leichten Reagierens sind charakteristisch für die schwerblütigen Naturen, die sich unnötig aufregen, sich leicht verletzt fühlen und zu großer Gewissenhaftigkeit und Selbstvorwürfen neigen. — Ein guter Maßstab für den Grad der Willenserregbarkeit ist der Grad der Anlage zur Geduld bzw. Ungeduld.

3. Persönliches Äußerungsvermögen (s. S. 31, Anm. 2). Sie steigt mit wachsender Antriebserregung und nimmt ab mit wachsendem Äußerungswiderstand. Letzterer (Selbstbeherrschung) dient dem Selbstschutz und dem Ehrgefühl. Es besteht keine absolute Korrelation zum Grad der Erregbarkeit; so kann z. B. ein wortkarger Mensch äußerst erregbar sein, ein geschwätziger sich jedoch durch einen Mangel an Gefühlserregbarkeit auszeichnen.

Neben dem Äußerungsvermögen gibt es einen Äußerungstrieb (in der Kindheit = Spieltrieb, Form- und Gestaltungstrieb). Mangel an Äußerungsfähigkeit, verbunden mit heftigem Ausdrucksbedürfnis führt zu Überspanntheit, Exaltiertheit, Verstiegenheit und weiterhin zu den Kennzeichen des hysterischen Charakters. Bei den Hysterikern besteht nach KLAGES gewissermaßen ein Rückschlag des Darstellungsdranges gegen das Gefühl des Erlebnisvermögens. Er ist ein scheinlebendiger Automat, der eine Darstellungsmarke trägt. Er leidet an der Passion, Passionen vortäuschen zu müssen. Dem Hysteriker sind echte Gefühle nicht erlebbar, darum hat er das Bedürfnis, sie vor sich selbst und andern darzustellen.

### C. System der Triebfedern (s. Schema, Tabelle 2).

Jede Persönlichkeit ist in ihrem bestimmenden Kern aus zwei Substanzen gefügt; aus dem Selbsterhaltungstrieb und aus dem entselbstenden Drang nach Hingebung. Dem Selbsterhaltungstrieb liegt ein wollendes Streben zugrunde, bei dem das Ich mit seiner Tätigkeit sich aktiv fühlt; während der Selbsthingebungstrieb auf ein fühlendes (passives) Streben zurückgeht. Im ersteren bekundet sich der Wille nach Erhaltung der Ichexistenz, im zweiten die Tendenz zum Versinken, zum Sichvergessen und Sichverlieren, zum Außersichsein, zur Aufhebung des Existenzbewußtseins. Alle Unterschiede des Charakters gehen nach KLAGES auf das wechselnde Mischungsverhältnis dieser beiden Grundtriebe zurück. Sie geben das Einteilungsprinzip der Triebfedern. Die schematische Übersicht wird uns das Wesen des KLAGESSchen Systems am besten klar machen.

Bei überwiegend „linkseitigen“ Charakteren könnte man vom Vorherrschen des „Herzens“, bei den „rechtseitigen“ vom Überwiegen des „Kopfes“ reden. Bei jenen schwankt das Lebensgefühl zwischen den Polen der „Freude“ und „Trauer“, bei diesen zwischen „Erfolg“ und „Mißerfolg“. Daraus erwachsen zwei Grundarten der persönlichen Selbstschätzung: die pathetische des Leidenschaftlichen, deren Spielraum zwischen Stolz und Demut, und die pathoslose des „Vernünftigen“, die zwischen Selbstbewunderung und Kleinmut liegt. Der königlichste Stolz kann bisweilen des Selbstvertrauens und dieses des Stolzes ermangeln.

In der neuen Auflage hat KLAGES an der Übersichtstabelle seines Systems der Triebfedern manche Änderungen vorgenommen, die jedoch für unsere Zwecke nicht von einschneidender Bedeutung sind. Leider war es uns nicht mehr möglich, das alte Schema durch das neue zu ersetzen. Wir können aber die Neuordnung ebensowenig als endgültig ansehen wie das System der Tabelle 2. Aus der neuen Auflage geben wir noch eine zweite Tabelle (Tabelle 3) über die persönliche Selbstbehauptung (Egoismus) wieder, die insofern wichtig ist, als sie so etwa alles enthält, was an egoistischen Regungen denkbar ist. Unstreitig hat KLAGES auf dem Gebiete der Charakterologie bahnbrechend gewirkt, da er es zum erstenmal versucht hat, die individuelle Persönlichkeit in einem wohl aufgebauten System vollständig zu erfassen. Die Charakterforschung verdankt ihm wertvolle Anregungen. Ganz besonders willkommen sind die Übersichtstabellen über die

Triebfedern. Die Grundunterscheidung der Selbsthingebung und Selbstbehauptung ist auch für die Pathologie von Bedeutung. Im übrigen fehlt eine enge Fühlung mit der Psychopathologie, ohne die eine moderne Charakterologie nicht wohl denkbar ist. Allerdings ist besonders hervorzuheben, daß die Ausführungen über Hysterie in der neuen Auflage wichtige Seiten des hysterischen Charakters beleuchten, die bis heute in dieser Form nicht beachtet sind. Aber trotz vieler guter Beobachtungen ist zu sagen (das gilt auch für die neue Auflage), daß der praktische Psychologe sich diesem System nicht restlos verschreiben kann, da es allzu wohlgeordnet und schematisiert ist, so daß es sich an vielen Punkten von dem wirklichen, pulsierenden Leben allzusehr zu entfernen scheint. Das werden unsere späteren Ausführungen zeigen.

Eine zweite analytische Untersuchung von APFELBACH<sup>1)</sup> löst den Charakter in fünf Grundtendenzen auf: Geschlechtlichkeit, Psychomodalität, Emotionalität, Moralität und Intellektualität. Das Hinzutreten von sog. akzessorischen Charakterelementen gibt weitere Variationsmöglichkeiten.

a) **Die Geschlechtlichkeit.** Hier schließt sich APFELBACH eng an WEININGER an, dessen Typenunterscheidung nach dem jeweiligen Gehalt an männlicher und weiblicher Substanz wir schon kennengelernt haben. Er illustriert dieses Schema durch einige erbbiologische Beispiele, und zwar findet er, daß bei maskulinen Eltern alle Kinder maskulin sind (auch die Töchter), umgekehrt bei femininen Eltern alle Kinder immer femininen Charakter besitzen (auch die Söhne). Er betont mit Recht die erbkonstitutionelle Bedingtheit der Geschlechtlichkeit.

Das maskuline Denken zeigt hohe logische Urteilsbildung, Erfassen des Wesentlichen und Objektivität.

Das feminine Denken Labilität des logischen Zusammenhangs, Abirren vom Wesentlichen, Neigung zur Bildersprache und zu novellistischer Ausschmückung, Mangel an Objektivität, Urteilstrübung, Vorherrschen eines subjektiven Kolorits.

b) **Die Psychomodalität.** Sie umfaßt die Gegensätze des Sadismus und Masochismus<sup>2)</sup>. Diese Begriffe sollen nicht die bekannten sexuellen Perversionen bezeichnen. Vielmehr ist ein Sadist nach APFELBACH ein Mensch mit ausgeprägtem psychischen Kraftgefühl; energisch, willensstark, mutig, unternehmend. Dagegen ist für den Masochisten charakteristisch: Energielosigkeit und Willensschwäche, Nachgiebigkeit, Gutmütigkeit und furchtsam-scheues Wesen. Die Unterschiede sind schon bei Kindern deutlich erkennbar. Die einen dominieren und herrschen, geben Anordnungen und Befehle, spielen immer die Hauptrolle, schaffen sich einen Kreis von Untertanen und Bewunderern, die blind gehorchen; alle ungefügigen Elemente werden bekämpft und boykottiert. Die andern sind gefügig und duldsam, scheu, ängstlich, schutzbedürftig; sie fügen sich den Sadisten, werden von ihnen geneckt und gehänselt; oft ist ihr Dasein ein ständiges Martyrium. Der sadistische Mann zeigt Selbständigkeit, Kühnheit und Unternehmungslust. Er wagt, gewinnt, kämpft und arbeitet. Er ist aktiv und aggressiv (Grobian, Tyrann), stolz und selbstbewußt. Gegen Konkurrenten mit Haß und Neid erfüllt, spielt er gerne die erste Rolle. Er ist entschlossen, unter Umständen skrupellos, ohne Mitleid; ein gefährlicher Gegner. In der Liebe ein echter Genußmensch, maßlos in all seinen Wünschen und Bedürfnissen (*carpe diem*). Er legt keinen Wert darauf, sich selbst zu erkennen; er hat kein Bedürfnis nach tieferem Begreifen und Verstehen. Er ist eine wirklichkeits-zugewandte Kampfnatur; im Haß stärker als in der Liebe. Die sadistische Frau ist exzentrisch, launenhaft und inkonsequent. Sie ist bestrebt, alle andern zu übertrumpfen, immer die erste Rolle zu spielen, sich mit Glanz und Luxus zu umgeben. Sie sammelt eine große Zahl von Verehrern um sich. Obwohl diese ihr vielfach gleichgültig sind, braucht sie eine Leibgarde zur Erhöhung ihres Selbstgefühls. Sie ist

<sup>1)</sup> APFELBACH, H.: Der Aufbau des Charakters. Elemente einer rationalen Charakterologie des Menschen. Leipzig u. Wien: W. Braumüller 1924.

<sup>2)</sup> Man hat diese Extreme wohl auch als Stheniker und Hypostheniker (Astheniker) bezeichnet.

eine gewiegte Herzensbrecherin. Fehlt ihr körperliche Schönheit, so entwickelt sie schon im jugendlichen Alter Schadenfreude, Boshaftigkeit und Gehässigkeit. Sie scheut nicht davor zurück, Glück und Liebe anderer zu zerstören, eine jugendliche, hübsche Rivalin bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Auch bei der Frau ist Haß charakteristisch für die sadistische Veranlagung.

Der Masochist ist gekennzeichnet durch willige Ergebenheit in sein Schicksal. Er ist versöhnlich und nachgiebig. Für äußeres Handeln hat er keinen Sinn; er erreicht daher viel weniger als der Sadist. Sein Interesse ist mehr dem Innenleben zugewandt, das er gerne einem Tagebuch oder einer Selbstbiographie anvertraut. Er studiert und analysiert sich selbst und versucht, zum Verständnis seines eigenen Ichs zu gelangen. Er spielt dem Leben gegenüber eine mehr passive Rolle. Masochistische Frauen sind wenig vertraut mit dem Instinkte der Liebe; Eroberungen gelingen ihnen selten, sie haben nur die Fähigkeit, sich erobert zu lassen. Der Masochist neigt zur Vergeistigung, zur Sublimierung erotischer Gefühle. Er neigt zu schwärmerischer Verehrung und Anbetung. Er trägt sein süßes Geheimnis im Busen, bis er sich endlich entschließt, seine Gefühle der Angebeteten (vielleicht durch ein lyrisches Gedicht) zu verraten. Leicht läßt er sich abweisen und einschüchtern. Rivalen gegenüber zieht er meist den Kürzeren, da er den Kampf vorzeitig aufgibt. Doch ist er dauerhaft und beständig in seiner Neigung. Er ist weit mehr mit seinem Subjekt dabei engagiert als der Sadist, dem es nur um den objektiven Erfolg zu tun ist. Er ist stärker in der Liebe als im Haß. Bei Untreue wird er höchst selten gegen seine Geliebte die Waffe richten; er wird eher zum Selbstmord schreiten als zum Mord. Wir finden Masochisten häufig im Seelsorgerberuf.

Beim sadistischen Denken finden wir ein erhöhtes Interesse für Details, Vorliebe für alles Konkrete und Deskriptive, wenig Sinn für das Allgemeine und Kausale.

Das masochistische Denken ist auf Probleme gerichtet, es strebt nach tief fundierten Erklärungen, nach dem Erfassen des Allgemeinen und Kausalen.

Es gibt zwischen Geschlechtlichkeit und Psychomodalität vier verschiedene Denkrichtungskombinationen: 1. der maskuline masochistische Denker ist prädisponiert zu den besten und edelsten wissenschaftlichen Leistungen. 2. Weniger erfolgreich als Wissenschaftler ist der maskulin-sadistische Denker, da ihm der Sinn für die Probleme fehlt; er beschränkt sich meistens auf das Deskriptive. 3. Der feminine Masochist ist kein ernster Wissenschaftler. Wohl ist sein Denken auf tiefe Probleme eingestellt, doch wird er wegen mangelnder Logik leicht ein Opfer von Fehlurteilen. Er hat eine besondere Vorliebe für novellistische Bildersprache und ist daher ein guter Essayist. Er ist auch der Typus des Lyrikers, der Schöpfer tiefempfundener Liebesgedichte und sentimental-kontemplativer Novellen. 4. Der feminine Sadist kommt überhaupt nicht für wissenschaftliche Zwecke in Betracht. Er ist der Mensch der groben logischen Verstöße und phantastischen Entgleisungen. Sein Phantasieerleben stürmt über jede logische Schranke hinweg mit stürmischer Impulsivität. Er ist ein Meister in bizarr und barock pointierten Reflexionen. Er liebt Abenteuerromane, Grottesken und Aphorismen.

Je mehr das feminine Element zunimmt, desto mehr verschiebt sich das Interesse von der Wissenschaft zur schönen Literatur; ein echter Wissenschaftler ist stets maskulin. Der Witz, dessen Pointe im Überraschenden, Unerwarteten liegt, ist eine Spezialität des sadistischen Geistes; denn er steht außerhalb der Logik. In der Technik sind in erster Linie praktisch-reale Leistungen notwendig. Sie erfordern Initiative, Unternehmungsgeist und Kühnheit, wie sie dem Sadisten eigentümlich sind. Auch in der Weltanschauung stehen sich Sadist und Masochist gegenüber. Der Masochist ist immer bestrebt, die Ereignisse in ihrer Abhängigkeit voneinander zu begreifen; er sieht alle Geschehnisse vom Standpunkte der Ursache und Folge. Bei dem Sadisten bilden die Ereignisse kein Kontinuum, sondern ein punktuelles, singuläres Geschehen ohne inneren Zusammenhang mit anderen Ereignissen. Sein geringes Kausalbedürfnis erfordert keine funktionellen Beziehungen. Er hat ein inniges Verhältnis zu allem Mysteriösen, Magischen und Okkulten; er neigt zum Aberglauben, ganz besonders bei femininen Einschlägen. Der Masochist kann sich dagegen mit dem Akasalen, Abrupten und Diskontinuierlichen gar nicht befreunden.

Der Sadist ist Empfindungsmensch mit prägnanten Sinneseindrücken, der Masochist Gemütsmensch mit stark entwickeltem Gefühlsleben. Gelegentlich findet sich eine Kombination mit der entsprechenden sexuellen Perversion, doch keineswegs immer.

Zwischen den Charakterelementen der Geschlechtlichkeit und der Psychomodalität besteht kein originär bedingter funktioneller Zusammenhang. Sadistische und maskuline Anlage sind voneinander ebenso unabhängig wie feminine und masochistische.

Es gibt ein erotisches Attraktionsgesetz, nach dem sich der Sadismus als Korrelat masochistisches Wesen sucht und umgekehrt.

**c) Die Emotionalität.** Diese dritte Dimension des Charakters umfaßt die psychische Ansprechbarkeit eines Menschen, die Intensität und Nachhaltigkeit seiner Reaktionen auf äußere Reize; die Leichtigkeit, mit der bei einem Menschen Gemütsbewegungen hervorgerufen werden; die Wirkungen auf das gesamte psychophysische Leben. Zu den Hyperemotionalen zählen die Sensitiven, Impressionablen, Empfindsamen, Eindrucksfähigen, Sentimentalen, Melancholiker, Choleriker, Impulsiven, Reizbaren, Neurasthenischen, Nervösen, Exzentrischen, Neurotischen, Hysterischen, Psychoasthenischen, Psychopathischen. Sie sind leicht für etwas zu interessieren, sie weinen und lachen leichter, sie fürchten und ärgern sich schneller als andere. Die Hypoemotionalen sind stumpf, apathisch, phlegmatisch; sie werden meist auch als nervenstark bezeichnet.

Die Emotionalität ist nach APFELBACH eine hereditär gegebene Reaktionsweise des Zentralnervensystems, abhängig von seinem Bau und seiner Funktion.

Die Hyperemotionalität bringt starke Schwankungen im Gefühls- und Affektleben mit sich. Niedergeschlagenheit, Nervosität und Lebensüberdruß wechseln mit übersprudelnder Lebensfreude und ausgelassener Heiterkeit; zäher Eigensinn schlägt um in völlige Abulie. „Himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt“, maßlose Freude und bodenloser Schmerz. Diese Naturen sind besonders zu nervösen Erkrankungen disponiert.

Die Hypoemotionalen gehen teilnahmslos durchs Leben. Sie begnügen sich mit den primitiven Ansprüchen des mehr praktischen Daseins, ohne höhere Zwecke und Bestrebungen zu kennen. Ungenial, einsilbig, wortkarg, witzlos, fad, ideenarm, ohne Esprit und Begeisterungsfähigkeit, ohne Sinn für feinere Seelenprobleme.

Die charakterlichen Eigenschaften erfahren durch die Emotionalität erst ihre entsprechende Intensität.

Bei den Hyperemotionalen ist das Phantasieleben sehr lebhaft entwickelt. Bei im übrigen feminin-sadistischer Anlage resultieren romantische Naturen mit phantastischen Fabelnationen, mit kühnem, abenteuerlustern Ausschweifern des Geistes (Sadist = Mangel an Rationalität und Kausalität; feminin = Schwäche der logischen Korrektur).

**d) Die Moralität.** Extreme Grade des moralischen Empfindens werden durch die hochmoralischen, ethisch hochwertigen einerseits und die verbrecherischen, antimoralischen Individuen andererseits repräsentiert. Zwischen beiden gibt es eine ganze Skala von Übergängen. APFELBACH unterscheidet zwei verschiedene Hauptformen: den aktiven aggressiven (erethischen) Typus des gewalttätigen Verbrechers und den passiven (apathischen) Typus des initiative-schwachen Taugenichts (Veruntreuungen, Betrügereien). Bei der erethischen Form ist meistens neben Amoralität noch Sadismus und Hyperemotionalität vorhanden, bei der passiven Form Masochismus und Hypoemotionalität.

Leichtere Formen verbergen sich unter der Maske eines liebenswürdigen, gutartigen Charakters; kriminelle Handlungen fehlen, soweit nicht Versuchungen locken. Vielfach sind es sonnige, heitere, sanguinische Temperamente, leichtsinnig und ohne viel Skrupel. Sie können nicht haushalten, machen Schulden, nützen das Vertrauen ihrer Mitmenschen aus, betrügen oft sogar ihre besten Freunde. Sie versprechen alles und halten nichts, nehmen alles von der leichten Seite. Sie sind haltlos, ein steuerloses Schiff, das nach der stärksten Windrichtung geht. Bei Zurechtweisung sehr findig in Ausreden, aus Widersprüchen können sie sich gewandt herausziehen. Sie haben kein Ehrgefühl („dickes Fell“) und keine Achtung vor der sozialen Ordnung (Typus des haltlosen Dégénééré).

Schwerere Formen der Amoralität ergeben je nach Kombination mit andern Charaktereigenschaften bestimmte Verbrechertypen. Unter den aggressiven (sadistisch) Amoralisten finden wir bei starkem Trieb- und Affektleben (Hyperemotionalität) und gut entwickelter Urteilskraft (maskulin) den raffinierten Meisterverbrecher mit dem Extrem des absolut gefühlkalten Raubmörders. Der Hochstapler und Betrüger ist ebenfalls sadistisch (herrisch) und hyperemotional, dabei aber feminin (geringes „intellektuelles“ Gewissen, lebhaftes Phantasie). Bei den apathischen Formen unterscheidet APFELBACH Fahrlässigkeitsdeliktler und arbeitsscheue Spitalbrüder. Erstere sind amoralisch, hypoemotional (phlegmatisch), maso-

chistisch (unenergisch) und feminin (beeinflussbar). Letztere mehr maskulin (unbeeinflussbar). Bei den hypoemotionalen Amoralisten handelt es sich meistens um eine harmlose Defektveranlagung.

e) **Die Intellektualität.** In den Begriff Intellekt faßt APFELBACH Verstand, Urteilskraft, Kombinationsfähigkeit, Auffassungsvermögen und Gedächtnis zusammen. Der Intellekt ist eine komplexe Größe. Je nach dem Vorwiegen der einen oder anderen Komponente ergeben sich verschiedene Formen der Begabung. Oft besteht eine starke Disproportionalität zwischen Verstand und Gedächtnis. Es gibt ja z. B. Schwachsinnige mit fabelhaften Gedächtnisleistungen. APFELBACH unterscheidet daher Gedächtnistypen und Verstandestypen. Die ersteren haben meistens infolge ihres „mechanischen“ Gedächtnisses gute Schulerfolge zu verzeichnen, die zweiten eignen sich besonders für die erklärende wissenschaftliche Tätigkeit (logisches Gedächtnis). Der sadistische Geist zeichnet sich besonders durch Merken von Einzelheiten aus, bei ihm richtet sich die Hauptenergie auf die Gedächtnisleistung an sich. Der Masochist mit seinem großen Kausalbedürfnis findet in erster Linie in dem verstandesmäßigen Erfassen des Lernstoffes seine Befriedigung; daher ist sein Interesse für das reine Gedächtnismaterial gering. Kinder haben meist ein gutes mechanisches Gedächtnis; im Laufe der Entwicklung bereitet das mechanische Lernen immer mehr Schwierigkeiten, und es steht dann das logische Gedächtnis im Vordergrund. Gewisse Gedächtnisverschiedenheiten können durch Verschiedenheiten des Interesses bedingt sein. Das Gedächtnis wird in seiner Richtung oft affektiv geleitet. So kann folgende Disproportionalität zustande kommen: gutes Gedächtnis für physikalische Gesetze, aber schlechtes für Ereignisse der Weltgeschichte. Bei hohen Graden der geistigen Leistungsfähigkeit müssen beide Komponenten (Verstand und Gedächtnis) gut ausgebildet sein. Ein besonderer Faktor ist das Kombinationsvermögen, d. h. die Leichtigkeit und Lebendigkeit der assoziativen Verbindung von Denkinhalten (Ideenreichtum, Menge von Einfällen, Esprit). Den Ideenreichen sind Erkenntnisse und Einblicke in die Zusammenhänge der Dinge leichter zugänglich. Die Ideenarmen (gehemmte Kombinationsfähigkeit, geringe Assoziationsbereitschaft) finden nur schwer Vergleiche und Analogien, sie sind schwerfällig und langsam in der Folgerung und Anwendung von Denkergebnissen. Das Kombinationsvermögen hängt von dem Grad der Emotionalität ab. Esprit ist meistens mit hyperemotionaler Anlage verknüpft, gefühlstumpfe Menschen sind meist auch Gedankenstümper. Verschiedenheiten kommen dadurch noch zustande, daß die assoziative Tätigkeit einmal nach streng logischen Gesetzen (maskulin-masochistisch) vor sich geht, oder daß sie sich hypologisch, hypokausal abspielt (feminin-sadistisch).

Was die geistigen Leistungen anbetrifft, so kann ein Mensch mit geringer Gesamntellektualität das gleiche Bildungsniveau erreichen bei entsprechendem Ehrgeiz und Fleiß, als ein anderer, dessen Gesamntellektualität größer, dessen Energie aber geringer ist.

f) **Die akzessorischen Charakterelemente.** Hier weist APFELBACH darauf hin, daß das Überwiegen altruistischer (Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit, Vertrauensseligkeit) oder egoistischer (Engherzigkeit, Mißtrauen, Unaufrichtigkeit, Neid, Geiz) Tendenzen sehr weitgehend von den Daseinsbedingungen abhängig ist. Sind diese günstig, so werden die altruistischen Tendenzen um so mehr dominieren. Die egoistische Reihe ist am auffallendsten entwickelt beim Sadisten. Egoistische Tendenzen bilden sich am besten, wenn sadistisches Wesen gewaltsam unterdrückt wird. Weiterhin wird der Egoismus durch höhere Grade von Emotionalität und Amoralität verstärkt. Hypoemotionalität, Masochismus und positive Moralität lassen den Egoismus weniger deutlich in Erscheinung treten. Nicht immer sind Sadisten egoistisch und Masochisten altruistisch. Es gibt auch altruistische Sadisten und Masochisten mit verschlagenem, hinterlistigem, unaufrichtigem, neidischem Wesen. Amoralität und Egoismus, feminin-masochistisches Wesen ergeben den hinterlistigen Schleicher und Denunzianten.

Ausführlich geht APFELBACH ferner auf die Tatsachen der Kompensation ein, die er als akquirierte Elemente des Charakters bezeichnet. Verkrüppelte und Mißgestaltete, die Enterbten des Lebens, die nicht wie andere an den Genüssen des Lebens teilzunehmen vermögen, sehen ihre Befriedigung darin, sich über das Mißgeschick anderer zu freuen. So verschaffen sie sich ihren Lustgewinn, daß sie sich durch heimtückische Schadenfreude über ihre eigenen Mängel hinwegsetzen. Es gibt Masochisten, bei denen ein ähnlicher Vorgang zu beobachten ist. Sie (nicht alle) fühlen sich in ihrer masochistischen Art nicht wohl



und bemühen sich daher, ihre Schüchternheit und Ängstlichkeit durch die Maske sadistischer Entschlossenheit und Kühnheit zu verbergen. Oft gerät das pseudosadistische Arrangement ins Wanken. Es läuft Gefahr, in kritischen Momenten von den masochistischen Tendenzen überwältigt zu werden (plötzliches Durchbrechen von ängstlich-ratloser Verstimmung). Nur die maskulinen Typen wehren sich mit allen Mitteln gegen ihren Masochismus, in dem sie eine Schwäche erblicken. Feminine Masochisten fühlen sich wohl in ihrer Haut. Sie sehnen sich nicht nach (übertriebenem) Selbstbewußtsein. Der Pseudosadismus tritt immer erst nach der Pubertät in Erscheinung, wenn allmählich das maskuline Bewußtsein erwacht. Der Pseudosadist beobachtet sich sehr scharf und ist immer darauf bedacht, mißliebige Züge an sich zu bemerken und auszumerzen. Er wird daher leicht zum Selbsthasser.

Eine andere Form der Kompensation trägt die Maske blasiert-phlegmatischer Gemütsruhe. Es sind nervös-empfindsame Menschen, die sich bemühen, ihre Hyperemotionalität nach außen zu unterdrücken. Sie pflegen jede Impressionalität im Keime zu ersticken, wodurch ihre ganze Wesensart etwas Gezwungenes bekommt.

Ernste Melancholiker zeigen nicht selten ein heiteres Gesicht. Sie wollen um jeden Preis lustig sein, auch wenn ihre seelische Verfassung dieser Stimmungslage nicht entspricht. Sie wollen dabei nicht nur vor andern vergnügt erscheinen, sondern sich selbst aufgeräumt und gut aufgelegt sehen.

Das Milieu ist für die Kompensation von großer Bedeutung. Insbesondere feminine (leicht beeinflussbare) Naturen werden sich leicht an die Umgebung anpassen und dadurch Charaktereigenschaften akquirieren.

Charakter und psychische Erkrankung. Eine wichtige Vorbedingung für alle nervösen Erkrankungen ist, so sagt APFELBACH, die Hyperemotionalität. Für die Hysterie gibt die feminin-sadistische Veranlagung den besten Boden ab (geringe kritisch-logische Anlage, aggressiv-impulsive Motorik); für die Hypochondrie die maskulin-masochistische Wesensart (Ängstlichkeit und männliches Unsterblichkeitsbedürfnis). Auch bei Erythrophobie handelt es sich um maskuline Masochisten. Meistens sind es Pseudosadisten, die sich gegen ihre masochistische Anlage auflehnen. Es ist ihnen darum zu tun, ihr Prestige nicht beeinträchtigt zu sehen. Die Möglichkeit, zu erröten, ist für sie ein unerträglicher Gedanke, daher haben sie Furcht vor diesem Verlegenheitszustand. Die maskulin-sadistische Art soll zu Zwangszuständen disponieren, die feminin-masochistische zu depressiven Verstimmungen.

Charaktersynthese. APFELBACH schließt seine Charakterologie damit ab, in einer Reihe von Kombinationen die einzelnen Charakterelemente zu verschiedenen Persönlichkeitstypen zusammenzubauen.

Einige Beispiele: 1. Organisator, Politiker, Feldherr, Diktator, genialer Techniker = maskulin (klarer logischer Geist), sadistisch (energisch, mutig, nach Handlung drängend), hyperemotional (nachhaltige, heftige Gefühleindrücke), moralisch (sittenstrenges, diszipliniertes Wesen), intellektuell vollwertig, offen, aufrichtig, altruistisch.

2. Schwärmerischer Idealist, Lyriker, kontemplativer Erotiker = feminin (phantasievoll, einfühlsames Wesen), masochistisch (weich, stark entwickeltes Gefühlsleben), hyperemotional, moralisch, intellektuell, offenherzig.

3. Gewalttätiger Verbrecher (planvoll, scharfsinnig), Raubmörder = maskulin (klares, logisches Urteil), sadistisch (mutig), hyperemotional (stark affektiv), amoralisch, intellektuell vollwertiges und offenes Wesen.

Es ist sicher nicht zu bestreiten, daß auch APFELBACH manches Richtige gesehen hat. So möchte ich die ersten beiden Charakterdimensionen der Geschlechtlichkeit und Psychomodalität unbedingt anerkennen. Allerdings würde ich die durchaus mißverständlichen Begriffe Sadismus und Masochismus lieber durch sthenisch und asthenisch (bzw. hyposthenisch) ersetzen. Die Konzeption des sadistisch-masochistischen Denkens scheint mir etwas problematisch. Die andern Charakterelemente sind nach unserer heutigen Auffassung allzu grob und undifferenziert. Der allgemeine unscharfe Begriff der Moralität ist völlig unbrauchbar; dasselbe gilt für die Intellektualität, die von KLAGES viel feiner analysiert wurde. Auch die Emotionalität läßt sich weit besser zergliedern; in der Hyper-

emotionalität wird so etwa alles zusammengefaßt, was an nervöser Exaltation vorkommt. Im übrigen enthält die Darstellung manche Widersprüche und viele Unklarheiten, die sich scheinbar bei der Persönlichkeitsanalyse nur schwer vermeiden lassen. Zeigt der Raubmörder wirklich ein offenes Wesen? Sind Altruismus und Egoismus besondere Charakterelemente? In welcher Beziehung stehen sie zur Sthenie und Hypostenie? Derartige Beispiele ließen sich noch vermehren.

Die Charaktersynthese ist allzu schematisch-kombinatorisch gedacht, es fehlen die Beziehungen der einzelnen Elemente zueinander. Der ganze Aufbauversuch bleibt zu sehr im Groben, Oberflächlichen stecken. So werden wir auch von diesem charakterologischen System nur teilweise Gewinn haben. Die Ansätze wären gut, doch fehlt die feine Differenzierung und der organische Zusammenschluß der Elemente zur Einheit.

Von den beiden ersten Systemen unterscheidet sich der Persönlichkeitsaufbau von EWALD<sup>1)</sup> durch eine streng biologische Orientierung.

EWALD nimmt auf der einen Seite den individuell gegebenen, durch ganz umschriebene biologische Vorgänge bedingten Bionotus<sup>2)</sup> an. Durch ihn sind auf psychischem Gebiet Intensität, psychisches Tempo und Vitalgefühle als Äußerungsweisen des Temperamentes bestimmt. Sie haben zeitlebens innerhalb einer geringen Schwankungsbreite eine konstante Höhe.

Auf der andern Seite steht die individuell gegebene Funktionsbereitschaft des Zentralnervensystems, abhängig von der physischen Konstruktion der nervösen Elemente<sup>3)</sup>. Sie bedingt die Gesamtheit der Triebrichtungen und Reaktionen, die im Rahmen der Persönlichkeit den angeborenen Charakter ausmachen. Der Charakter entfaltet sich erst im Laufe des Lebens, er bildet und entwickelt sich; bei einem Kinde kann man noch nicht von Charakter reden. Er ist ungemein abhängig von äußeren Faktoren. Daher stellt er nur eine wenig konstante Größe dar.

Der Bionotus ist Energieschwung, ein Gradmesser für die dem Organismus inwohnende Lebensenergie. Ein guter, straffer Bionotus schafft geringe Ermüdbarkeit, große Widerstandskraft und meistens lange Lebensdauer. Der Organismus kann sich trotz strammer Tätigkeit auch bei kurzen Ruhepausen lange Zeit auf der Höhe der „Dampfspannung“ halten. Menschen mit schlechtem Bionotus zeigen müdes, schlaffes Wesen, Langsamkeit und geringen allgemeinen Turgor. Der Bionotus ist gegeben durch die Güte und Schnelligkeit des Stoffumsatzes; er kann sich ändern nach Intensität und Tempo. Allgemeines Wohlbefinden, durch äußere Umstände unbegründete gute Stimmung, gesteigertes Selbstbewußtsein, rasche Auffassung und Konzentrationsfähigkeit, Entschlußkraft und Schaffensfreudigkeit sind Anzeichen eines guten, hochgestellten Bionotus. Der schlechte, tiefgestellte Bionotus bringt schwache Lebenstrieb, Mattigkeit, Trägheit und niedrig gestimmte Vitalgefühle (ernst, still, melancholisch), vermindertes Selbstbewußtsein, mangelnde Entschlußkraft mit sich.

Dem straffen Bionotus entspricht das sanguinische oder hypomanische Temperament, gekennzeichnet durch ein beschleunigtes psychisches Tempo, durch Lebensfreude und Lebenselan.

Der schlaaffe Bionotus schafft ein melancholisches oder depressives Temperament mit verlangsamt psychischem Tempo, Lebensernst und Mangel an Schwungkraft.

Der durchschnittliche Bionotus ist die Grundlage des besonnenen, normalen Temperamentes mit durchschnittlichem psychischem Tempo, ohne besonders gefärbten Stimmungshintergrund.

<sup>1)</sup> EWALD, G.: Temperament und Charakter. Berlin: Julius Springer 1924.

<sup>2)</sup> Angeblich abhängig von einem besondern Gehirnzentrum im Höhlengrau unter Mitbeteiligung des vegetativen Nervensystems, der verschiedenen drüsigen Organe und des Blutgefäßsystems.

<sup>3)</sup> Die biologische Basis soll durch die Hirnstammgegend mit den dort liegenden vegetativen Zentren gegeben sein, weiterhin durch die inneren Drüsen mit ihrer Sekretion.

Das manisch-depressive Irresein ist eine echte Temperamentskrankheit; Manie = krankhaft gesteigerter Biotonus mit erhöhter Lebensenergie; Melancholie = erniedrigter Biotonus mit schlaffem Lebensschwung.

Das psychische Tempo ist nun nicht allein durch den Biotonus bedingt. Es sind daran u. U. auch strukturelle charakterliche Momente beteiligt. So kann auch bei hochgestelltem Biotonus eine allgemeine Langsamkeit und Behäbigkeit gegeben sein; ebenso umgekehrt ein übersteigertes seelisches Tempo bei schlechtem Biotonus.

Charakter ist psychisches Reagieren, abhängig von der Reaktionsfähigkeit des Zentralnervensystems. Für die Ausbildung von Charakter und Temperament sind z. T. dieselben biologischen Organelemente verantwortlich.

Bei den altbekannten Temperamentstypen des Cholikers und Phlegmatikers handelt es sich nach EWALD eigentlich um Charaktertypen. Denn ihre Eigentümlichkeit liegt auf dem Gebiete der affektiven Reaktion.

In der charakterologischen Einteilung lehnt EWALD sich eng an ein Schema KRETSCHMERS<sup>1)</sup> an. Er unterscheidet bei der Erlebnismwirkung 1. die Eindrucksfähigkeit (Affekthöhe: empfindsam — gleichgültig); 2. die Retentionsfähigkeit (Affektdauer: belehrbar — unbelehrbar; Merkvermögen: gut — schlecht); 3. die intrapsychische Verarbeitung oder Aktivität (geistige Lebendigkeit: beweglich — träge; daneben aber intellektuelle Steuerung der Affektivität und gedankliche Eingliederung, Phantasie, Kombinationsgabe); 4. die Ableitungsfähigkeit (affektives Abreagieren: leicht — gehemmt; daneben Willenssphäre: sich durchsetzend — nachgiebig). Diese verschiedenen Komponenten sind von EWALD nicht immer in der gleichen Intensität gedacht. Dieselbe Eigenschaft kann in einem Falle sehr stark, im andern nur schwach entwickelt sein. Entscheidend für das Charakterbild ist nicht die absolute Intensität einer Eigenschaft, sondern das dynamische Zusammenspiel sämtlicher Komponenten. Weitere Unterschiede sind gegeben durch Verschiedenheiten der Eindrucksfähigkeit und Retentionsfähigkeit für höher gefühlsbetonte Eindrücke oder für niedere Trieberlebnisse. Ferner durch Unterschiede der Triebhaftigkeit selbst, deren Gegensätze in rücksichtsloser Egozentrität oder altruistischer Einstellung zum Ausdruck kommen.

Die Fülle der EWALD'schen Charaktertypen, die durch die verschiedensten Kombinationen der einzelnen Komponenten zustande kommen, läßt sich hier nur in groben Umrissen wiedergeben. Eine schematische Übersicht wird das Verständnis erleichtern. Es werden vier große Gruppen unterschieden: I. Eindrucksfähige Stheniker (handelnde, aktive Naturen), II. Eindrucksfähige Astheniker (ausweichende, passive Naturen), III. Gefühlskalte Stheniker, IV. Gefühlskalte Astheniker. Die ersten beiden gehören zu den affektiv Erregbaren, die letzten zu den wenig Ansprechbaren. Jede der vier Gruppen ist wieder in vier Untergruppen eingeteilt (s. Abb. 3). Bei diesen 16 Untergruppen führt EWALD jeweils wieder eine ganze Anzahl von Persönlichkeitstypen auf; verschieden nach ihrer stärkeren und schwächeren Triebhaftigkeit, nach der Art ihrer Eindrucks- und Retentionsfähigkeit für höhere Eindrücke oder niedere Trieberlebnisse, verschieden aber auch nach der absoluten Intensität (Quantität) der einzelnen Komponenten. Es ist völlig unmöglich, auf alle Einzelheiten hier einzugehen. Ich möchte mich darauf beschränken, für jede der 16 Untergruppen je ein Beispiel kurz anzudeuten. Die relativ „normalen“ Persönlichkeitstypen sind charakterisiert durch dynamische Ausgeglichenheit der einzelnen Komponenten.

Bei Psychopathen finden sich starke Intensitätsdifferenzen, durch die die (pathologisch) innere Spannung und Zerrissenheit hervorgerufen wird.

Unter 1. (s. Abb. 3) schildert EWALD einen mehr oder weniger normalen Charakter von relativer Ausgeglichenheit.

2. Durch den Retentionsdefekt (unbelehrbar; unfähig, Erfahrungen zu sammeln; unbeständig, sprunghaft) ergibt sich oberflächliche Haltlosigkeit (Augenblicksmenschen) mit (bei guter intrapsychischer Aktivität) Neigung zu pseudologischen Phantasien, ferner Tendenz zum Handeln (u. U. Hochstapler).

3. Die mangelnde intrapsychische Aktivität und Steuerung läßt bei guter Ableitungsfähigkeit den Affekten und Trieben die Zügel schießen. Infolge starker Retentionsfähigkeit schwingen alle Erlebnisse (angenehme und unangenehme) sehr lange nach; dies kann zu zäher Verbohrtheit und Einseitigkeit führen (überwertige Idee, Querulant).

<sup>1)</sup> KRETSCHMER, E.: Der sensitive Beziehungswahn. Berlin: Julius Springer 1918.

Tabelle 4. Charaktertypen (nach EWALD).

**A. Affektiv Erregbare („Aufgeregte“, „Eindrucksfähige“, „Gefühlsmenschen“).****I. Eindrucksfähige Stheniker (handelnde, aktive Naturen).**

1	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)
2	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)
3	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)
4	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)

**II. Eindrucksfähige Astheniker (ausweichende, passive Naturen).**

5	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)
6	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)
7	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)
8	Starke Eindrucksfähigkeit (empfindsam)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)

**B. Affektiv wenig Ansprechbare („Gleichgültige“, „Verstandesmenschen“).****III. Gefühlskalte Stheniker (handelnde, aktive Naturen).**

9	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)
10	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)
11	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)
12	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	starke Ableitungsfähigkeit (sich durchsetzend)

**IV. Gefühlskalte Astheniker (initiativlose, passive Naturen).**

13	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)
14	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	gute intraps. Aktivität (beweglichen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)
15	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	gute Retentionsfähigkeit (belehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)
16	Geringe Eindrucksfähigkeit (gleichgültig)	schlechte Retentionsfähigkeit (unbelehrbar)	schlechte intraps. Aktivität (trägen Geistes)	schlechte Ableitungsfähigkeit (nachgebend oder ausweichend)

4. Primitivcharaktere, Explosive mit hemmungslosen Affektausbrüchen; es fehlt die Behrbarkeit und die Ausbildung ethischer Regulationen (intrapyschische Schwäche).

5. Ängstliche Psychopathen, schüchtern, befangen zurückhaltend (schlechte Ableitung).

6. Naive autistische Träumer, harmlos und sorglos, Mangel an Wirklichkeitssinn (Retentionsdefekt); Phantasieneigung (lebhaft, intrapsychische Aktivität).

7. Infolge intrapsychischer Schwäche mangelnde Eingliederung der Erlebnisse (Grübel-sucht) oder Verdrängungserscheinungen, Unfähigkeit abzureagieren (u. U. Zwangsvorstellungen, Hysterie).

8. Gemütsweiche, willensschwache, lebensuntüchtige Naturen; Erlebnisse können weder verarbeitet noch abreagiert werden.

9. Kühle, sachliche Verstandesnaturen; bei starker Triebbetonung grausame Tyrannen.

10. Gefühlskalte, phantasiereiche (Retentionsdefekt, lebhaft intrapsychische Aktivität) Pseudologen u. Hochstapler.

11. Denksfaule Banausen und Alltagsphilister, gleichgültig, ohne intellektuelle Verarbeitung der Erlebnisse, aber sich durchsetzend.

12. Aktiv torpide notorische Verbrecher, u. U. mit sadistischen Neigungen; ungehemmte Triebe (intrapyschische Steuerungsschwäche).

13. Zaghafte autistische Grübler und Philosophen mit scharfem Verstand (intrapyschisch lebhaft), ohne Verständnis für Gefühlserlebnisse (gleichgültig).

14. Stille, gleichgültige Naturen, Widerständen gegenüber ausweichend, ohne Lebensklugheit (Retentionsdefekt), zu weltfremden Spekulationen neigend (intrapyschisch lebhaft).

15. Bequeme Phlegmatiker „Stumpfbolde“, denksfaul und eintönig, u. U. feige und hinterlistig (ausweichend, gefühlskalt).

16. Absolut stupide, gleichgültige, träge Gesellen, denen weder in Güte noch im Bösen etwas beizubringen ist; prädestiniert zum verkommenen Landstreicher.

Eine zweite Übersicht soll die charakterologischen Eigenschaften wiedergeben, die nach EWALD bei jeweils extremer Ausprägung der vier verschiedenen Gegensatzpaare vorzugsweise auftreten.

### A. Eigenschaften bei Asthenikern.

Ohne Triebenschlag:

Bescheidenheit, Zurückhaltung, Scheu, Ängstlichkeit, Furchtsamkeit, Folgsamkeit, Willfähigkeit, Zauderhaftigkeit, Nachgiebigkeit, Gutmütigkeit, Biagsamkeit, Vorsicht, Schüchternheit, Peinlichkeit, Unsicherheitsgefühl, „Hemmungen“, Mangel an Entschlußkraft und Selbstvertrauen, Skrupulosität, passive Affektentladungen (Weinen, Resignation, Pessimismus), Anlehnungsbedürfnis, Duldsamkeit.

Bei Triebbetonung.

Feigheit, Listigkeit, Verschlagenheit, Hinterhältigkeit, Heuchelei, Heimtücke, Intrigantentum, Hämischeit, Abgunst (Neid), Lügen aus Angst, hysterische Verdrängung und Ausweichung (Zwangsneurose), Abreaktion auf Schwächere, Tiere und Gegenstände, Sensitivreaktionen (Beeinträchtigungsideen), ängstliche Hypochondrie (Masturbation).

### B. Eigenschaften bei Sthenikern.

Ohne Triebenschlag:

Mut, Tatkraft, Agilität, Initiative, Führergabe, Geistesgegenwart, Bekennermut, Angriffslust, Kampfesfreude, Rauflust, Explosivität, Vorwitz, Starrsinn, Verbohrtheit, Hartnäckigkeit, Strenge, Unrast, Sportfreude, werktätige Aufopferung, Eifer, Geselligkeit.

Bei Triebbetonung:

Herrschaft, Tyrannei, Grausamkeit, Brutalität, Strebertum, Propagandismus, Streitsucht, Zanksucht, Trotz, Eigensinn, Unnachgiebigkeit, Widerspenstigkeit, Widerspruchsgeist, Jähzorn, Rücksichtslosigkeit (Skrupellosigkeit), Bosheit, Gehässigkeit, Rachedurst, Habsucht, aktive Triebhandlungen (Stehlsucht, sexuelle Aggressivität).

Bei absoluter Hinderung des Durchsetzens ihrer sthenischen Strebungen manchmal asthenisch-triebhaft Eigenschaften (Listigkeit, Verschlagenheit, Heimtücke, Heuchelei, Intrigen, Neid, Mißgunst). In manchen triebhaften Eigenschaften der Astheniker steckt überhaupt ein gewisser triebhaft-sthenischer Drang. Der „Hysteriker“ zeigt stark triebhaft-aktive Einschläge bei Realisierung seiner egoistischen vergeltungsbedürftigen Wünsche,

wenn er sich ein aktives Vorgehen leisten zu können glaubt; er hat einen „gemischt sthenisch-asthenischen“ Charakter; die sthenische Komponente basiert aber auf dem Zuviel an Trieben, nicht aber auf einem Zuviel der vom höheren Gefühlsleben weitgehend abhängigen Ableitungsfähigkeit.

**Ia. Eigenschaften, die auf stärkere Retentionsfähigkeit hinweisen:**

Ohne Triebenschlag:

Überwertigkeitsideen im Sinne der Aufopferungs- und Begeisterungsfähigkeit, der Empfindsamkeit und Unzulänglichkeit, Voreingenommenheit, Subjektivität, Verbissenheit, Verbohrtheit, Hingebung, Beständigkeit, Verlässlichkeit, Treue, Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Pflichtgefühl, Pedanterie, Normen- und Formentum.

Bei Triebbetonung:

Überwertigkeit im Sinne der Beeinträchtigung, der Empfindlichkeit, Ängstlichkeit, Hypochondrie, Zwangsercheinungen, Mißtrauen, Argwohn, Nachträgerei, Vergeltungsbedürfnis, Intrigantentum, Abgunst, Schadenfreude, Ehrgeiz, Strebertum, Suchten und Begierden, „Gehabtwerden“ (Geiz, Habsucht, Spielsucht, Medikamentensucht, Spottsucht, Rachsucht, Ruhmsucht) Widerspenstigkeit, Starrsinn, Eigensinn, Selbstgerechtigkeit, geistiger Hochmut.

**Ib. Eigenschaften, die auf Retentionsdefekte hinweisen:**

Ohne Triebenschlag:

Harmlosigkeit, Arglosigkeit, Sorglosigkeit, Vertrauensseligkeit, Unbeständigkeit, Sprunghaftigkeit, Flatterhaftigkeit, Unverständigkeit, Leichtsin, Unachtsamkeit, Unüberlegtheit, Voreiligkeit, Vorwitz, Unzuverlässigkeit, Unbelehrbarkeit (nicht Verbohrtheit, sondern Mangel an Lernfähigkeit), Ablenkbarkeit, Abwechslungsbedürfnis; Weltferne, Mangel an Weltklugheit und Wirklichkeitssinn, Mangel an Lebensklugheit und Lebensgewandtheit, Ungeschick, „heilige Einfalt“.

Bei Triebbetonung:

Verführbarkeit, Haltlosigkeit, „Charakterlosigkeit“, Gewissenlosigkeit.

**IIa. Eigenschaften, die auf hohe oder beherrschende intrapsychische Aktivität hinweisen:**

Ohne Triebenschlag:

Sachlichkeit, Wirklichkeitssinn, Objektivität, Kaltblütigkeit, Ordnungssinn, Organisationsgabe, Pflichtbewußtsein, kategorischer Imperativ (Wissen um das Sollen), Verantwortungsbewußtsein, Wahrheitsliebe, Erkenntnistrieb, Liebe zur Sache, Umsicht, Vorsicht, Wachsamkeit. — Phantasterei, Träumerei, Spekulationstendenz.

Bei Triebbetonung:

Berechnung, Verschlagenheit, Falschheit, Heimtücke, Hämischkeit, Tendenz zu abfälliger Kritik, Boshaftigkeit, Intrigen. — Hochstapelei, Pseudologia phantastica.

**IIa. Eigenschaften, die auf geringe intrapsychische Aktivität hinweisen:**

Ohne Triebenschlag:

Denkfaulheit, Stumpfheit, Banausentum, Spießhaftigkeit, Klatschsucht.

Bei Triebbetonung:

Niedrige Gesinnung.

**IIIa. Eigenschaften, die auf hohe Eindrucksfähigkeit hinweisen:**

Ohne Triebenschlag:

Empfindsamkeit, Sensitivität, Weichheit, Milde, Nachsicht, Zartgefühl, Mitgefühl, Liebefähigkeit, Bewunderungsfähigkeit, Verehrungstrieb, Begeisterungsfähigkeit, Hinreißungsfähigkeit, Schönheitsdurst, Schwärmerei.

Bei Triebbetonung:

Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Zornmütigkeit, Ängstlichkeit, Schreckhaftigkeit.

**IIIb. Eigenschaften, die auf geringe Eindrucksfähigkeit hinweisen:**

Ohne Triebenschlag:

Gefühlskälte, Nüchternheit, Trockenheit, Unnachsichtigkeit, Mitleidslosigkeit, Kaltblütigkeit, Strenge, Verstandesherrschaft.

Bei Triebbetonung:

Härte, Rücksichtslosigkeit, Erbarmungslosigkeit, Hartherzigkeit, „Gemeinheit“, Niedertracht.

Die einzelnen Grundkomponenten des EWALD'schen Systems sind gelegentlich (bei bestimmten äußern oder inneren Konstellationen) bei jedem Charakter zu finden. Doch werden stets einzelne vorherrschend sein.

Es gibt bestimmte Beziehungen zwischen Temperamentsanlage und Charaktereigenschaften. So besteht eine innere Verwandtschaft zwischen sthenischer (nach außen drängender) Veranlagung und dem sanguinischen Temperament, wie umgekehrt zwischen asthenischem Charakter und depressivem Temperament. Doch sind nicht alle Sanguiniker sthenisch, es gibt ja auch unter ihnen bescheidene, gemüthliche, nachgiebige, gutmütige, anlehnungsbedürftige Typen. Ebenso wie man manchen Depressiven Zielbewußtsein, Starrsinn und Zähigkeit nicht absprechen kann, auch Herrschsucht, Widerspenstigkeit und Nörgelei kommen bei ihnen vor. Die Retentionsfähigkeit (Verläßlichkeit, Beständigkeit, Treue, Pflichtgefühl) ist bei Depressiven im allgemeinen gesteigert, bei Hypomanischen vermindert (Sorglosigkeit, Unbeständigkeit, Sprunghaftigkeit, Flatterhaftigkeit, Schlamperei, Unzuverlässigkeit, Voreiligkeit, Ablenkbarkeit, Abwechslungsbedürfnis). Dagegen ist die intrapsychische Aktivität bei den Hypomanischen stark, bei den Depressiven schwach entwickelt. Verschiedene Grade der Eindrucksfähigkeit sind bei beiden möglich.

Prinzipiell kann sich jedoch mit jedem Temperamentstypus jede der möglichen Charakterspielarten verbinden, denn Charakter und Temperament gehören nach EWALD verschiedenen Schichten des Seelenlebens an.

Sehr wichtig scheint mir der Hinweis, daß ein Charakter in einer Richtung (etwa für egoistische Erlebnisse) retentionsstark ist, für andere (Gefühlseindrücke) dagegen retentionsdefekt.

Ferner können die gleichen Charaktereigenschaften — auch diese Erkenntnis ist zweifellos von großer Bedeutung — auf verschiedenen Wegen charakterlicher Genese zustande kommen. So gibt es Weltfremdheit bei guter Retentionsfähigkeit infolge einer überwertigen Idee, die von der Wirklichkeit entfernt. Oder aber bei Retentionsmangel, der zu einer gesteigerten Phantasietätigkeit führt. Daher ist es nach EWALD'S Meinung falsch, Charaktere nach gleichen Eigenschaften zusammenzuordnen. Es kommt auf die Genese und Struktur der Eigenschaften an.

Die von EWALD gegebenen Unterscheidungen Temperament und Charakter kann man annehmen, das ist Sache der Definition. Ob EWALD in der theoretisch-biologischen Fundierung Recht hat? Es kann sein, doch wissen wir darüber nichts Bestimmtes. Der Gedanke einer Strukturanalyse ist zweifellos gut und richtig. Auch stehe ich der dynamischen Auffassung durchaus sympathisch gegenüber, ja ich glaube sogar, EWALD darin unbedingt beistimmen zu können, daß die Grundelemente des Charakters in jeweils verschiedener Intensität anlagemäßig gegeben sein können (s. meine späteren Ausführungen). Er versucht dies durch zahlenmäßige Abschätzung der einzelnen Komponenten anschaulich zu machen, dadurch bekommt die Darstellung etwas Mathematisches, was sicherlich manchen psychologischen Leser (zu Unrecht) abschrecken wird. Gewisse Unklarheiten sind auch in diesem System nicht vermieden. Sie liegen in erster Linie darin begründet, daß EWALD in einzelnen Komponenten ganz verschiedene Dinge zusammenfaßt, so z. B. in der guten Retentionsfähigkeit Belehrbarkeit, gutes Merkvermögen und Wirklichkeitsanpassung; und in der intrapsychischen

Aktivität sowohl die geistige Lebendigkeit als auch die intellektuelle Steuerung, ferner gedankliche Eingliederung, Phantasie und Kombinationsgabe; endlich in der Ableitungsfähigkeit einmal das affektive Abreagieren und zum andern die Willenssphäre. Es fehlt ferner das, was KLAGES als Qualität des Charakters bezeichnet, die Triebfedern und Tendenzen. Zwar spricht EWALD von starker oder schwacher Triebhaftigkeit, von Eindrucksfähigkeit für höher gefühlbetonte Erlebnisse und niedere Trieberlebnisse. Aber über die Qualität und Richtung der Triebe ist nichts ausgesagt. Und das ist nach meiner Auffassung für eine Charakterologie unbedingt notwendig, wenn ich auch die durch diese Forderung begründeten Schwierigkeiten gewiß nicht verkennen will. Die strukturelle Konstitution kann bei ganz verschiedenen Persönlichkeiten eine gleiche oder ähnliche sein; die Unterschiede werden vielfach erst durch die Qualität der Tendenzen und Triebe geschaffen. Diese beeinflussen in hohem Maße den sog. „psychischen Reflexbogen“; sie hemmen oder fördern den Durchlauf psychischer Inhalte. Vielleicht sind die Triebfedern viel wichtiger für die Aufnahme, Verarbeitung und Ableitung der Erlebnisse, als es nach dem EWALDSchen System den Anschein haben könnte. Sicherlich kommt man mit der Struktur des Charakters allein nicht weiter; erst die „Qualität“ gibt einer Persönlichkeit die individuelle Färbung.

Eine ganz auf die Psychopathologie eingestellte „ärztliche Charakterologie“ hat uns KRONFELD<sup>1)</sup> gegeben. Er ist Anhänger der modernen psychiatrischen Lehre des Schichtenaufbaus der Persönlichkeit, die sich in neuerer Zeit mehr und mehr durchsetzt. Das unmittelbar erfäßbare, bewußte Seelenleben bildet gewissermaßen nur den Oberbau, die höchste und letzte Schicht seelischer Vorgänge. Unter dieser harten geformten Rinde schlummern dunkle Tiefenschichten, bald mehr, bald weniger faßbare Regungen, die wir als Stimmungen, Gefühle, Emotionen, Triebe und Affekte bezeichnen. In dieser Affektivität liegen in erster Linie die individuellen Verschiedenheiten begründet; sie beziehen sich auf Stärke, Auslösbarkeit und Ansprechbarkeit der einzelnen emotiven Regungen, auf ihre äußere Beeinflussung, ihren Wechsel, ihr Tempo, auf ihre qualitative Färbung, die Rückwirkung des Affektlebens auf das übrige seelische Geschehen, und vor allem auf die rationale Verarbeitung durch die Oberschicht, durch „Verstand“ und „Wille“. Neben den Affekten und Trieben, die z. T. in engster elementarer Beziehung stehen zu biologischen Grundlagen bestimmter körperlicher Sonderfunktionen (Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb) finden wir in der Tiefenschicht noch andere psychische Verarbeitungs- und Reaktionsweisen. Sie stammen aus früherem einzelgeschichtlichem oder stammesgeschichtlichem Erwerb; so z. B. die hypobulischen und hyponoischen Mechanismen (KRETSCHMER) oder magisch-symbolisierende Tendenzen (SCHILDER, STORCH), wie sie etwa im Traumdenken uns gegenwärtig sein können.

KRONFELD beginnt seinen Charakteraufbau mit den Dispositionen seelischer Reaktivität. Es gibt bestimmte Begabungs- und Auffassungstypen. Neben der Fähigkeit, überhaupt ein gewisses intellektuelles Niveau zu erreichen, unterscheiden wir einzelne Sonderbegabungen; etwa die Anlage zur Mathematik, zur Musik, zu sprachlichen und sonstigen Ausdrucksbegabungen usw. Bei manchen Menschen sehen wir eine ausgesprochene rationale Verarbeitung von Außen- und Eigenvorgängen (Rationalisierungstendenz) bei andern überwiegt dagegen das emotive Geschehen (emotive Verarbeitungsweise).

<sup>1)</sup> KRONFELD, A.: Psychotherapie. Berlin: Julius Springer 1924.



Auf vorgebildeten Dispositionen beruhen ferner bestimmte Wahrnehmungs- und Auffassungstypen (akustisch, motorisch, visuell), die auf die Gestaltung des Erinnerungsmaterials und seine Reproduktion einen spezifischen Einfluß ausüben. Auch die Intensität einzelner geistiger oder seelischer Fähigkeiten kann anlagemäßig vorgebildet sein (Gefühlsansprechbarkeit, Gefühlsstärke, Gefühlsdifferenzierung, Gefühlsnachwirkung, Entschlußbereitschaft, Willensenergie).

Dieselbe dispositionelle Begründung finden wir auch bei den verschiedenen Typen des Erlebens und Erlebenkönnens; so z. B. allgemeine Interessierbarkeit (weiter Erlebnistypus) und Einengung auf besondere Problemgebiete (eingengter Erlebnistypus). Die Hinwendung des Interesses kann mehr auf die Gegenstände der Außenwelt (extravertiert; JUNG) oder mehr auf das eigene Ich und seine Entwicklung (introvertiert) gerichtet sein. Diese vorgebildeten Tendenzen hängen eng zusammen mit andern Fähigkeiten wie Wirklichkeitssinn oder Phantasie, mit Rationalisierungs- und Emotionalisierungstendenz. Sie decken sich nicht durchweg mit den KRETSCHMERSchen Temperamenteigentümlichkeiten zyklotym und schizotym.

Weitere Dispositionen betreffen die affektive Dynamik (KRETSCHMER, EWALD), die wir in ihren Verschiedenheiten der Eindrucks- und Retentionsfähigkeit, der intrapsychischen Verarbeitungs- und Ableitungsfähigkeit schon kennen gelernt haben. Herabsetzung der Retention und Steigerung der Abfuhr führen zu affektiven Entladungsformen primitiver Explosivität. Die umgekehrte Gruppierung zu affektiven Verhaltungen und Sperrungen, zur Konfliktsbildung. Andere Varianten haben uns die EWALDSchen Darlegungen gezeigt.

Die hypobulischen und hyponoischen Dispositionen. Sie unterschichten, wie gesagt, die Oberschicht des vollbewußten seelischen Geschehens. Die hypobulischen Mechanismen stehen den durch bewußte Willensentscheidung geleiteten Handlungen gegenüber. Zu ihnen rechnen wir eine Reihe von Bewegungsmechanismen, die reflexartigen Charakter tragen, z. B. die Instinkthandlungen (Fluchtreflex, Todstellreflex), ferner die Ausdrucksbewegungen unwillkürlicher Art in Mimik und Gestik; auch die Dispositionen zum Verfall in Zittern oder in kataleptische und katatonische Muskelzustände (striopallidäre Motilität) gehören hierher. Der hypobulische Mechanismus des Sichabsperrens gegen alle Außenreize fundiert die seelische Absperrung gegen die Außenwelt, den Autismus (BLEULER). In dem Begriff der hyponoischen Mechanismen fassen wir sehr heterogene dynamische Dispositionen des rein seelischen Verhaltens zusammen. Wenn sie die Oberschicht des zweckbewußten Verstandeslebens durchbrechen, so liegt dies stets in der gesteigerten Wirksamkeit der Affektivität und der Triebe begründet. Die Hyponoik enthält zunächst symbolisierend-gestaltende Tendenzen, die wir allen halluzinatorischen Erlebnissen zugrunde legen müssen. Ihnen stehen andere Funktionsdispositionen nahe, die wir als „schöpferische Einbildungskraft“ und „Phantasie“ bezeichnen. Symbolbildungen wirken sich im unentwickelten Denken aus (SCHILDER). Die Neigung zu symbolisierender Vergewärtigung und Darstellung im Denkerleben befindet sich bei manchen Menschen in besonderer Bereitschaft. Manche Neurosen und auch das Traumdenken zeigen solche symbolische Spiegelungen und Bilder. Dabei treten zwei wichtige Mechanismen in Tätigkeit, die Verdichtung und Verschiebung (FREUD). Mehrere psychische Inhalte können zu einem Symbol verschmelzen, oder es kann ein psychischer Inhalt durch einen assoziativ nahestehenden symbolisch ersetzt werden. Ein zweiter hyponoischer Komplex ist in den magisch-katathymen Tendenzen gegeben. Mit ihnen hängen die Erlebnisse magisch-zaubrischer Einwirkungen der Außenwelt zusammen, in denen eigentümliche, geheimnisvolle Einflüsse des Nicht-Ich zum Ausdruck zu kommen scheinen. Auch das Erlebnis magischer Bewirkung der Außenwelt durch das eigene Ich gehört hierher. Magisch-katathyme Tendenzen sind die Grundlagen für die verschiedenartigsten religiösen Ekstasen und Entrückungen, für okkultistische und spiritistische Erlebnisweisen und für den Aberglauben. Im magischen Erleben ist meistens die Trennung zwischen Ich und Nichtich aufgehoben (Ichverschmelzung mit Gott und Natur, Ichausweitung, Loslösung des Ich vom Leibe). Die Fähigkeit zur Einfühlung hat hier ihr dispositionelles Fundament, ebenso aber entgegengesetzt gerichteter Erlebnisse der Entselbstung, der Entfremdung der Umwelt, des Einbruchs der Umwelt in das Ich und seine Vernichtung. Eine dritte hyponoische Gruppe umfaßt die emotionalen Tendenzen der Fixierung, Verdrängung, Sperrung und Spaltung. Es können bestimmte gedankliche Komplexe oder bestimmte Formen des Ausdrucks, der

körperlichen Entladung fixiert, d. h. in erhöhte Reaktionsbereitschaft gestellt werden (durch Affektwirkung). Andererseits sind dynamische Tendenzen dispositionell gegeben, die Erlebnisse, Vorstellungen oder auch körperliche Funktionen ins „Unbewußte“ verdrängen (FREUD), sie vom Bewußtsein ausschalten. Dispositionen zur inneren seelischen Sperrung bedrohen die Kontinuität des seelischen Ablaufs (Stupor, Mutismus, Negativismen). Die Spaltung führt zur Zwiespältigkeit der affektiven Tönung von Erlebnissen. Entgegengesetzte Gefühle werden in raschem Wechsel oder gleichzeitig erlebt (Tendenz zur polaren Gefühlspaltung = Ambivalenz). An die Verdrängung knüpfen oft emotionale Wunscherfüllungstendenzen an, durch die auf dem Wege der Wirklichkeitsverfälschung Affekte und Triebe befriedigt werden sollen.

Bei der Persönlichkeitsgestaltung wirken sich außer den Anlagen auch die Umweltsbedingungen aus. Von ihnen (Klima, Nationalität, Kulturschicht, Religion, Elternhaus, Schule, Arbeit und Beruf, äußere Situation) sehen wir hier ab. Die Einstellung zur Umwelt zeigt zunächst ganz bestimmte erlebnismäßige Verschiedenheiten der Gestaltung des Selbstgefühls. Typen der Unterwerfung neigen zu restloser Anpassung, zum Aufgeben aller eigenen Aktivität, soweit sie mit der Umwelt in Reibung gerät (fügsame Musterkinder, korrekte Konventionsmenschen). Sie lassen schöpferische Energie und kühne Selbständigkeit vermissen. Oft steckt hinter der konventionellen Form innere Weichheit und Verletzlichkeit oder ziellose Sehnsucht und Unbefriedigtheit oder gar eine seltsame leere Selbstzufriedenheit; letztere führt im Alter gelegentlich zu despotischer Herzlosigkeit gegen Untergebene oder abhängige Angehörige. Die Typen der Abwendung sind schüchtern und hilflos der Wirklichkeit gegenüber, ohne Fähigkeit zu aktiver Stellungnahme. Sie flüchten sich statt dessen in ein Reich selbstgeschaffener Phantasien und Träume, in denen das Ich sich um so stolzer erhebt (Träumer und Phantasten). Oft klammern sie sich an eine einzige Idee, mit der ihre Selbstwerterhöhung verbunden ist, und dieser opfern sie ihre ganze Existenz. Die Typen der Auflehnung sind durch starke Tendenzen der Ichdurchsetzung charakterisiert. Wenn sie den Eigenwert der Umgebung nicht geradlinig aufzwingen können, suchen sie dies auf Umwegen zu erreichen; u. U. bemühen sie sich, mehr zu scheinen als sie sind (Lügner, Renommist, Hysteriker, Intrigant). Manche reagieren bei den ersten Schwierigkeiten und Hindernissen der Umwelt mit Mißtrauen, mit reizbar-mürrischem oder trotzig-eigensinnigem Wesen. Die Typen der Wehrlosen finden sich in ihrem Verhältnis zur Umwelt gar nicht zurecht. Sie büßen früh ihr Selbstvertrauen ein; ihre seelische Aktivität ist völlig gehemmt. Sie neigen zu Grübeleien und werden sich dadurch ihrer Minderwertigkeitsgefühle bewußt. Meist legen sie sich selbst die Schuld an diesen Dingen zur Last. Darin liegt der Keim zu depressiven Reaktionen, zur Grübel- und Zweifelsucht und zur Abulie.

Die geistige Einstellung zur Wirklichkeit als Charaktergestaltung. Das Ich hat die Aufgabe, seine Beziehungen zur Umwelt geistig und willentlich zu bewältigen und zwar im Sinne einer sozialen Einfügung und Einordnung. In der Pubertät beginnen die ersten Lösungsversuche. Eigenschaften der sozialen Einfügsamkeit (Arbeitsausdauer, Selbständigkeit, Zuverlässigkeit, Selbstbescheidung, „Gewissen“) werden durch die Erziehung geweckt und gepflegt, u. U. aufgezwungen. Nicht allen gelingt die rückhaltlose Anerkennung dieser realen Verbindlichkeiten. Manche versuchen zu rebellieren, wenn ihrer geistigen und willentlichen Selbständigkeit Schranken gesetzt werden. Andere reagieren auf diesen Konflikt mit ratlosem Staunen, mit Zweifel- und Grübelsucht, die manchmal mit einer gewissen Wollust genossen wird. Wieder andere verschanzen sich hinter weltanschaulichem Pessimismus, oder suchen sich andere Auswege, wie zynische Blasiertheit, asoziale Pose der Bohème, ungefüge genußsüchtige Triebbefriedigung oder auch antisoziale Haltungen (Hochstapelei, Schiebungen, Abenteuer). Einen Ausweg aus dem Konfliktserleben gibt (bei stärkerer Aktivität) das Dogma. Die Skepsis wird durch gewisse Ideen und Normen überwunden (Religion, Philosophie, politische Bekenntnisse), die den verlorenen Halt zurückgeben sollen. Oft geschieht dies allerdings nur im Sinne einer äußerlichen Maske, die jedoch vielen zur Erhöhung des Eigenwertes genügt. Andere versuchen eine ehrliche geistige Bewältigung sei es auf idealistischem oder realistischem Wege. Die Realisten (extravertiert) erwarten eine Behebung der Unsicherheit und des Zweifels von der Versenkung in die Dingwelt. Sie suchen in die Natur einzudringen; ihre Anschauung von der Natur wird ihnen Leitstern für ihre Weltanschauung. Sie richten ihre ganze Lebensweise ein nach natürlichen Gesichtspunkten. Für die Idealisten (introvertiert) ist die Dingwelt nur als

Bewußtseinsinhalt wesentlich, darüber hinaus wesenlos. Nur die Hinwendung zu den eigenen geistigen und seelischen Vorgängen und Zusammenhängen ergibt die Auffindung von Normen. Sie schaffen sich im Denken und Erleben eine Idee ihres eigenen Selbst, und die Erfüllung dieser Idee wird ihres Lebens sittliche Norm. Sie gestalten die Welt nur als Spiegel ihrer eigenen Seele, ihrer eigenen Regungen. Hier liegen die Wurzeln aller idealistischen Philosophie, aller metaphysischen Ordnungen, aller Glaubensbedürfnisse an das Göttliche im Menschen und an ein Jenseits. Besondere Unterschiede können durch die Temperamentsgrundlage gegeben sein (pessimistische und optimistische Weltbilder).

Die Willenseinstellung zur Wirklichkeit als Charaktergestaltung. In der Regel stehen Lebensansprüche und Triebforderungen irgendwie und irgendwann einmal mit der Objektwelt in Widerspruch. Oft führt dieser Kampf zu einem siegreichen Überwinden der konkreten Milieubedingungen, ja es wird nicht einmal die Beziehung zwischen Ich und Außenwelt als Konflikt erlebt. Selbstsichere, optimistische Naturen mit starker affektiver Anregbarkeit empfinden die Außenwelt als eine innere Bereicherung. Nicht selten aber führen Härten und Enttäuschungen der Lebenssituation zum willensmäßigen Versagen, zu tiefer Erschütterung der Eigenwertsgefühle. Die Ursache der erlebten Unfähigkeit, das Leben zu meistern, kann einmal dem Leben zugeschoben oder im eigenen Ich gesucht werden. Im ersten Fall kommt es zu hilflosen, schwerblütigen oder kalt abweisenden Einstellungen (Pessimismus, Menschenverachtung, Mißtrauen oder Faulheit, Bequemlichkeit, gesellschaftliche Vernachlässigung, Eigenbrötlei, Versagen in allen Berufen). Das Ich wendet sich zugleich bewußt von der Welt ab und schafft sich eine wunschbedingte Scheinwirklichkeit (Mystik, Kunst, Literatur, Philosophie), um für das peinigende Gefühl der Niederlage zu entschädigen. Im zweiten Falle treten Selbstverwerfung und Schuldgefühle auf, u. U. mit der Note des Schwelgens in der eigenen Ohnmacht oder aber in Form eines heftigen Konfliktes mit den vitalen Tendenzen der Selbstbejahung, der zu schweren neurotischen Störungen führen kann.

Schon auf der Schule erkennen wir ganz bestimmte Typen von Charaktergestaltung durch die Lebenssituation: Draufgänger; schwerfällige, nie zu Ende kommende Pedanten; unverdrossene, fleißige stille Naturen; ängstlich Bescheidene, mit Einschlägen von rasch ergebener Resignation; zaghafte oder zynische Faule; leicht Ablenkbare, ihr Interesse auf Nebendinge Zentrierende; Phantasten; Typen mit starker Tendenz zur Selbsterhöhung (u. U. auf Umwegen) wie intrigante Lügner, abenteuernde Schwätzer, trotzig Rebellische und geltungssüchtige Bandenführer.

In Arbeit und Beruf sehen wir Typen des Versagens; willensschwache, bequeme Menschen, oder stark triebhafte Naturen, die sich schwer auf sachliche Arbeit konzentrieren können. Es gibt Menschen, die ihren Beruf hassen, da er ihnen widerwillig ist; hier bildet falscher zielloser Ehrgeiz ebenso wie träumerisch-weiche Introversion eine Konfliktsmöglichkeit. Andere lieben ihren Beruf, da er ihnen Haltung, Würde und Sicherheit gibt; sie bedürfen seiner als Folie ihrer Eigenliebe und Geltungssucht. Wieder andere sehen im Beruf nur ein Mittel des Erfolges und Gelderwerbes.

Ein Ausweg aus der Last des Lebens, aus dem Druck des Berufs ist die Gier nach Lebensgenuß, nach rauschenden Vergnügungen, schrankenloser Verschwendung usw. Es ist der Wunsch nach Vergessen des Alltagselends. Andere Auswege führen zu neurotischen Störungen.

Die Stellung zu den Mitmenschen. Aus Ohnmachtsgefühlen, aus Schutz- und Anlehnungsbedürfnis erwachsen die sozialen Triebe (Einfügsamkeit, Gläubigkeit, Suggestibilität, Verantwortungsgefühl, Vervollkommnungsstreben, Anerkennung ethischer Verbindlichkeiten, Anerkennung der Überlegenheit und Autorität). Hier liegen auch die Wurzeln für Güte, Menschenliebe, weiches Mitgefühl und starker Erschütterungsfähigkeit durch menschliches Unglück. Ohnmachtsgefühle können ferner schüchterne Angst, aber auch Trotz, innere Auflehnung, Neid oder gar verschlossene, abwehrende Kälte zur Folge haben.

Sexuelles und erotisches Erleben als Charaktergestaltung. Die seelische Verarbeitung der Geschlechtlichkeit ist eine besonders große und langwierige Aufgabe, an deren Bewältigung sich der Charakter front und bildet. Hier hegen unendliche Konfliktsmöglichkeiten mit der konventionellen Norm (Versuchung, Unterdrückung), aber auch mit der übrigen seelischen Persönlichkeit (perverse oder schillernde, ungefestigte, infantile Sexualität). Anomalien der Geschlechtlichkeit ziehen Untwertsgedanken und In-

suffizienzgefühle nach sich (das Gefühl des Andersseins). Ein Nachgeben gegenüber der Triebhaftigkeit bedeutet u. U. eine Erschütterung des Selbstgefühls. Onanie kann zu selbstverneinenden und selbstverwerfenden Einstellungen führen. Häufig kommt es zu Kompensationen (Verschlossenheit, Verhüllung des Innenlebens, Stühnebedürfnis durch besonders pedantische Pflichterfüllung, ethischer Rigorismus). Wenn der Normalsexuelle sich im erwachsenen Alter mit seiner Geschlechtlichkeit abgefunden hat, steht der Abnorme immer noch vor seiner Perversion wie vor einem Alpdruck, von dem er sich nicht befreien kann. Für ihn ist das Bewußtsein, pervers zu sein, eine seelische Last (Strafgesetzbuch). Bei schüchternen, gehemmten Naturen ist der Sexualverkehr eine unlösbare Aufgabe und kann allernhand nervöse Störungen im Gefolge haben.

Die Triebhaftigkeit kann auch mit dem Erlebnisbild des andern in Konflikt geraten. Der geliebte Partner ist für den Liebenden ein Träger höchster Lebenswerte. Das Gefühl der eigenen Wertlosigkeit kann in anbetender wunschloser Sehnsucht zum Ausdruck kommen, mit dem die Triebforderungen sich nicht vereinigen lassen. Andererseits kann ein starkes sexuelles Abwechslungsbedürfnis Unwürdigkeitsgefühle nach sich ziehen. Bei fehlendem Verantwortlichkeitsgefühl dienen die erotischen Beziehungen nur der Befriedigung eigensüchtiger Tendenzen (Eitelkeit, Geltungssucht, Koketterie); es fehlt die hingebende Liebe. Sind konkrete Liebesbeziehungen zustande gekommen, so bildet ihre Festigung ein neues Problem. Unsicherheit des erotischen Eigenwertes kann hier zu sexueller Hörigkeit führen oder auch zur Eifersucht, zu Angst und Sorge um den drohenden Verlust des Liebeszieles (Vorbeugungsmaßnahmen gegen diese seelische Gefährdung). Die Eifersucht ist oft versetzt mit Ressentiment, mit überreiztem, ohnmächtigem erotischem Selbstgefühl. Hinter der Eifersucht können sich ferner uneingestandene Schuldgefühle wegen eigener erotischer Versuchungen verbergen (die verdrängte Beschämung wegen der Versuchung oder des Sichversagen-müssens setzt sich in Haß gegen den geliebten Menschen um). Ebenso kann das Bewußtsein, den Geliebten schlecht behandelt zu haben, oder geheime Zweifel, dem andern nicht alles sein zu können, eine mißtrauische Einstellung zur Folge haben. Auch hier liegen eine Fülle von neurotischen Konfliktmöglichkeiten.

Traumatische Erlebnisse als Charaktergestaltung. Hierher gehören plötzliche Schreckerlebnisse (vitale Gefährdung durch Unfälle, Katastrophen, gewaltige Naturscheinungen) oder Erlebnisse, die die Grundlagen des Eigenwertes heftig erschüttern (eigene Unzulänglichkeit, mangelnde Anerkennung, Kranksein). Wunschtendenzen können die verschiedensten Formen charakterlicher Fixierung verursachen.

Die KRONFELDSche Charakterologie dient in erster Linie ärztlichen Zwecken, d. h. sie will die psychologischen Aufgaben des Arztes erleichtern. Der Schichten-aufbau, den wir in groben Zügen kennengelernt haben, ist ein notwendiges Rüstzeug zur Erklärung und zum Verständnis psychopathologischer Erscheinungen. Doch wird auch die Normalpsychologie gut daran tun, ihn nicht unbeachtet zu lassen. Die Beziehungen zwischen Ober- und Tiefenschicht können große individuelle Verschiedenheiten zeigen. Beide stehen in einer gewissen Gegensätzlichkeit zueinander. Die rationale Schicht hat die Aufgabe der Hemmung; sie soll ein Hervorbrechen der Tiefenschichten mit ihren Triebaffekten verhindern. Das Gleichgewicht kann dabei ein sehr verschiedenes sein. In einem Falle ist die Oberschicht allein herrschend, im andern reißt die Unterschicht gern die Führung an sich. Bald sind die hypobulischen und hyponoischen Mechanismen gut überdeckt, bald sind sie für die Eigenart der Oberschicht von entscheidendem Einfluß. Zwischen Trieb- und Hemmungsschicht gibt es die verschiedensten dynamischen Abstufungen. Über die Qualität der Triebe selbst erfahren wir nur wenig. Wir hören mehr von ihren Auswirkungen in den verschiedensten Lebenssituationen (komplexe Lebenseinstellungen) als von ihnen selbst. KRONFELD gibt uns in erster Linie komplexe Reaktionsweisen, in denen vielfach mehrere Triebe gemeinsam sich auswirken. Außerordentlich wichtig ist der Hinweis auf das erotische Moment bei der Persönlichkeitsgestaltung, das bei allen andern Systemen völlig

vernachlässigt wird. Besonders in der Pathologie lernen wir die Bedeutung der Geschlechtlichkeit für den Aufbau der Persönlichkeit in ganz besonderem Maße kennen. Wenn wir auch nicht in den Fehler der Psychoanalyse verfallen wollen, die alle Charakterologie nur von sexuellen Gesichtspunkten aus anzufassen weiß, so dürfen wir doch den Sexualtrieb nicht vergessen. Wir lernen auch in der KRONFELDSCHEN Charakterologie wieder die bedeutsame Tatsache kennen, daß gleiche charakterologische Eigentümlichkeiten ganz verschiedene genetische Wurzeln haben können. Ich verweise nur auf die Entstehung von Minderwertigkeitsgefühlen, die aus einer bestimmten Eigenart des Sexualtriebes, aber auch aus andern Triebeeinstellungen hervorgehen können.

Als letztes umfassendes Aufbausystem bleibt uns noch die Charakterologie von HÄBERLIN<sup>1)</sup>.

Das Individuum ist, so sagt HÄBERLIN, in jedem Moment seines Daseins ein organisches Ganzes, das aus einzelnen organisch verbundenen Bestandteilen oder Qualitäten aufgebaut ist. Die geeinte Gesamtheit seiner Qualitäten ist ein strukturelles<sup>2)</sup> System von Reaktionsmöglichkeiten, von denen eine zur andern gehört und keine für sich allein genommen werden kann. Wesentlich ist nicht die Vereinigung schlechthin aller Qualitäten, sondern die besondere Art ihrer strukturellen Verbundenheit. Sie stehen nicht einfach nebeneinander, sie bilden vielmehr einen organischen Bau mit Über- und Unterordnungen, mit größerer oder geringerer Bedeutung für das Leben des Individuums.

Die Persönlichkeit ist aber nicht nur strukturell zusammengesetzt, sondern auch ein zeitlich „ausgedehntes“ Einzelwesen mit einer bestimmten Entwicklung<sup>3)</sup>. Im Laufe des Lebens können sich bestimmt strukturierte Zustände ablösen; sie können auch in periodischem Rhythmus miteinander abwechseln. Im Strom des individuellen Lebens gibt es keine absolute Konstanz. Man darf sich nicht vorstellen, daß irgendwelche Charakterzüge ein Individuum unverändert durchs ganze Leben hindurch begleiten, weder einzelne Qualitäten, noch einzelne Eigentümlichkeiten der Struktur. Der Charakter ist fortwährend in Entwicklung begriffen; er verändert sich ständig. Und doch ist er ohne eine gewisse relative Konstanz nicht denkbar. Diese Konstanz ist die Schranke der Veränderlichkeit, wie die Veränderlichkeit die Schranke der Konstanz ist. Relative Konstanz bedeutet hier nichts anderes, als daß in aller Veränderung eine gewisse Grenze nicht überschritten, daß vielmehr eine gewisse Linie eingehalten wird. Der Grad der Veränderlichkeit kann sehr verschieden sein. Es gibt Charaktere, die relativ stark festgelegt sind, deren Spielraum gering ist. Dies sind die starren (konstanten), wenig variablen Charaktere. Andere sind durch große Veränderlichkeit und Beweglichkeit ausgezeichnet. Diese Inkonstanten und Variablen haben eine weite Schranke ihrer Veränderlichkeit. Sie können in ihrem Verhalten große Sprünge machen. Man ist bei ihnen nie vor Überraschungen sicher. Man glaubt ein ganzes Bündel verschiedener Charaktere, in einer Person vereinigt, vor sich zu haben.

Die Interessenrichtung. Das Individuum befindet sich (kraft seiner besonderen Ichheit) stets im Zustand der Auseinandersetzung mit den Objekten, mit der ganzen objektiven Wirklichkeit. Es stellt sich mit seinem Sonderinteresse den Interessen des Objektes gegenüber, und diese Gegenüberstellung aktiviert sich im Handeln. Sie kann einmal orientiert sein nach vorwiegender Durchsetzung oder Bewahrung des eigenen Soseins gegenüber dem Objektinteresse (Selbstbehauptung), zum andern nach vorwiegender Selbstveränderung gegenüber dem fremden Objekt, im Sinne der Angleichung, Eingliederung oder Identifikation. Stets sind beide Tendenzen vorhanden, und jeder von ihnen ist durch die Gegenwart der andern ein Maß gesetzt.

<sup>1)</sup> HÄBERLIN, PAUL: Der Charakter. Basel: Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, 1925. — Ders., Der Geist und die Triebe. Eine Elementarpsychologie. Basel: Spittler.

<sup>2)</sup> Struktur-Aufbau; strukturelle Beziehungen = Beziehungen der Aufbau-elemente zueinander.

<sup>3)</sup> s. auch HOFFMANN, H.: Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen. Berlin: Julius Springer 1922.

Bei Selbstbehauptung und Selbstveränderung handelt es sich um eine interne Gegensätzlichkeit in der individuellen Interessenrichtung. Daneben nimmt HÄBERLIN eine externe Gegensätzlichkeit an zwischen Subjekt und Objekt. Sie ist einerseits gegeben durch die absolute „Selbstigkeit“, durch den Eigenwillen (Prinzip der Zersplitterung) und andererseits durch die absolute „Solidarität“, durch den Gemeinschafts- oder Einheitswillen des Individuums (Prinzip der Einheit). Dieser Gegensatz in der Lebensrichtung darf nicht verwechselt werden mit dem ersten, der innerhalb des Eigenwillens zwischen den Tendenzen der Selbstbehauptung und Selbstveränderung besteht. Jedes Individuum ist also primär charakterisiert durch ein Mehr oder Weniger von Solidaritätswillen und Eigensucht, ferner sekundär (in bezug auf letztere allein) als so oder so beschaffener Auseinandersetzungswille (Selbstbehauptung oder Selbstveränderung). Vielfach ist nun der Eigenwille samt der damit gegebenen Auseinandersetzung vom Individuum selbst in den Dienst des Gemeinschaftswillens gestellt. Die Auseinandersetzung (im Sinne der Bearbeitung des Objektes = Selbstbehauptung, oder im Sinne der eigenen Angleichung an das Objekt = Selbstveränderung) wird sekundär gewollt als Mittel im Namen der Solidarität.

Stellung und Einstellung. Als Stellung im Leben bezeichnet HÄBERLIN die primäre (faktische) Lebensführung, in der sich die Richtung des individuellen Interesses (Trieborganisation und Lebensrichtung) offenbart. Einstellung zum Leben ist prinzipielle, bewußte Stellungnahme zur primären Lebensführung. Diese sekundäre Stellungnahme — sie kann mehr geistig (für Solidarität und Einheit) oder mehr ungeistig (für Subjektivität und Eigensucht) sein — ist Grundsatz für die zukünftig maßgebende Haltung (persönliches Ideal). Sie hat den Sinn, die vorgefundene Stellung zu zensieren und die zukünftige Stellung zu inszenieren. Faktische Stellung und grundsätzliche Einstellung können sehr weit voneinander abweichen. Doch ist das Ideal in bestimmtem Maße an die vorhandene Beschaffenheit der Stellung gebunden. Nicht von jeder Stellung aus ist jede beliebige Einstellung möglich.

1. Die Interessen, welche den Inhalt der primären (faktischen) Lebensführung oder Stellung ausmachen:

Wir haben die beiden Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit dem Objekt: die Selbstbehauptung und die Selbstveränderung. Jedes Individuum wird nun zeitweise mehr der einen oder der andern Triebrichtung zuneigen. Oft halten sich dann beide im Laufe des Lebens das Gleichgewicht, d. h. diese Menschen gehören nicht ausgesprochen dem einen oder andern Typus an. Andererseits aber gibt es Menschen, bei denen die eine Triebrichtung vorherrscht; es sind dies mehr oder weniger ausgesprochene Selbstbehauptungs- oder Selbstveränderungscharaktere.

Vorwiegende Selbstbehauptung finden wir bei jenen „trägen“ oder bequemen Naturen, denen jede Veränderung zuwider ist, da diese sie veranlassen würde, sich selbst zu verändern. Den Veränderungsüchtigen ist es nur wohl in der Selbstveränderung. Sie suchen die Gelegenheit dazu auf, sind aktionsbereit, neugierig und abenteuerlustig. Sie sträuben sich gegen feste Gewohnheiten und Lebensformen, zu denen die Trägen neigen. Der Unterschied kommt besonders auch zur Geltung in der Sorgfalt oder Sorglosigkeit in bezug auf die Erhaltung der eigenen Existenz. Wenn der Träge sich zur Überwindung seiner Beharrungstendenz anschickt, so geschieht es gewiß aus Sorge um seine Existenz oder um die Mittel, die zu ihrer Sicherung dienen sollen. Die Beharrungsnatur sorgt eingehend für Gesundheit und ökonomische Sicherung. Sie lebt, um am Leben zu bleiben. Der Veränderungsüchtige lebt, um zu „leben“. Ruhe, solide Verhältnisse, eigene Existenz, all das achtet er gering im Verhältnis zur Aktion und der damit zusammenhängenden Veränderung. Beharrung ist Ruhe, Stabilität, Sicherheit; Veränderung ist Unruhe, Verwandlung, „Umsatz“, lebendiges Leben. Nur der Beharrungsüchtige schätzt die Macht, als Mittel zur eigenen Sicherheit. Der Veränderungsüchtige will sie nur, wenn sie ihm Unabhängigkeit von festen bindenden Verhältnissen und die Erfüllung seiner „Neugier“ ermöglicht.

Die Selbstveränderungstendenz wird in der Auseinandersetzung mit dem fremden Objekt zur Liebestendenz, im Sinne der triebhaft verstandenen Erotik. Der Beharrungstrieb dagegen zum Egoismus.

Jeder Trieb nimmt im Objekterlebnis (nach der Art des Objektes) eine bestimmte „Tönung“ (Modalität) an. Die Liebe zum Freunde ist z. B. eine andere als die Liebe zur Ge-

lieben, obgleich die Triebrichtung dieselbe ist. Die Wirklichkeit zeigt, daß stets eine gewisse (mehr oder weniger) Fixierung auf bestimmte Triebmodalitäten gegeben ist. Man ist auf gewisse Arten der Liebes- oder Selbstbehauptungstendenz festgelegt. Der Liebestrieb eines bestimmten Individuums ist z. B. im wesentlichen sexuell gewendet; es ist nur fähig, in diesem Sinne zu lieben. Ein anderes Individuum ist bez. des Beharrungstriebes auf die Macht-Modifikation dieses Triebes fixiert. HÄBERLIN unterscheidet nun verschiedene Grade der Beweglichkeit (relativ beweglich oder unbeweglich), je nach der relativen Fixierung der Triebe auf bestimmte Modalitäten. Stark fixierte einseitige Charaktere stehen als Extremen den beweglichen Naturen mit Vielseitigkeit des Triebinteresses gegenüber. Es gibt Menschen, die sich gewissermaßen für alles interessieren, während andere sich nur nach wenigen Seiten hin einigermaßen energisch engagieren können. Einer bestimmten Triebfixation entspricht in der Regel eine bestimmte Form der Begabung im Sinne der erfolgreichen Auseinandersetzung mit bestimmten Objektarten; ein bestimmtes Talent, eine bestimmte Fähigkeit der motorisch-technischen Organisation. Die Begabung setzt eine bestimmte Interessen-Modifikation voraus und schließt sie in sich ein.

Mit der modalen Fixation der Triebe hängt die Bildung von Affekten eng zusammen. Affekte sind gestaute Komplexe unerledigter Triebe. Die Neigung zur Affektbildung ist um so größer, je geringer die Beweglichkeit. „Enge“ Triebnaturen sind in der Erledigung ihres Triebwunsches auf wenige Möglichkeiten angewiesen. Sie sind nicht ohne weiteres imstande, anderswo Ersatz zu finden, sie bleiben vielmehr bei ihrem bestimmt modifizierten Wunsche hartnäckig stehen. Je enger der Triebhorizont, desto schwieriger wird diese Befriedigung, desto eher kann es zu Affektstauungen kommen. Gleichermaßen führt die ausgesprochene Einseitigkeit (erotisch oder egoistisch) der Triebrichtung aus demselben Grunde leicht zur Affektbildung. Die Art der Affekte ist wiederum von der Art der Triebrichtung und ihrer Modalität bestimmt. So wird ein ausgesprochen sexueller Erotiker andere Affekte zeigen als ein Mensch, dessen Eros nach der geselligen Seite oder nach der „kosmischen“ Liebe hin orientiert ist.

Das Auseinandersetzunginteresse kann sich auch auf das eigene Selbst beziehen. Die Fixation an das eigene Selbst ist nur ein Spezialfall der eingeschränkten Beweglichkeit. Derartig „autistische“ Menschen sind der Affektivität ebenfalls in besonderem Maße ausgesetzt.

Über alle Triebstruktur baut sich die Lebensrichtung der Person auf. Wir unterscheiden nach den beiden Lebensprinzipien (Ichheits- oder Eigenwille bzw. Einheits- oder Gemeinschaftswille) subjektive, selbstsüchtige (exzentrische) Naturen einerseits und zentrale Naturen andererseits, die ihre Interessen in den Dienst der Einheit oder Harmonie des universalen Lebens stellen. Das Vorherrschen eines Prinzips ist stets nur relativ; Schwankungen der Exzentrizität im Wandel des Lebens sind selbstverständlich. Die Zentralität kann insofern affektbegünstigend wirken, als die Absicht besteht, nicht durch eine momentane Gefühlsaufwallung Gemeinschaftswerte zu gefährden. So können auch mehr zentral gerichtete Naturen zur Affektbildung kommen. Es gibt größere oder geringere Exzentrizität im egoistischen wie im veränderungssüchtigen Sinne, und innerhalb jeder dieser Triebrichtungen wieder alle möglichen Modalitäten.

Was als größere oder geringere Ichbetontheit in der Lebensauffassung erscheint, kann auch reziprok als geringere oder größere Übereinstimmung mit der Lebensrichtung des Ganzen aufgefaßt werden. Letzteres, d. h. die mehr oder weniger ausgesprochene Zentralität einer Person (die Übereinstimmung des individuellen Interesses mit dem Lebensinteresse überhaupt) nennt HÄBERLIN ihre Geistigkeit (= Prinzip der Einheit im Leben, der Ganzheit des Seienden und der Harmonie des Einzelnen). Alle Phänomene des Geisteslebens entspringen aus antisubjektivistischem, einheitsorientiertem Interesse; alles Ungeistige, Nur-Vitale, Animalische hat seine Wurzel in der Subjektivität und Eigensucht oder Exzentrizität. Es gibt primäre, faktische Zentralität der Stellung (ein Nahesein beim Zentrum) und virtuelle (grundsätzliche) Zentralität der Einstellung im Sinne des Gerichtetseins auf Zentralität (man möchte, man will). Der geistige Mensch will Einheit, Ganzheit, Harmonie. Dafür arbeitet er. Sein Wollen geht in der Richtung dessen, was er als Organ des Ganzen schafft. Er ist nur in geringem Grade Sonderwesen. Er steht in inniger Gemeinschaft mit dem Lebenszentrum; versteht daher seinen Gang und Willen, weil er ihn in sich trägt. Die höchste Stufe der Geistigkeit nennt HÄBERLIN „Genialität“. Es gibt eine Genialität des

moralischen, ästhetischen, logischen, politischen, wirtschaftlichen und technischen Verhaltens. Dieser Begriff der Genialität hat natürlich mit dem Talent, mit der Begabung nichts zu tun. In der Geistigkeit des Individuums wurzelt alle Kultur; der geistige Charakter ist kultureller Charakter. In erster Linie ist Religiosität mit Geistigkeit identisch. Je geistiger ein Mensch, desto frommer ist er. Es gibt zwei verschiedene Arten von Religiosität: die „gelebte“ Religiosität und die des grundsätzlichen Wollens (der Sehnsucht und der Einstellung). Uns interessiert hier nur die erste, die primäre Frömmigkeit; sie ist Überwundenheit der Subjektivität, Erlöstheit vom Ich, vom selbstsüchtigen Sonderwillen und darüber hinaus Eingehen des Individualwillens in den Einheitswillen.

Es erhebt sich die Frage, wie die Geistigkeit sich mit den verschiedenen Triebrichtungen und Triebfixationen kombinieren kann?

Der Einheitswille kann sich z. B. mit der selbstbehauptenden Tendenz verbinden. Dann steht die Triebneigung im Dienste der geistigen Richtung. Die Selbstbehauptung ist nur ein Mittel zur geistig geforderten Aktion. Sie kann dazu führen, durch Bewältigung (Umgestaltung, Veränderung) des Objektes dessen fehlende Eignung zur Ganzheit des Lebens herzustellen. Das nennen wir eine sittliche Tat. Der ihr zugrundeliegende Charakter ist moralisch gerichtet; und zwar um so moralischer einerseits, je mehr er bei vorhandener Zentralität zur Selbstbehauptung (Selbstdurchsetzung) geneigt ist. Die Höhe (Reinheit) der Moralität ist andererseits abhängig von der Reinheit seiner geistigen Richtung. Je geringer die Zentralität, desto unmoralischer ist der Mensch.

Auch die Selbstveränderungstendenz kann im Dienste der Geistigkeit stehen. Es ist sehr wohl möglich, daß bei vorwiegender Selbstbehauptung die Selbstveränderung gesucht wird zur besseren Selbstbehauptung und besseren Objektveränderung. So kann die Selbstveränderung der geistgeleiteten (also moralischen) Selbstbehauptung dienen; der Eros als Spezialfall der Selbstveränderungstendenz ist z. B. moralisch als Mittel zur Anbahnung und Erhaltung des Verkehrs mit den Menschen, wenn man auf diese Menschen moralisch einwirken möchte.

Was ergibt sich nun, wenn die vorwiegende Selbstveränderungstendenz sich mit dem Einheitswillen kombiniert?

Selbstveränderung ist einfach Streben „über sich selbst hinaus“, „ins absolut Andere“, rein um der Veränderung, um der Bewegung (Aktivation) willen (Gegenteil der Beharrung, der Selbstbehauptung). In der Auseinandersetzung mit dem Objekt kommt es ihr nicht auf Bewältigung oder Bearbeitung des Objektes an, sondern nur auf Selbstveränderung. Es ist der Wille zum Sichverändern-lassen durch das Objekt, zur „Angleichung“ oder Anpassung an das Objekt; Identifikationstendenz oder Tendenz des Sichverlierens in das Objekt. Diese Tendenz führt dazu, durch sich selbst das andere zu repräsentieren, es „darzustellen“. Das Objekt kann ein äußeres oder „inneres“ sein. In beiden Fällen haben wir den gleichen Vorgang.

Die Hingabe an das eigene Ich führt zur „Selbstidentifikation“, zur Selbstimitation, zur „Selbstverliebtheit“, d. h. Selbstdarstellung nur um der Darstellung willen. Das Gefühl ist dabei reines „Gefallen“ am Objekt bzw. am eigenen Selbst. Bei außerdem vorhandener geistiger Richtung will die Selbstveränderungstendenz (der es stets auf Darstellung des Objektes durch eigene Aktion ankommt) objekt-darstellende Aktion im Sinne der Einheitsidee. Das aber ist ein Handeln, bei dem durch Darstellung eines Objektes dem Einheitswillen Ausdruck gegeben werden soll. Und diese Definition kennzeichnet das ästhetische Verhalten, d. h. durch Aktion des Subjektes wird Einheit, Harmonie in der Objektdarstellung zum Ausdruck gebracht. Das Dargestellte wird damit zum Symbol der Einheit. Aus dem geistbestimmten (einheitsgerichteten) Darstellungsinteresse stammt das ästhetische Gefühl, ferner alle ästhetische Phantasie, alles ästhetische Bilden und die ästhetische Empfänglichkeit.

Ein Charakter ist um so ausgesprochener ästhetischer Charakter, je mehr bei vorhandener Geistigkeit die Selbstveränderungstendenz überwiegt. Die „Reinheit“ der Ästhetizität ist aber um so größer, je geistiger der Charakter ist. Andererseits ist ein Mensch um so weniger moralischer Charakter, je mehr er ästhetischer Charakter ist. Doch kann auch ein vorwiegend ästhetischer Mensch in seiner Moral sehr hoch stehen. Jeder hat seine Moralität und Ästhetizität, beides in bestimmter Höhe. Der ästhetische Charakter ist nur vorwiegend ästhetisch und daneben relativ weniger moralisch interessiert.



Auch in die ästhetische Lebensrichtung können selbstbehauptende Tendenzen eingreifen; wenn z. B. der Künstler zur Durchführung seines Werkes Objektwiderstände zu überwinden hat. Auch moralische Selbstbearbeitung kann im Dienste ästhetischer Zwecke stehen. In keiner Weise schließt Ästhetizität in einem bestimmten Charakter Moralität aus.

Wie gestaltet sich weiterhin die Geistigkeit bei vorhandener Triebbeweglichkeit bzw. Triebfixation?

Für gewöhnlich ist immer eine gewisse Fixierung an die eine oder andere Triebrichtung vorhanden, ferner aber auch an eine bestimmte Modalität der Triebe (Gebundenheit an bestimmte Objekte oder Objektarten). Demnach unterscheidet HÄBERLIN Einseitigkeit oder Vielseitigkeit bei (vorwiegend) ästhetischen und (vorwiegend) moralischen Charakteren. Innerhalb der Moralität gibt es Verschiedenheiten modaler Fixation: pädagogische, politische, ökonomische und technische Naturen. Auch innerhalb der Ästhetizität führt die modale Fixation zu den verschiedensten Spezialformen.

Eine besondere Stelle nimmt unter den modalen Vereinseitigungen die Vorliebe für inneres oder äußeres Handeln ein (Hinwendung zur Außenwelt oder zum Selbst). Das ergibt für die Ästhetizität den Unterschied der Fremd- und Selbstdarstellung; für die Moralität den Gegensatz der moralischen Arbeit an sich selbst und der moralischen Gestaltung der Außenwelt (intro- und extravertierte Triebvereinseitigung nach C. G. JUNG). Die Moralität mit einer Fixation auf das eigene Urteil (als Objekt) ist Erkenntnisstreben, logisches oder Wahrheitsinteresse (Urteilsfähigkeit frei von aller Subjektivität). Dies wäre ein Spezialfall der Moralität kombiniert mit der Vorliebe für inneres Handeln, was ganz allgemein in dem Interesse an der eigenen Vergeistigung zum Ausdruck kommt.

Die Charaktere können sich noch in anderer Beziehung unterscheiden; nämlich durch Verschiedenheit ihrer Kraft. Kraft ist Energie des möglichen Handelns, Stärke der Triebe, Mächtigkeit des Lebensinteresses. Es gibt starke Persönlichkeiten und schwache Individuen. Dabei ist zu bedenken, daß eine mächtige Person nicht in jeder Hinsicht mächtig, eine schwache nicht in jeder Beziehung schwach sein muß. Ferner ist zu bedenken, daß der Grad der inneren Kraft oft bei äußerer Betrachtung schwer feststellbar ist, bei den Menschen, die ihre Energie nur im Gefühl oder in der Phantasie, nicht aber in der motorischen Tat ausleben, oder bei denen, die ihre ganze Energie im inneren Kampf verbrauchen. Dann kann das Individuum nach außen den Eindruck machen, als besitze es überhaupt wenig Energie.

Verschieden von der Kraft ist die größere oder geringere Konstanz des Charakters, die durch den geringeren oder größeren Spielraum der Veränderlichkeit bestimmt ist [wenig variable (starre) und unbeständige (unstarre) Naturen]. Der Grad der Konstanz hängt nicht direkt mit der Veränderungs- und Selbstbehauptungstendenz zusammen. Ein Mensch kann konstant veränderungs- oder konstant beharrungssüchtig sein; er ist eben nach einer bestimmten Richtung hin beharrlich, unveränderlich, sich gleichbleibend (in Lebensrichtung, Interesse und Triebpräponderanz). Immerhin unterstützt die Inkonzanz die Veränderungssucht, ebenso gelingt bei Konstanz die Selbstbehauptung besser. Der inkonstante Charakter kann hin- und herschwanken zwischen starkem und schwachem Beharrungs- oder Selbstveränderungswillen; beim konstanten Charakter wird dauernd die eine Triebrichtung vorherrschen. Es gibt Konstanz in der Ungeistigkeit oder in der Geistigkeit. Nicht alle Seiten der Persönlichkeit müssen von der gleichen Konstanz betroffen sein.

Die relative Inkonzanz kann sich gleichmäßig durch das ganze Leben hinziehen oder aber auch in periodischen Schwankungen zur Geltung kommen. Es erfolgen dann von Zeit zu Zeit relativ starke Umschläge, während innerhalb der Perioden eine verhältnismäßig große Konstanz herrscht. Die Übergänge können stärkere oder schwächere Änderungen bringen, die Periode von kürzerer oder längerer Dauer sein (manisch-depressives Irresein). Der periodische Wechsel kann die verschiedensten Seiten des Charakters einzeln betreffen; etwa die Triebrichtung oder die Lebensrichtung.

Weitere Unterschiede sind durch die verschiedenen Grade der Differenziation gegeben. Es gibt einfache und komplizierte Naturen. Die ersteren besitzen wenig Möglichkeiten verschiedenartigen Handelns. Der komplizierte Charakter ist in dieser Beziehung reicher ausgestattet. Er hat mannigfache Möglichkeiten des Urteilens und Handelns. Nicht jede Seite des Charakters muß in gleicher Weise differenziert sein. Es kann jemand reich sein in seiner Gefühlsorganisation, arm dagegen in seiner Urteilsmöglich-

keit; oder differenziert in seiner Phantasie, dagegen undifferenziert in seiner motorisch-technischen Organisation.

Ferner kann die Organisiertheit (= Einheitlichkeit) verschieden ausgebildet sein. Jede Person stellt eine funktionelle Einheit dar, aber nur relativ genommen. Denn die geeinten Bestandteile führen bis zu einem gewissen Grade ein Eigenleben u. streben immer auch partiell auseinander. Die Zusammenfassung geschieht nie ganz ohne innere Reibung. Nach verschiedenen Graden dieser inneren Einigungsarbeit unterscheiden wir einheitliche und weniger einheitlich gebaute Charaktere. Einheitlichkeit gibt immer Festigkeit, gewissermaßen „geordnete innere Verhältnisse“. Derartige Menschen sind widerstandsfähig, ihr Wille ist zentriert; sie haben die Möglichkeit, über die eigenen Kräfte relativ reibungslos zu verfügen. Ungenügend straffe Organisation bringt Krankheitsmöglichkeit mit sich. Sie kann die verschiedensten Seiten der Persönlichkeit gesondert betreffen; den Intellekt, die Phantasie, die zentrale Gefühlsorganisation oder die peripheren Apparate sensorischer bzw. motorischer Art. Der gut organisierte Charakter ist harmonisch, ausgeglichen. Augenfällige Symptome der uneinheitlichen Organisation sind Erregbarkeit und Ermüdbarkeit; ein Mangel an inneren Ausgleichs- und Sammlungsmöglichkeiten.

Eine außerordentlich wichtige Seite des Charakters ist die Form des Handelns; d. h. die Art, wie sich die organisatorische Eigenart einer Persönlichkeit im Handeln auswirkt.

Die Handlung beginnt normalerweise mit dem Erlebnis und schreitet über die zentrale Phase des Gefühls zur motorischen Endphase fort. Sie kann ihr normales Ziel nur erreichen, wenn die Energie des Interesses sich vom Beginn bis zum Ende gleichbleibt. Vereinsseitigte oder gebundene Handlungscharaktere zeichnen sich dadurch aus, daß die Energieentfaltung bei Erlebnis und Gefühl oder bei Gefühl und Tat verschieden ist; entweder hypertrophisch oder verkümmert. Durch ein Nachlassen der Energie in der Tatphase sind die unpraktischen Naturen gekennzeichnet. Entweder ist bei ihnen das Tatinteresse überhaupt vermindert; HÄBERLIN nennt sie apraktisch. Oder drängen sie wohl mit normaler Energie zur Tat, vermögen sie aber nicht adäquat durchzuführen, weil die Organe der Tat (nach Energiekapazität, Differenziertheit, Beherrschtheit) den Dienst versagen (Dyspraxie). Zwischen beiden besteht ein gewisser Zusammenhang; denn der Mangel an Tatenergie befördert die Ungeschicklichkeit, die wiederum zur Apraxie disponiert.

Die motorischen Charaktere („Kraftmeier der Tat“) schießen dagegen über das Ziel hinaus; bei ihnen ist die Tatphase überbetont (Hyperpraxie). Die Energie der Tat übertrifft hier die zentrale Gefühlsreaktion.

Auch das Gefühl kann relativ zu stark oder zu schwach betont sein. Affektbeladene Charaktere zeichnen sich immer durch „Überbetontheit“ des Gefühlslebens aus (konstitutionelle Überempfindlichkeit). Hier pflegt vielfach die Energie der Tat im Gefühl zu ertrinken. Der umgekehrte Fall wäre die Gefühlsatrophie; nicht immer echt, oft nur scheinbar als Symptom verborgener Überempfindlichkeit. Entweder ist das Individuum außerstande, periphere Reize adäquat zur zentralen Stellungnahme hinzuleiten, oder geht die zentripetale Reaktion (Erlebnis) ohne Gefühlsanteilmahme direkt in die motorische Reaktion über (Reflex, eingefahrene Gewohnheit). Der Mangel an Gefühlsenergie kann auch durch einen Mangel an Neigung, an Triebbedürfnis zustande kommen.

Endlich die Erlebnisphase. Hier haben wir rezeptiv überempfindliche Naturen mit Hypersensibilität der zentripetalen Reaktionen; oft bedingt durch innere Überreizbarkeit; oft durch größere periphere Erregbarkeit. Andererseits rezeptiv stumpfe Naturen mit Mangel an Energie der Reizaufnahme.

Der Empfindungsmensch ist hypernormal bezüglich seiner peripheren Sensibilität. Bei Gefühlsreaktion tritt die Gefühlssphäre unverhältnismäßig stark hervor. Beim Tatmenschen tritt außer der Überbetontheit der Tatphase noch die vorwiegende Hinwendung auf das äußere Objekt dazu (im Gegensatz zum inneren Handeln). Ausdrucksfähigkeit wäre Eu- oder Hyperpraxie im ästhetischen Sinne.

Als notwendige Phase kommt zu der normalen Handlung noch die Wissensphase (Fähigkeit des Objektbewußtseins) hinzu. Sie ist erste Etappe des zentrifugalen Handlungsastes, d. h. Vorbereitung der Handlung. Dem Normalfall der vollkommenen Bewußtseinsfähigkeit (abhängig von der Gesamtenergie, von Beweglichkeit, von Ausbildung und Differenziertheit der Wissensorganisation) steht die habituelle Unterbewußtheit gegenüber.

Durch sie wird die berechnende Zweckmäßigkeit der Tatphase beeinträchtigt (impulsives, instinktives, intuitives Handeln). Es fehlt die Fähigkeit der klaren, genauen Vorstellung. Man handelt aus dem Gefühl heraus. Dabei braucht Gefühlsprävalenz nicht notwendig gegeben zu sein. Ästhetische Naturen mit Selbstveränderungstendenz neigen mehr als die moralischen zur Unterbewußtheit, d. h. Unzweckmäßigkeit und Weltfremdheit. Die Einmischung des Bewußtseins kann geradezu ein Hindernis sein für ästhetisches Leben. Bewußte Charaktere gehen mehr auf Erkenntnisse aus. Überbewußtheit tritt als Zwang zur „wissenden Rechenschaft“ in Erscheinung. Das Individuum kann nicht mehr instinktiv oder naiv handeln; jede Handlung muß immer den Weg über die klare Vorstellung nehmen. Viele Künstler leiden unter dieser Eigentümlichkeit. Sie ist ein Organisationsmangel, eine fixierte Vereinseitigung in Form des Erkenntniszwanges.

Die Überbetontheit der Wissensphase verbraucht vielfach für sich so viel Energie, daß für die eigentliche Tat nichts mehr übrig bleibt. Es fehlt das Können. Je nach der Vereinseitigung auf verschiedenen Seiten des Wissens unterscheiden wir die Plänemacher oder Träumer vom Beobachter oder Forscher, die sich ähnlich sind durch ein einseitiges Verharren bei der Bewußtmachung der Objekte bzw. Ziele. Die Bewußtseinsfähigkeit kann auf die verschiedenen Arten des Wissens ungleich verteilt sein (Objektbeschaffenheit, Objektwert, Objektziel usw.).

Bewußtheit in bezug auf das Ziel einer Handlung nennen wir Phantasie. Sie ist vorausschauende Bewußtheit, die sich mit einer gewünschten Tat beschäftigt. Ängstliche Phantasien sind nicht etwa anderer Art. Sie bedeuten ängstliche Erwartung eines Unheils, die aus einem Gefühl der Strafwürdigkeit entspringt; Wunsch, daß etwas geschehen möge, das einer Strafe gleichkommt. Wir unterscheiden visuelle, motorische, logische Phantasie; ferner Phantasie in bezug auf äußere oder innere Objekte; moralische, ästhetische, religiöse, egoistische, erotische Phantasie. Phantasiezwang mit Erschöpfung der Energie vor der Tat kennzeichnet die Träumer. Ein (unwirklicher) Phantast ist charakterisiert durch Unterbewußtheit im Sinne des Objektwissens (gestörte Objektschau oder gesteigerte Phantasie).

Eine bestimmte Art der Bewußtseinsfähigkeit ist das Gedächtnis, das ferner noch abhängig ist von dem Grad der Perseverationstendenz des Gefühls. Je stärker beide, desto besser das Gedächtnis. Einseitigkeiten des Gedächtnisses sind durch bestimmte Modalitäten der Bewußtheit bedingt. Da die Perseveration des Gefühls bei Konstanz und großer Energie des Charakters besonders ausgeprägt ist, unterstützt auch diese Eigenart das Gedächtnis. Fixation der Gefühle und Interessen hat ebenfalls Einseitigkeiten des Gedächtnisses zur Folge. Je energischer die Bewußtheit, desto treuer das Gedächtnis. Starke Erlebnisse können die Reproduktionstreue trüben. Ferner wird durch Verdrängungsinteresse die Reproduktion lahmgelegt. Das verdrängende Individuum hat zunächst den Wunsch, bestimmte (peinliche) Vorstellungen zu „vergessen“. Das führt oft zu einer allgemeinen Abneigung gegen die „Erinnerung“ überhaupt, zur Verkümmern des Gedächtnisses. Gedächtnis ist niemals an Intelligenz gebunden.

Betrifft die Bewußtheit das eigene Selbst, so wird Objektbewußtheit zur Selbstbewußtheit. Hier betrifft das Interesse die Stellung zum eigenen Leben, die Kritik des eigenen Verhaltens. Dieses „Zurückkommen auf sich selbst“ kennzeichnet den Reflexionscharakter. Als Reflexion im engen Sinne bezeichnet HÄBERLIN die Bearbeitung des eigenen Wissens (Überwindung der Subjektivität, Streben nach Wahrheit und Erkenntnis oder auch egoistisch berechnende Verbesserung).

Intelligenz ist bewußte Einsicht in die Objekte; naturwissenschaftliche, empirische = scharfes Feststellen von (oft unverstandenen) Tatsächlichkeiten und Zusammenhängen; psychologische, verstehende = Eindringen in seelische Strukturen und Motivationen der Objektwelt. Ein engerer Intelligenzbegriff bezieht sich auf die sekundäre, reflektierende Objekt-Erkenntnis (Denken); im Gegensatz zu der primären intuitiven Wissensfähigkeit. Wissenschaftliche Begabung ist geistbestimmte Denkfähigkeit; reflektierendes Erkennen unter der Idee der Richtigkeit und Wahrheit (logisches Denken). Es setzt primäres, intuitives Wissen voraus und beschäftigt sich damit, die Beobachtungen und Tatsachen zu prüfen, dann zur Wahrheit synthetisch zusammenzufassen. Vereinseitigungen der logischen Intelligenz sind gegeben durch die Richtung auf „Tatsachen“-Wahrheiten oder auf Wertwahrheiten (empirische bzw. wertwissenschaftlich-philosophische Begabung). Die Denkfähigkeit braucht nicht unbedingt von besonders hoher Geistigkeit getragen zu sein; sie kann

auch der zweckmäßigen Bearbeitung der Objekte dienen (ohne Wahrheitsidee), der ungeistigen Durchsetzung des Individuums gegenüber dem Objekte.

2. Die Einstellung zum Leben im Sinne des Ideals zukünftiger Beschaffenheit und Lebensführung.

Die Bildung einer Einstellung fällt ganz allgemein unter den Begriff des inneren Handelns. Sie ist besonders ausgesprochen bei „nach innen gewendeten“ Naturen. Einstellung ist Stellungnahme zu sich selbst unter mehr oder weniger geistiger Direktion und zwar in moralischer Hinsicht. Einstellungsbildung ist Sache des moralischen Zurückkommens auf sich selbst. Sie kann nur da entstehen, wo moralisches Interesse, wo ein Wille zum Grundsatz vorhanden ist (fehlt den vorwiegend ästhetischen Naturen). Diese moralische Idealbildung kann sehr verschieden sein nach ihrer Bedeutung für das individuelle Leben. Sie ist nur schwach vorhanden bei naiven Naturen, die ihr Leben führen, ohne es moralisch zu beleuchten und dirigieren zu wollen. Dagegen leben die Einstellungsnaturen fast nur in ihren Idealen.

Prinzipiell schwankende, inkonstante Naturen sind besonders zur Idealbildung geneigt. Relativ konstante Naturen pflegen im Moment der Beurteilung auf dem gleichen prinzipiellen Standpunkt zu stehen wie beim Primärverhalten. Die relativ Inkonstanten mit stark wechselvollem Verhalten liegen dagegen beständig mit sich selbst im Kampf. Idealbildung setzt Erleben des Gegensatzes voraus, ist um so stärker, je größer die Gegensätze. Dabei ist gleich, ob das beurteilte oder das beurteilende Subjekt moralisch „höher“ steht; wenn wir auch im allgemeinen nur die Grundsätze Ideale nennen, die höher einzuschätzen sind als das Primärverhalten (Gegenteil: du bist ein Dummkopf, das nächste Mal wirst du schlauer sein). Sind Ideale für das Individuum nicht realisierbar, so haben sie starke Perseverationstendenz.

Jedem Individuum sind für die „Reinheit“ seiner Ideale Schranken gesetzt durch die beschränkte Weite seiner Möglichkeit zur Geistigkeit. Das Ideal kann immer nur in beschränktem Maße von der „durchschnittlichen“ Geistigkeit abweichen. Ist die Spannung gering, so ist nur geringe Einstellungsbildung vorhanden. Durch größere Spannung sind die gespaltenen, zerrissenen Naturen gekennzeichnet, die entweder wesentlich besser oder wesentlich schlechter sind als ihre Ideale. Im allgemeinen ist das Ideal der Wirklichkeit überlegen, weil die Reflexion für gewöhnlich die Subjektivität mehr auszuschalten vermag als das primäre Verhalten. Mit der Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit hängt das Gewissen zusammen. Es ist besonders ausgeprägt bei den Naturen, die mit sich selbst im Kampf liegen (Gewissensnaturen); und zwar nur für den Fall, daß das Ideal eine höhere Geistigkeit repräsentiert. Gewissensnaturen sind nicht in jedem Fall bez. ihres Primärverhaltens besser (geistiger, moralischer) als „gewissenlose“ Menschen, die von hoher Geistigkeit getragen sein können und wegen charakterlicher Konstanz keine Ideale bilden. Alle Menschen, die zu „höherer“ Idealbildung neigen, sind Pflichtmenschen (kategorischer Imperativ).

Die Ideale können getrübt sein durch ungeistige, selbstsüchtige Wünsche (Machtideale, ehrgeizige, sentimentale, erotische, abenteuerliche Ideale). Nicht selten lehnt sich das Ideal an Vorbilder an, denen eine erotische Fixation zugrunde liegt; diese Idealbildung ist unfrei und unecht. Bei negativer erotischer Bindung kommen dann revolutionäre, negativistische, antitraditionelle, atheistische Ideale zustande. Es ist demnach von dem autonomen ein unfreies heteronomes Ideal zu unterscheiden. Beim zweiten Fall ist das Ideal der Individualität meistens unangemessen; es ist „überhört“, das autonome Ideal wäre bescheidener.

Das Ideal als solches ist eine moralische Angelegenheit. Sein Inhalt braucht jedoch nicht unbedingt der moralischen Sphäre anzugehören. Es kann in der Richtung allgemeiner Geistigkeit (Religiosität, Wille zur Heiligung bei Gefühl der Sünde und Unreinheit) liegen, aber auch ästhetisch gerichtet sein. Es kann sich auf das praktische Handeln, auf Gefühl, Wissen, Phantasie oder Intellektualität beziehen. Auf die Idealbildung an sich wird eine bestimmte Energie verwendet; es ist die Energie des prinzipiellen Zurückkommens auf sich selbst. Davon ist nun aber die Energie des Ideals selbst, d. h. der grundsätzlichen Absicht einer Selbst-Veränderung zu unterscheiden. Jemand kann sich auf die Idealbildung mit großer Energie verlegen, ohne daß sein Ideal eine besondere Stärke oder Wirksamkeit haben müßte. Es kommt darauf an, wie viel oder wie wenig das zukünftige Verhalten durch das Ideal bestimmt wird. Demnach sind zu unterscheiden idealschwache und idealstarke Charaktere. Die letzteren werden für gewöhnlich Idealisten genannt; sie sind stark

in ihren Grundsätzen und Vorsätzen. Ihre starken Ideale wirken immer auch nach außen hin durch Suggestionskraft, die jeder Art von Stärke innewohnt. So prädestiniert Idealkraft zum ethischen Führertum (dabei kann die Ethik gut oder schlecht sein). Die Energie des Ideals ist Lenkenergie zunächst im Sinne eigener Disziplinierung, die desto mehr Selbstüberwindung verlangt, je höher, d. h. geistiger das Ideal ist. Dann aber auch im Sinne der Disziplinierung anderer. Auch hier wird ein Führer um so höhere Ansprüche bez. der Selbstdisziplin an die Geführten stellen, je reiner sein Ideal ist. Je wichtiger der Führer sich selbst nimmt, um so weniger rein werden seine Ideale sein.

Mit der Energie hängt zum Teil auch die Konstanz des Ideals zusammen, d. h. die relative Beharrung des einmal gebildeten Ideals. Sie deckt sich nicht mit der Konstanz bzw. Inkonzanz des faktischen Verhaltens. Idealkonstanz ist Konstanz des Anspruches an sich selbst. Sie kommt sehr ausgesprochen bei affektiven heteronomen Idealen zur Geltung, die durch bestimmte Objektgebundenheiten (Vorbilder) bedingt sind. Das reine Gewissensideal schließt dagegen die moralische Notwendigkeit ständiger Veränderung und damit eine relative Inkonzanz in sich. — Eine andere Form der Inkonzanz betrifft die Pluralität der Ideale (verschiedene, nicht miteinander zusammenfallende Ideale). Sie bedeutet prinzipielle Zerrissenheit, weil es sich um Grundsätze handelt. Den Gewissensnaturen, die nach Einheit streben, ist die Pluralität unerträglich. Die Charaktere können daher bez. der Lebensideale relativ einheitlich oder relativ zerrissen sein. Bei letzteren steht von den verschiedenen Lebensidealen bald das eine, bald das andere im Vordergrund. Die Ideale können autonom sein, oder aber wird neben autonomen Idealen auch ein heteronomes Ideal gebildet. Besondere Konfliktsmöglichkeiten sind gegeben, wenn ein Individuum durch positive bzw. negative Bindung an ein Vorbild mit dem „eigenen Gewissen“ in Zwiespalt gerät.

Ideale sind gefühlte Grundsätze. Sie brauchen nicht unbedingt bewußt zu sein; denn die Neigung zur Bewußtheit der Ideale ist verschieden. Manche wissen wohl zu sagen, was sie tun, aber nicht, nach welchen Grundsätzen sie handeln. Unter Umständen leugnen sie überhaupt, daß sie Grundsätze haben. Andere wissen über ihre Grundsätze besonders gut Auskunft zu geben; besser als über die Art, wie sie wirklich leben. Sie sehen das Ideal gerne, weil sie darin ihr „besseres“ Ich erkennen. In beiden Fällen sind Verdrängungsmechanismen wirksam. Die relative Bewußtheit bedeutet einen Idealkonflikt zwischen gefühltem und bewußtem Ideal, zwischen Kopf und Herz, zwischen Gemüt und Verstand. Das eigentliche Ideal wird verdrängt, während an seine Stelle im Bewußtsein ein anderes tritt. Die Lösung kann nur durch völlige Bewußtmachung erzielt werden. Bei Inadäquatheit des bewußten Ideals besteht die Gefahr der Verfälschung; das heißt das Subjekt nimmt für sein bewußtes Ideal gegen das eigentliche Gefühlsideal Partei, hält jenes für wahr und bekämpft das letztere. Immer da, wo Ideale verkündet werden, sind sie meist mehr oder weniger gelogen.

Der auf das eigene Verhalten gerichtete Grundsatz wird immer zugleich Lebensgrundsatz schlechthin und ist damit gleichbedeutend mit Weltauffassung und Weltanschauung. Alle Charakterologie der Lebens-Einstellung ist zugleich Charakterologie der Weltanschauung.

Von der primären Lebenseinstellung unterscheidet HÄBERLIN ferner noch die sekundäre Einstellung, die aus allgemeiner Unzufriedenheit oder Enttäuschung beim Mißlingen der Idealverwirklichung entsteht. Sie ist Stellungnahme aus dem erlebten Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit; Beurteilung des faktischen Verhaltens im Verhältnis zum Ideal. In dem Ärger über das Versagen (von der Warte höherer Geistigkeit aus) liegt ein wichtiges Dauerproblem des Lebens, das um so tiefer geht, je größer der Konflikt ist zwischen Ideal und Wirklichkeit. Schlechtes Gewissen, Schuldgefühle sind die Folgen. Je höher ein Individuum steht, desto empfindlicher ist sein Gewissen; je tiefer es faktisch sinkt, desto schwerer empfindet es die Schuld.

Das schlechte Gewissen muß normalerweise zu neuer Anstrengung führen. Jede Niederlage wird Ansporn zu einem neuen Versuch. Das Individuum kämpft gegen die eigene „Stellung“ im Sinne höherer Geistigkeit. Bei den abnormalen Gewissenscharakteren wird dieser Versuch nicht bis zum völligen Siege des Grundsatzes durchgeführt; der Kampf wird vielmehr aufgegeben und endet in müder Resignation. Der allgemeine Grund hierfür ist mangelnde Energie des Ideals an sich oder ein Idealkonflikt durch bestimmte äußere Bindungen. Das Individuum verliert den Mut, ist schließlich überzeugt, daß es nichts taugt und nimmt den Kampf gar nicht mehr auf. Es rechnet von da ab mit dem Fehler als mit

etwas Gegebenem und nimmt das schlechte Gewissen auf sich, d. h. es schließt einen Kompromiß, wobei das Ideal durchaus weiterbesteht. Der Preis, um den der Kompromiß erkaufte wird, ist das permanente, chronische schlechte Gewissen (chronische Schuldgefühle, moralische Minderwertigkeit, moralische Depression), das eine chronische Unheilserwartung (Sühne, Strafe, Buße) zur Folge hat. Diese Erwartung kann sich bis zur Sehnsucht nach Buße und Strafe (durch sich selbst oder andere) steigern. Am häufigsten aber tritt sie als stimmungshafte Ängstlichkeit in Erscheinung, wobei die Angst vielfach in das Schicksal, in die Zukunft hinausprojiziert wird. Andererseits kann die moralische Unzulänglichkeit zu allgemeiner Mutlosigkeit, zu zögernder Entschlußlosigkeit und Energielosigkeit führen. Ferner kann das Mißtrauen gegen sich selbst leicht zum Mißtrauen gegen andere werden. Der Schuldbeladene fühlt sich der guten Meinung anderer unwürdig; er wittert überall Geringschätzung, Spott und Verachtung (auch eine Art von Dämonisierung der Welt).

Jede Kompromißbildung bedeutet Leiden, das zu neuer Stellungnahme drängt, mit dem Zweck, es irgendwie zu überwinden. In einem Falle wird das Leiden willig hingenommen und ertragen (mit dem Lächeln der Toleranz für das Menschliche-Allzumenschliche) und darin eine Art von Entsühnung gesucht. Dies setzt voraus, daß das Individuum sich selbst nicht allzu wichtig nimmt. Im zweiten Falle wird versucht, das Leiden irgendwie abzuschaffen, entweder durch Flucht oder Abwehr. Ein wirksamer Fluchtversuch ist die Verdrängung ins Unbewußte; man will sich nicht zugeben, daß man sich minderwertig fühlt. Dieser Versuch ist, gemessen am Erfolg, untauglich, doch tut er vorübergehend den Dienst des Selbstbetruges, bis sich das Verdrängte wieder mit Wucht im Bewußtsein durchsetzt. Die Verdrängung führt auch andern gegenüber zu Unaufrichtigkeit und Verstocktheit. Derartige Menschen sind sehr empfindlich, da sie durch jede Kleinigkeit an ihren dunklen Punkt erinnert werden. Sie lassen nicht an sich rühren. Sie können die Wahrheit nicht ertragen, da sie in ihr den Feind der inneren Ruhe ahnen. An die allgemeine Lebenslüge schließt sich Pose und schauspielerische Neigung an. Sie sind Schauspieler vor sich und vor andern. Sie berauschen sich an der Darstellung irgendwelcher moralischer Hochwertigkeitsphantasien. Zur inneren Pose gehört auch die Hoffnung auf irgendein Wunder, das Erlösung und Begnadigung bringen soll.

Verschmäht das Individuum die Fluchtversuche des Verbergens und der Pose, so bietet sich zunächst die Möglichkeit der Betäubung; entweder durch Gifte oder durch mystische Hochwertigkeitssuggestionen (Okkultismus usw.). Eine andere Form sucht alle Situationen (Examen, Beruf, Ehe) zu vermeiden, in denen Leistungen verlangt werden. Man sehnt sich nach einer „seligen“ Insel, nach einem freien, goldenen Urzustand. Oder versucht man sich an Minderwertigen, Verworfenen und Verachteten zu messen, um so die Selbstverurteilung zu beruhigen.

Eine dritte Gruppe sucht die Schuld auf andere abzuladen. Die Unzufriedenheit mit sich selbst erscheint als Unzufriedenheit mit der Umwelt. Diese Menschen regen sich über jeden kleinen Fehler bei andern unverhältnismäßig stark auf, sie sind rigoros, intolerant und lassen nichts durchgehen. Die vorgestellte Unzulänglichkeit der andern dämpft das eigene Minderwertigkeitsgefühl. Es ist ihnen nicht wohl, wo es nichts zu kritisieren und zu tadeln gibt. Sie sind unduldsam gegen fremde Kompromisse, da sie es gegen die eigenen sein sollten. Jede Entrüstung über fremde Unzulänglichkeit bringt ihnen Lustgewinn. Andere schieben die Schuld auf die Welt, das Schicksal, auf Vergangenheit oder Vererbung. Es tut wohl, die Welt als böse und verderbt taxieren zu können (Pessimismus, Misanthropie). Es wird Verantwortungslosigkeit gesucht. Eine pathologische Variante ist die hysterische Flucht in die Krankheit und die Hypochondrie; denn von Kranken kann Leistungsfähigkeit nicht verlangt werden.

Die Abwehr versucht durch Leistung und Anstrengung eine Kompensation im Sinne der Voll- und Überwertigkeit, so daß dem schlechten Gewissen ein „moralisches Plus“ gegenübersteht. Die erste Form möchte die vorausgesehene Sühne oder Strafe abwehren. Diese Menschen kämpfen gegen Schicksal, gegen Gott und Dämonen; sie suchen diese für sich zu gewinnen, in ihre Gewalt zu bekommen (Mantik, Zaubern, Opfer, Zwangshandlungen). Andere suchen die dunklen okkulten Schicksalsmächte zu durchschauen und durch Erkenntnis zu beherrschen; denn Erkenntnis zerstört die Unheimlichkeit. Individuen von höherer Geistigkeit gehen direkt auf das Schuldgefühl selber los. Sie erzielen dadurch eine Abwehr,

daß sie Leistungen vollbringen, die als solche Selbstüberwindung kosten. Man opfert in Form von Teilzahlungen, damit auf dem Hauptgebiet weiter gesündigt werden kann. Man möchte durch eine Art Selbstbestrafung die gefürchtete „objektive“ Strafe vorwegnehmen. Selbstanklage, Bußhandlungen und „gute Werke“ gehören auch hierher. Die radikalste Art ist die Askese, der Kampf gegen die „Triebe“ mit dem Zwecke ihrer Abtötung.

Die kompensatorische Abwehr besteht darin, daß auf nicht moralischem Gebiete starke Anstrengungen gemacht werden. Am beliebtesten sind die Leistungen, die auch von andern geschätzt werden, weil sie zugleich Anerkennung und Beifall einbringen. Es wird in irgendeiner Beziehung Vollkommenheit angestrebt, da ja der eigentlichen moralischen Vollkommenheit ausgewichen wird. Das moralische Ideal gleitet auf relativ „indifferente“ Gebiete ab.

Je mehr die Abwehrreaktion eine tatsächliche Leistung bedeutet, und je mehr sie der eigentlich vom Gewissen verlangten Leistung adäquat ist, um so eher kann der Kompromiß überwunden werden. Dann hat der Charakter die sittliche Reifung erlangt.

Das HÄBERLINSche charakterologische System ist deswegen bedeutungsvoll, weil es die strukturellen (aufbaumäßigen) Beziehungen verschiedener Persönlichkeitsbestandteile zueinander ganz besonders hervorhebt. HÄBERLIN geht darin noch über KRONFELD hinaus. Mit Recht betont er, daß die Charakterelemente nicht einfach nebeneinanderstehen, daß sie sich zu einem organischen Aufbau mit Über-, Unter- und Nebenordnungen zusammenschließen. Es handelt sich in jedem individuellen Fall um eine besondere Art struktureller Verbundenheit. Ein anderer wichtiger Gesichtspunkt ist die Veränderlichkeit des Charakters, auf die wir in einem besonderen Abschnitte noch zurückkommen werden. Das Werk HÄBERLINS ist ein großzügiger charakterologischer Gesamtumriß, der zweifellos eine Fülle von Spielarten menschlicher Charaktere in sich aufzunehmen vermag, wenn auch ein gewisser konstruktiv-schematisierender Grundzug nicht zu leugnen ist. Die Anerkennung von primär aufs „Geistige“ gerichteten Lebenstendenzen steht mit manchen psychologischen Auffassungen, insbesondere mit der Psychoanalyse, in Widerspruch. Mag sie auch auf den ersten Blick als allzu „metaphysisch“ anmuten, so wird man doch primäre Tendenzen in Form von sozialen Strebungen oder von kosmischen Verschmelzungstendenzen nicht bestreiten dürfen. Im übrigen ist die moralische Seite der Charakterbildung (vor allem bei der Idealbildung) zu sehr in den Vordergrund gestellt. Sie ist aber mit solch feiner psychologischer Einfühlung herausgearbeitet, daß man wohl schwerlich über die „moralischen“ Charaktere in der Literatur etwas Besseres finden wird. Weiterhin wäre zu sagen, daß die charakterologischen Tendenzen (Selbstveränderung, Selbstbehauptung; Eigenwille; Gemeinschaftswille) zu allgemein gehalten sind. Es fehlt die nähere Spezialisierung der Fixationen und Modalitäten, die in der Regel doch konstitutionell bedingt zu sein pflegen; denn gerade sie bringen eine ungeheure Fülle charakterologischer Varianten hervor. Im Ganzen genommen bringt uns auch diese Charakterologie viel wertvolle Einzel Tatsachen, die für die Normalpsychologie wie für die Psychopathologie von Bedeutung sind.

Betrachtung: Die einzelnen Autoren haben sich, jeder in seiner Weise, redlich bemüht, die seelische Gesamtverfassung des Menschen in ihre Elemente zu zerlegen. Dabei sind ganz verschiedene „charakterologische“ Systeme entstanden, die sich nur schwer zur Deckung bringen lassen. Jedes System geht an seine Aufgabe mit anderen Voraussetzungen heran. Jedes hat seine Vorteile und Nachteile. Jedes hebt bestimmte Seiten der Persönlichkeit besonders hervor und vernachlässigt andere. Jedes weist Lücken auf. Alle kranken an dem Fehler, daß dem System zuliebe manche schematisierende Verschiebungen mit in Kauf

genommen werden. Keine Charakterologie kann — wenn wir ehrlich sind — voll und ganz befriedigen, so wertvoll sie im einzelnen sein mag. Selbstverständlich wird es dem Psychologen möglich sein, mit jedem dieser Systeme zu arbeiten. Es wird jederzeit leicht gelingen, bestimmte, in der Realität gegebene Charaktere jeweils in die verschiedenen Systeme einzuordnen, die wesentlichen Unterschiede einzelner Charaktere in die Sprache des Systems zu übertragen. Doch müssen wir uns unwillkürlich fragen, ob wir auf diese Weise zu wahrer Erkenntnis vordringen können? Zunächst wird es so bleiben, daß der eine sich diesem, der andere sich jenem System anschließt, daß aber eine Einigung und Übereinstimmung nicht erzielt wird. Man könnte auch daran denken, die verschiedenen Systeme zusammenzufassen und zu einer „wirklich brauchbaren“ Charakterologie synthetisch zu verarbeiten. Dann hätten wir glücklich ein neues System, wären aber damit an Erkenntniswert kaum reicher geworden. Kurzum, wir haben genug Systeme und können nur dringend wünschen, daß uns die Zukunft vor weiteren bewahren möge.

Dieselbe Auffassung finden wir bei UTTITZ<sup>1)</sup> vertreten. Auch er betont nachdrücklich, daß uns neue Charaktersysteme keinen Gewinn bringen können. Daher vermeidet er es geflissentlich, seiner Charakterologie den Rahmen eines Systems zu geben. Was UTTITZ bringt, ist etwas ganz anderes. Er weist darauf hin, und führt dies auch an einer Unmenge von fein beobachteten charakterologischen Einzel-tatsachen näher aus, was uns die Charakterforschung lehrt, wenn sie tiefer in die Geheimnisse des Charakteraufbaus einzudringen versucht. Sein interessantes und in vieler Hinsicht grundlegendes Werk, in dem er eine feinere Differenzierung charakterologischer Nuancierungen anstrebt, läßt gewisse Parallelen zu meinen Ausführungen des nächsten Kapitels erkennen. Wir werden auf seine Gedanken noch öfter zurückgreifen müssen.

Das eine ist sicher. Wir entnehmen unserer Übersicht über die verschiedenen Charaktersysteme, daß es dem Empiriker auf die Dauer nichts nützen kann, die Naturtatsachen immer wieder nach anderen begrifflichen Gesichtspunkten zu gruppieren und umzugruppieren. Er will wissen, wie die Naturtatsachen zustande kommen und wodurch sie genetisch gerade so gebildet wurden, wie sie gegeben sind. Dazu bedarf es in der charakterologischen Forschung nach meiner Meinung einer biologischen Grundlage, die zu einem wesentlichen Teil in der Vererbungs-forschung zu suchen ist.

### III. Erbbiologische Persönlichkeitsanalyse.

Die Bedeutung der Erbllichkeitsforschung, der erbbiologischen Methode für die Charakteranalyse besteht darin, daß es uns mit ihrer Hilfe im Laufe der Zeit gelingen soll, zu psychischen Elementen oder Kategorien vorzudringen, die biologische Selbständigkeit besitzen. Die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse macht es sich zur Aufgabe, bestimmte genotypische Anlagen („genische Radikale“) zu isolieren, die in stets wechselnder struktureller<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> UTTITZ, E.: Charakterologie. Charlottenburg: Pan-Verlag Rolf Heise 1925.

<sup>2)</sup> Hier und auch in den folgenden Abschnitten umfaßt der Begriff Struktur die inneren Beziehungen der Charakterelemente zueinander (s. HÄBERLIN). Bei KLAGES und EWALD hat Struktur eine andere Bedeutung.



Verbindung die seelische Eigenart der Individuen aufbauen. Es soll sich dabei um Anlagenelemente handeln, die sich selbständig und unabhängig voneinander vererben, ohne mit anderen Anlagenelementen in fester Korrelation zu stehen.

So könnte sich etwa, um ein paar grobe Beispiele zu nennen, die Anlage zum Jähzorn als erbbiologisch unabhängig erweisen von der Anlage zu sozialen Tendenzen oder zu aktiver Gefühlskälte; unabhängig ferner von der Anlage zu vorwiegend heiterer oder mehr depressiver Grundstimmung. Der Geltungsdrang könnte sich im Erbgang verbinden mit den verschiedensten intellektuellen Anlagen; ferner mit zäher Energie oder mit Haltlosigkeit usw. So soll die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse allmählich Einzeleigenschaften und Einzel Tendenzen herausarbeiten, denen selbständige, nicht weiter aufspaltbare genotypische Anlagen entsprechen.

Das Wesen der Methode liegt in dem Vergleich der psychischen Veranlagung von Einzelprobanden mit ihren Aszendenten. Wir werden darauf später noch genauer eingehen. Dem Vergleich muß natürlich die Typisierung der individuellen seelischen Eigenart vorausgehen. Wir müssen die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Individuen herausheben, die erbbiologisch miteinander in Beziehung gesetzt werden sollen. Dies hört sich zunächst ganz einfach an, und doch liegen schon bei der psychologischen Wesenserfassung der individuellen Persönlichkeit große Schwierigkeiten verborgen. Was ist die psychische Veranlagung eines Menschen? Was heißt es z. B., wenn wir von einem Menschen sagen: „er ist ein rücksichtsloser Despot und Gewaltmensch“? Da müssen sogleich allerhand Fragen auftauchen. Ist er ein Despot in allen Lebenssituationen, oder nur unter bestimmten äußeren Bedingungen? Haben bestimmte Erlebnisse bei der Entwicklung dieser Eigenart einen entscheidenden Einfluß gehabt? Wann sind die ihm eigentümlichen Charakterzüge zum erstenmal in Erscheinung getreten? War er schon als Kind so, kam seine Gewaltnatur erst im Laufe der biologischen Reifung zur Geltung oder wagte sie sich erst dann hervor, nachdem eine bestimmte berufliche Position erreicht war? Hielt seine rücksichtslose Art auch schweren Schicksalschlägen stand? Versagte sie im Alter bei zunehmender Schwächung der allgemeinen Vitalität? Verschärfte sie sich etwa bei absteigender Lebenskurve oder trat sie mehr in den Hintergrund?

Kurzum, wir haben das Bedürfnis, über den allgemeinen Entwicklungs- und Lebensgang einer Persönlichkeit Näheres zu erfahren. Es kann uns nicht genügen, wenn wir durch die relativ konstante Entwicklungsperiode des reifen Erwachsenen einen Querschnitt legen und auf diese Weise nur einen statischen Charaktertypus aus einer bestimmten Zeitphase festlegen. Auf diese Weise geht uns unter Umständen allzuviel Wichtiges verloren. Das Individuum ist ja in seiner biologischen Existenz keine ab ovo unveränderlich allzeit konstante Größe. Vielmehr liegt der Erscheinungsform eines jeden Menschen (jedes Organismus überhaupt) ein dynamisches Geschehen zugrunde, das im Laufe der Zeit vielfachen Wandlungen unterworfen ist. Die individuelle Persönlichkeit entwickelt sich allmählich vom Kind zum Erwachsenen und kann auf diesem Reifungsgang die verschiedensten und widersprechendsten Bilder zeigen. Dafür ist ja vor allem die Pubertätszeit bekannt. Dann kommt bei den meisten Menschen im mittleren Lebensalter eine Phase relativer Konstanz der psychischen Eigenart. An diese schließen sich auf der absteigenden Lebensbahn präsenile oder senile Ver-

änderungen an, die nicht immer als Krankheitssymptome, sondern als „normale“ (physiologische) Alterserscheinungen zu werten sind. Fast mit denselben Worten hebt URRITZ die Bedeutung der Entwicklungserscheinungen hervor, wenn er sagt, daß wir uns nicht mit dem Querschnitt des Charakters begnügen, vielmehr auch den Längsschnitt ziehen müssen. Neben dem Sichgleichbleibenden sei auch das Sichverändernde zu beachten. Der Charakter sei kein ruhendes Bild, sondern ein bewegtes Drama voll Handlung, Geschehen und Entwicklung.

Die Art des Entwicklungsablaufes, der, wie wir jederzeit beobachten können, bei den verschiedenen Menschen durchaus verschiedene Wege geht, ist natürlich für den Konstitutions- und Erblchkeitsforscher von hoher Bedeutung. Einmal hinsichtlich der Frage der Abhängigkeit konstitutioneller Entwicklungen von bestimmten Milieumomenten. Daneben aber auch im Hinblick auf die verschiedenen Anlagequalitäten, die im individuellen Lebensgang vielfach nur vorübergehend oder phasenweise zur Geltung kommen und infolgedessen bei der statischen Typisierung nicht mit erfaßt werden können. Gerade diese sind für die Erbbiologie unter Umständen von großer Wichtigkeit<sup>1)</sup>.

Wir werden daher in der Konstitutionsforschung immer mehr unser Interesse dem individuellen Entwicklungsgang, der individuellen Lebenskurve<sup>2)</sup> zuwenden müssen. Im Laufe der Zeit wird es dann gelingen, auch hier bestimmte typenmäßige Unterschiede herauszuarbeiten.

### 1. Dynamische (Entwicklungs-) Typen.

Es gibt eine Psychologie des Kindesalters, eine Psychologie der Jugendlichen und eine Psychologie des erwachsenen ausgereiften Menschen. Und doch ist es noch niemals versucht worden, bestimmte charakteristische Einzeltypen der verschiedenen Altersphasen durch den Entwicklungsgedanken miteinander in Beziehung zu setzen.

Wir sind im allgemeinen recht gut orientiert über die allmähliche Entfaltung der kindlichen Psyche. Die Kinderpsychologie hat hier einen gewissen durchschnittlichen Entwicklungsrahmen herausgearbeitet, der mehr oder weniger für alle Individuen zutrifft (s. Übersicht bei STORCH<sup>3)</sup>, an die ich mich im wesentlichen anlehne). Das kleine Kind ist zunächst ein reines Trieb- und Instinktwesen mit ungezügelter Ausdrucksmotorik und hemmungsloser Affektivität. In stufenweisem Fortschritt wird allmählich eine verfeinerte Anpassung und Mäßigung der Gemütsäußerungen erreicht. Eine der frühesten Gemütsregungen ist die Furcht. Sie tritt zunächst in der primitiven Form der Furcht vor Neuem und Unbekanntem auf und ist wohl biologisch als Selbstschutzreaktion zu deuten gegen die Gefahren, in die Wissensdrang und Neugier das Kind hinein-

<sup>1)</sup> Sehr nett ist die Verschiedenheit der Entwicklungskurve in einem Aphorismus von LICHTENBERG zum Ausdruck gebracht:

„Ich habe die Bemerkung gemacht, daß der Charakter fast jedes Menschen einem Lebensalter vorzugsweise angemessen zu sein scheint, so daß er in diesem sich vorteilhafter ausnimmt. Einige sind lebenswürdige Jünglinge, dann ist's vorbei; andere kräftige, tätige Männer, denen das Alter allen Wert raubt; manche stellen sich am vorteilhaftesten im Alter dar, allwo sie milder, weil erfahrener und gelassener sind“.

<sup>2)</sup> HOFFMANN, H.: Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen.

<sup>3)</sup> STORCH, A.: Der Entwicklungsgedanke in der Psychopathologie. *Ergebn. d. inn. Med. u. Kinderheilk.* Bd. 26, S. 774. 1924. (s. auch hier ausführl. Literaturangabe.).

zuführen vermögen. Die Willensvorgänge des Kindes zeigen vor der einheitlichen Zentrierung auf feste Ziele, die erst auf späterer Stufe erreicht wird, einen durchaus uneinheitlichen Charakter. Sie schwanken zwischen den beiden Extremen der Gefügigkeit und Suggestibilität einerseits, der Opposition und des negativistischen Eigensinns andererseits. Eigensinn und Trotz sind eine der primitivsten Manifestationen des Selbstbehauptungstriebes, der sich auflehnt gegen Schwäche und Hilfsbedürftigkeit, der nicht auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist, sondern in der Tatsache des eigenen Willens sein Genüge findet (W. STERN).

Das Weltbild des kleinen Kindes entwickelt sich aus einer primitiven Vorstufe, in der noch keine schärfere Trennung von Ich und Außenwelt besteht. In einem differenzierteren Stadium werden geformte Eindruckskomplexe aufgefaßt und unterschieden, deren erkenntnismäßige Aneignung unter starker affektiver und motorischer Mitbeteiligung vor sich geht. Dann differenziert sich allmählich eine selbständigere Erkenntnis, die sich vom Instinkt- und Affektleben freizumachen sucht. Auf dieser Stufe heben sich von der Gegenwartswahrnehmung selbständigere Erinnerungsbilder ab. Von großer Bedeutung für die geistige Entwicklung des heranwachsenden Kindes sind die sog. „Anschauungsbilder“ (eidetischer Anlagetypus nach JAENSCH). Darunter verstehen wir die Fähigkeit, unmittelbar oder auch längere Zeit nach Wahrnehmungen Anschauungsbilder (Gedächtnisbilder von sinnlicher Lebhaftigkeit) zu reproduzieren. Sie sind wahrscheinlich die Ursache für die große Lebendigkeit und Farbigkeit der für das kindliche Alter so charakteristischen Wachträumereien und Phantasiespiele. Die Phantasien des Kindes unterscheiden sich dadurch von den Wachträumen des Erwachsenen, daß bei ihnen noch keinerlei schärfere Unterscheidung zwischen Schein und Sein gegeben ist. Alles, was intensiv und hingebungsvoll erlebt wird, ist ihnen Wirklichkeit (Stück Holz als Puppe). Erst nach und nach bekommen die Dinge bestimmte Bedeutungen und Eigenschaften, unabhängig von dem augenblicklichen Erleben. Es sondert sich das Objektive vom Subjektiven. Dabei können im Spiel noch lange Übergangsstadien bestehen bleiben, in denen ein seltsamer Wechsel zwischen Ernstnehmen und einsichtsvollem Darüber-Erhabensein zu beobachten ist. Immer mehr nehmen die Dinge feste Gestalt mit bestimmten charakteristischen Eigenschaften und Wirkungen an. Zu einer abstrakt begrifflichen Erfassung der Außenwelt kommt es allerdings erst langsam, da das Denken nur ganz allmählich von anschaulichen und affektiven Erlebnisbestandteilen entkleidet werden kann.

Ist die Lebensform der frühen Kindheit durch die Einigung mit der Umwelt charakterisiert, so pflegen sich in der weiteren Entwicklung Ich und Außenwelt mehr und mehr zu trennen. Neben der „Kinderwelt“, in der das Kind ungehemmt frei schaffen und walten kann, bildet sich die „Erwachsenenwelt“ heraus, die ihm mit allerhand Forderungen und Beschränkungen entgegentritt. Dieser Welt muß sich jedes Kind allmählich anpassen, wenn es sich zu einem vollwertigen Individuum entwickeln will.

Dies wäre in kurzen Zügen ein Normalkanon der kindlichen Entwicklung. So etwa haben wir uns die Grundlinien der psychischen Entfaltung in dieser Altersperiode zu denken. Und doch wird jeder, der einmal heranwachsende Kinder zu beobachten Gelegenheit hatte, durch dieses Entwicklungsschema nicht ganz

befriedigt sein. Gewiß wird man bestimmte in allen Lagen wiederkehrende Entwicklungsprinzipien ohne weiteres zugeben müssen. Daneben sind aber schon auf dieser relativ primitiven und undifferenzierten Altersstufe deutliche individuelle Unterschiede zu bemerken. Entweder in der Form, daß die einzelnen Phasen der Entfaltung in verschiedenen Fällen zeitliche Differenzen aufweisen. So mag vielleicht in einem Fall eine gewisse partielle oder allgemeine Verzögerung der Entwicklung vorliegen, in einem anderen Fall dagegen ein überraschend schnelles Tempo des gesamten Entwicklungsablaufes, so daß man von Frühreife und Altklugheit spricht. Oder aber treten uns Verschiedenheiten anderer Art entgegen, in Form einer stärkeren oder schwächeren Ausprägung bestimmter Entwicklungserscheinungen. So kann bei verschiedenen Kindern das Dauerverhältnis von Furcht und Selbstbehauptung, von Gehässigkeit und Oppositionslust ein ganz verschiedenes sein. In einem Fall kann mehr das eine, im anderen mehr das gegensätzliche Einstellungsphänomen überwiegen. Unterschiede können auch die Lebhaftigkeit der Phantasietätigkeit betreffen, die durchaus nicht bei allen Kindern gleich stark entwickelt zu sein braucht usw. Wir kennen ferner Verschiedenheiten der Geschlechter, die sich lange vor der Geschlechtsreife bemerkbar machen; in manchen Fällen scheinen sie überkreuzt zu sein (zahme Buben, wilde Mädchen). Kurzum, wenn wir scharf beobachten, so sehen wir schon beim heranwachsenden Kinde ganz ausgeprägte Typenverschiedenheiten im intellektuellen und affektiven Gesamtverhalten, die keineswegs zu unterschätzen sind.

Ein kleines Beispiel möge dies illustrieren. Zwei Brüder (7 und 5 Jahre alt) hatten zu Weihnachten Zigarretten aus Schokolade geschenkt bekommen. Fritz, der jüngere selbstsichere, bietet davon seinen erwachsenen Geschwistern an und wünscht ihnen, sie sollten sich das Rauchen recht schmecken lassen. Er lacht dabei recht spitzbübisch und freut sich, daß der große Bruder darauf „hereinfällt“. Dies beobachtet Max, der ältere, gewissensängstliche. Aufgeregt kommt er hergesprungen und sagt in fast ängstlichem Ton: „Gelt, Ihr werdet doch nicht glauben, was der sagt. Die sind ja aus Schokolade, die kann man nicht rauchen. Gelt, ihr glaubt nicht, daß man sie rauchen kann. Er hat euch ja ganz furchtbar angelogen, das ist nicht recht von ihm.“

Wir sehen zwei ganz verschiedene Einstellungen (selbstsicher und lebensängstlich), die nicht durch den Altersunterschied bedingt sind; denn sie waren von klein auf charakteristisch für die beiden Buben. Mancher möchte wohl einwenden, daß ich hier allzuviel Mühe auf bekannte Tatsachen verwende. Bekannt sind diese Typenverschiedenheiten sicherlich, doch sind sie von der Forschung bisher recht vernachlässigt worden. Vor allen Dingen hat man gar keinen Überblick über das spätere Schicksal derartiger Kindertypen. Man weiß nicht mit Bestimmtheit zu sagen, daß ein bestimmter Typus auch später die gleiche Eigenfärbung voll und ganz bewahrt. Kennzeichnend für diese Unsicherheit ist die weitverbreitete und gut begründete Volksmeinung, daß man nie wissen könne, wie das heranwachsende Kind sich später weiter entwickeln wird. Mit Recht wird immer wieder betont, daß die Pubertät manche Überraschungen bringen kann. Und mit einer gewissen Besorgnis sehen oft die Eltern den Dingen entgegen, die da kommen sollen.

Weit besser sind uns die eigenartigen individuellen Verschiedenheiten der Pubertät bekannt. Auch hier möchte ich zunächst gewisse Richtlinien geben, die Allgemeingültigkeit besitzen. Im Beginn der Pubertät überwiegen meist un-

lustvolle Zustände; Unruhe, Unrast und seelisches Unbehagen, das in Trotz und Wildheit, im Drang zum Abwegigen und Verbotenen, in lautem lärmendem Gebaren, in der Sucht sich zu produzieren, in Geltungsdrang und Putzsucht seinen Ausdruck finden kann (CH. BÜHLER). Sehr leicht pflegt dieses Gesamtverhalten in lebensfeindliche und selbstquälerische Stimmungen der Schläffheit und Verzagttheit umzuschlagen. Besonders kraß sind die motorischen Umwandlungen. Die kindliche Grazie geht verloren. Statt dessen werden die Bewegungen plump, unebenmäßig, ungeschickt und ausfahrend, bald ist die Haltung übermäßig steif, bald übermäßig schlaff. Gebärden und Mienenspiel nehmen unnatürliche, übertrieben bizarre Formen an [HOMBURGER<sup>1</sup>].

Auf allen seelischen Gebieten zeigt sich ein sprunghafter Wechsel zwischen Extremen, zwischen Ausgelassenheit und Schwermut, Weltfreudigkeit und Weltkel, Aufdringlichkeit und schüchternem Wesen, gemütvoller Tiefe und Selbstironie, selbstverleugnender Hingabe und schroffer Selbstbehauptung [SPRANGGER<sup>2</sup>]. Ebenso uneinheitlich ist auch das Willensleben. Die Begeisterungsfähigkeit ist groß. Bald wird der Wille von diesem, bald von jenem Antrieb mitgerissen, oder er verkrampft sich in trotzig Ablehnung und Verneinung aller Traditionen.

Der Sexualtrieb erwacht, oft von lebhaften Protesteinstellungen gegen Eltern und Angehörige begleitet. Er kann sich in lüsternen Träumen Luft machen, noch öfter wird in der Onanie eine rein körperliche Befriedigung erfolgen. Triebperversionen bes. homosexueller Art sind häufige Erscheinungen dieser Entwicklungsstufe. Neben der körperlichen Sexualität geht ein rein seelisches Schwärmen und Idealisieren einher, das zu den bittersten Enttäuschungen führen muß. Das Bild der Verehrung und Verheiligung schwindet, wenn sich die menschlichen Schwächen des Umschwärmten enthüllen.

Weiterhin brechen in der Pubertät andere Triebe hervor, die z. T. mit dem Sexualtrieb innig verflochten sind. Das Bedürfnis nach Kampf (Kampftrieb) sucht seine Befriedigung; wir finden hier alle Abstufungen von der rein körperlichen Rauflust bis zum geistigen Radikalismus, der mit allem Bestehenden aufräumen möchte. Der Trieb zur Selbstdarstellung; man möchte gefallen, man renommiert, man schwelgt in Bekenntnissen des eigenen Erlebens. Ihm wirkt der antagonistische Trieb der Scham, Scheu und Schüchternheit entgegen. Oft vereinigen sich beide zu einem Spiel des Anlockens und Abstoßens, wie es der Koketterie und ähnlichen Erscheinungen zugrunde liegt.

Gleichzeitig erwacht im Jugendlichen ein Wissen um das eigene Ich, das als für sich bestehend und begrenzt erlebt wird. Selbstreflexion und Selbstanalyse setzen ein, sie können scheue Empfindlichkeit und herbe Verschlossenheit zur Folge haben. Die erwachende Innerlichkeit und Introversion führt sehr rasch zu einer Art Doppelleben. Die Außenwelt mit ihrer verletzenden Nüchternheit und kalten Tatsächlichkeit wird gern in weite Ferne gerückt. Dafür gewinnen innen phantastische Träumereien und heimliche Größenwünsche mehr und mehr Raum. Das neue Ichgefühl drängt nach Selbständigkeit, nach Geltung und Kraftentfaltung. Expansive Sehnsuchtsstimmungen, kosmische Ekstasen, Weltbeglückung

<sup>1</sup>) HOMBURGER, A.: Über die Entwicklung der menschlichen Motorik und ihre Beziehung zu den Bewegungsstörungen der Schizophrenen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 78, S. 332. 1922.

<sup>2</sup>) SPRANGGER, E.: Psychologie des Jugendalters. 1924.

und phantastische Umstürzlerpläne; all das kann in wildem Gefühlsrausch durcheinander spielen.

Erst allmählich reift der Mensch zu einer geschlossenen Persönlichkeit, die alle extremen Triebe und Tendenzen des Jugendlichen zur festen Einheit zusammenfaßt und dadurch die Spannung zwischen Ich und Außenwelt ausgleicht.

Neben diesem allgemeinen Rahmen der Pubertätsentwicklung können wir eine kaum übersehbare Fülle von Variationen beobachten, in denen individuelle Verschiedenheiten des Reifevorganges zum Ausdruck kommen.

SPRANGER hat für das männliche Jugendalter eine Reihe von verschiedenen Grundfärbungen der seelischen Entfaltung beschrieben.

Wir können zunächst verschiedene Grundrhythmen der Pubertätsentwicklung unterscheiden. Der stürmischen Jugendentwicklung steht die Erscheinungsform des langsamen, stillen Wachstums gegenüber. Eine dritte Möglichkeit ist durch bewußte Selbstzucht, durch kraftvolle Selbstgestaltung charakterisiert; hier geht die Entwicklung stetig, energisch und zielsicher ihren Weg. Aus den plastischen Schilderungen von SPRANGER und ELSE CRONER<sup>1)</sup> (letztere für das weibliche Geschlecht) habe ich eine Reihe von Pubertätstypen herausgearbeitet, die natürlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit machen können.

1. Der nüchterne Typus zeigt einen ruhigen Entwicklungsverlauf. Er kennt keine problematischen Gefühlserschütterungen, keine hochfliegenden Wünsche und schwärmerischen Ideale. Alle Konflikte und Reibungen bleiben ihm erspart. In seinem Gefühlsleben gibt es keine Höhen und Tiefen, keine ekstatische Seligkeit und keine müde Resignation, weder jauchzendes Glück noch unglückliche Liebe. Von Menschen mit großem Schwung fühlt er sich abgestoßen. Sein Denken ist praktisch, klar und realistisch. In der Arbeit zuverlässig und pflichtgetreu geht er dem Ziele zu, das sich ihm bietet. Er verabscheut sensationelle Erlebnisse, und Poesie ist für ihn Verschwendung.

Hier gibt es die verschiedensten Übergänge zwischen dem korrekten musterhaften Streber und dem praktischen machthungrigen Realisten, dessen Veranlagung in der Geschäftswelt ein erfolgreiches Fortkommen verspricht.

2. Der Typus der Übermütigen, Kraftvollen, Abenteuerlustigen ist in erster Linie durch blühende, gesunde Gesamtvitalität bestimmt. Sie sehnen sich nach Taten und Entdeckungen. Die Welt der Heimat ist ihnen zu eng. Sie stürmen ins Ferne, Ungemessene. Sie dürsten nach Gefahren, nach entsagungsvoller Arbeit. Sie wollen ihre Kraft erproben, sie wollen sich austoben; sie möchten die Welt aus den Angeln heben.

Diese wilde, hochgespannte Energie hat schon oft zu großen Erfolgen geführt; manchmal aber ist sie den tatsächlichen Gefahren in raschem Versagen unterlegen.

3. Der intellektuelle Typus ist ganz auf das Geistige gerichtet. Er ist anregungsbedürftig und vielseitig interessiert. Er hat Freude am Denken und Reflektieren, er hat Sinn für Abstraktion und Synthese und zeigt eine ausgesprochene Neigung für Philosophie und Psychologie. In bewußter Selbstzucht sucht er sich von Stimmungen und Affekten freizumachen. Er läßt sich nur von dem Drang nach Bildung und Wissen leiten. Alles Aufgenommene wird gewissenhaft systematisch verarbeitet und, wenn möglich, mit schöpferischer Kraft gestaltet und geformt.

4. Der empfänglich-haltlose Typus zeichnet sich durch starke und universelle Resonanz aus. Bei diesen Jugendlichen klingen alle Erlebnisse lebhaft mit; alle äußeren Reize versetzen sie in Schwingungen. Sie genießen alles, sie verstehen alles, sie leben alles mit und durchdenken alles. Doch fehlt ihnen die Kraft der einheitlichen Zentrierung ihres Innenlebens. Haltlos zerfließen sie im Strom ihrer vielseitigen Gefühlsregungen. Sie sind

<sup>1)</sup> CRONER, ELSE: Die Psyche der weiblichen Jugend. Schriften zur Frauenbildung. H. 6. Langensalza: H. Beyer & Söhne 1924.

wie ein schwankendes Rohr im Winde. Es fehlt ihnen der Ernst und der feste Wille zur Gestaltung; zur Gestaltung ihres Inneren und zur Gestaltung nach außen.

5. Die Problematiker. Sie vermögen nichts mit frischer Hand anzupacken. Alles wird zum Problem. Das All und die Welt, Leben und Tod, die Schicksale anderer und das eigene Sein sind ihnen Rätsel, die nicht durch plastische Tat und Entscheidung, sondern auf dem Wege der bloßen Reflexion gelöst werden sollen. Allein durch Nachdenken möchten sie die Welt überwinden. So entspricht es ihrer unkräftigen, energieschwachen Lebenshaltung. Sie sind in Gefahr, ihr eigenes Denken selbst zu zerfasern und zu zermürben, bis sie schließlich in müdem Skeptizismus oder blasierem Nihilismus versinken. Es sei denn, daß sie sich aus dem unfruchtbaren Denkwang mit einem kräftigen Ruck zu einer mehr tatkräftig realistischen Einstellung durchringen.

6. Die oberflächlich Genußsüchtigen und Erotischen. Sie nippen an jeder Blüte. Sie genießen alles, was sich ihnen Angenehmes bietet. Sie suchen Zerstreuung in Geselligkeit, Tanz und Gelage. Sie taumeln von einer Sinnenfreude in die andere. Ihre Seele folgt ganz dem Bedürfnis nach amüsanten und prickelnden Sensationen. Die wachsende Phantasie ist hauptsächlich von Liebesdingen erfüllt und das Flirten scheint ihnen ein besonders reizvolles Spiel. Ihre Sinne hungern nach „Erlebnissen“. Bei dem Mädchen ist dieser Typus durch Koketterie und Gefallsucht gekennzeichnet. Es mangelt ihnen die mädchenhafte Scheu und Zurückhaltung. Alle ihre Handlungen sind auf eine bestimmte Wirkung berechnet; sie wollen als erotisches Objekt beachtet sein.

Oft fehlt diesem Typus die Leidenschaft eines kraftvollen Auslebens; es genügt ihm allein das Erlebnis des prickelnden Sinnenreizes.

7. Die Sentimentalen und Schwermütigen. Bei den Sentimentalen haben wir einen Zustand schmerzhafter Gefühle, in denen alles Leid als lustvoll genossen wird. Sie schwelgen in wehmütigen Träumen. Sie versinken ganz in dem Glück leiden zu können. Hier wird die Schwermut rauschartig erlebt. Es ist eine Antithese von Lust und Schmerz zugleich, in der alles um so stärker doppelt ausgekostet wird.

Ganz anders die Schwermütigen. Hier kann sich keine Freude entwickeln, sie wird im Keim erstickt. Alle Erlebnisse fließen im tiefsten Dunkel dahin. Selbst freudige Stunden finden keinen Widerhall. Alles ist ihnen wie Todesahnung. Die Aktivität ist schwer gelähmt. Sie verfallen meist einer düsteren Verachtung der Welt und einer Verneinung ihres eigenen Selbst. Sie werden leicht zu Nihilisten, denen alles unwert erscheint.

8. Die Enthusiasten und Schwärmer. Ihr schwungvolles Temperament unterliegt gefährlichen Schwankungen. Sie werden von wilden Gefühlswirbeln hin- und hergeworfen. Auf jeden Wellengipfel folgt ein Wellental, auf Flut folgt Ebbe. Ekstatische Seligkeit wechselt ab mit leidvoller Selbstzerknirschung. Sie schwanken zwischen helltönendem Jubel und trüber Traurigkeit, zwischen hingebungsvoller Begeisterung und einsamer Selbstbesinnung. Sie sind wirklichkeitsfern und verabscheuen den nüchternen Alltag. Sie dichten die Welt um, ehe sie sie entdeckt haben. Sie schwelgen in poetischer Verklärung und schwärmerischer Vergötterung. Sie leben von ihren Illusionen.

Sie erscheinen als religiöse, aufs Transzendente gerichtete Mystiker, als ethische Enthusiasten mit überquellendem Drang zur Vollkommenheit und hochgespanntem sittlichen Rigorismus, als schwungvolle Ästhetiker und Romantiker.

Einzelne Typen sind besonders charakteristisch für das männliche Geschlecht; so z. B. die Nüchternen, die tatendurstigen Abenteurer, die Intellektuellen, die Problematiker. Sie kommen vereinzelt auch bei jungen Mädchen vor, sind dann aber ein Symptom für virile Beimischungen. Empfänglich-Labile, Genußsüchtige, Sentimentale und romantische Schwärmer sind beiden Geschlechtern wesenseigentümlich. Bei den Mädchen jedoch mehr im Sinne eines passiven Erlebens, bei den Buben vorwiegend in Form expansiver Aktivität. Auch in dieser Beziehung können Überkreuzungen der Geschlechtseigentümlichkeiten gegeben sein. Im ganzen kann man sagen, daß die seelische Reifung des Knaben durch kraftvolle Neugestaltung, durch Kampf und Selbstbehauptung, durch trotziges Sichdurchsetzen charakterisiert ist, während die

Mädchen sich durch passives Nachgeben, durch gefühlsmäßige Hingabe der Außenwelt anzupassen suchen<sup>1)</sup>.

Ein besonderer Typus der weiblichen Entwicklung ist von einer ausgesprochen mütterlichen Einstellung erfüllt.

9. Der mütterliche Typus wird in seinem individuellen Dasein ganz von der hingebenden Kraft der Mütterlichkeit beherrscht. Es sind Mädchen, die vielfach schon als Kinder Mütter sein wollen, die anderen Kindern instinktiv ihre Hilfe angedeihen lassen, die für sie sorgen und sie pflegen. Die mütterliche Hinwendung ist für sie der eigentliche Sinn des Lebens. Alles Intellektuelle und Rationale, alle abstrakte Wissenschaft wird von ihnen abgelehnt. Sie gehen auf in dem sehnsüchtigen Gefühl der großen Mutterliebe und sehen darin die ihnen entsprechende Lebensaufgabe.

Es ist ohne weiteres klar, daß wir mit diesen neun Typen das wirkliche Leben in seiner reichhaltigen Fülle der Erscheinungen nicht voll erfaßt haben. Die Typen sind Grenztypen. Es sind charakteristische Einzelfälle, die der Wirklichkeit nicht ganz gerecht werden. Die Pubertätsentwicklung zeigt uns vielmehr eine große Zahl von Typenmischungen und schillernden Übergangsformen, von Intensitätsabstufungen und phasenmäßigem Wechsel der verschiedensten Typeneinstellungen. Die unübersehbare Fülle von individuellen Variationen geht z. T. auf spezifische Milieugestaltungen zurück. Wir dürfen sogar in der Formung durch die Außenwelt ein wesentliches inhaltliches Moment erblicken. Die Triebkräfte der pubertären Umwelts- und Wirklichkeitsüberwindung sind jedoch in der Hauptsache durch die Anlage gegeben. Sie führt je nach ihrer Zusammensetzung aus einzelnen Anlagekategorien (rationale Einstellung, Gefühlsleidenschaft, Reizbarkeit, Kampftrieb, Hingebungsbedürfnis, Unsicherheit, Egozentrität, Wirklichkeitsanpassung, phantastische Neigungen, Aufnahmefähigkeit, Verarbeitungs- und Gestaltungskraft usw.) und je nach der Intensitätsbeziehung dieser einzelnen Faktoren unter sich zu ganz verschiedenen Bildern. Einzelkomponenten setzen so die Variabilität der Erscheinungsform zusammen<sup>2)</sup>.

Die konstitutionelle Grundlage der Pubertätsentwicklung wird uns besonders deutlich, wenn bestimmte Färbungen dieser Phase als familiäre Eigentümlichkeiten auftreten. Die Familie SCHILLER ist hierfür ein Beispiel.

FR. v. SCHILLERS Vater, JOHANN CASPAR SCHILLER<sup>3)</sup>, der in dürftigen Verhältnissen aufwuchs, sich trotzdem mit großem Eifer reiche Kenntnisse aneignete und schließlich die Wundarzneykunde erlernte, ging im Alter von etwa 20 Jahren — getrieben von Abenteuerlust, von dem inneren Drang, die Welt zu sehen — unter die Soldaten. Anfangs war er Feldscher. Er machte manche Irrfahrten mit, kam auch vorübergehend einmal in französische Gefangenschaft. Da er vielfach durch seine Berufsgeschäfte nicht genügend ausgefüllt war, übernahm der unternehmende, kühne und unerschrockene junge Mann regulären Frontdienst als Wachtmeister. In dieser Eigenschaft geriet er mehrfach in unerquickliche und bedrohliche Situationen; er ließ sich aber dadurch nicht beirren. Nach einem mehr als 5jährigen erlebnisreichen Kriegs- und Abenteuerleben heiratete er. Er blieb als Fähnrich beim Heer

<sup>1)</sup> Eine prozentuale Häufigkeitsaufstellung der verschiedenen Pubertätstypen für beide Geschlechter fehlt noch.

<sup>2)</sup> In den ausgezeichneten „Vorlesungen über Psychopathologie des Kindesalters“ von A. HOMBURGER werden wir über die abnorme kindliche Entwicklung orientiert, die in erster Linie durch eine starke Unausgeglichenheit der Aufbauelemente zustande kommt. Als wichtigste pathologische Pubertätstypen schildert HOMBURGER die Nervösen, die Ängstlichen (Selbstunsicheren), die Willensschwachen und Haltlosen, die Gemütlosen und Gemütsarmen, die Reizbaren, die Disharmonischen.

<sup>3)</sup> BROZIN, OSKAR: Schillers Vater. Leipzig: B. Schlicke 1879.



und lebte einige Jahre in der Garnison. Auch in den folgenden Jahren machte er noch mehrere Kampagnen mit, bis er endlich mit 38 Jahren die Ruhe eines bürgerlichen Daseins fand, zunächst als Werbeoffizier, später als Leiter der Ludwigsburger Baumschule.

Sein Bruder JAKOB SCHILLER<sup>1)</sup> machte einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang durch. Auch er war eine kraftvolle, derbe Natur. Er zog als „Bäkerpursch“ in die Fremde — doch sein Handwerk sagte ihm nicht recht zu. Statt als Bäckergeselle sein kärgliches Brot zu verdienen, ließ er sich bei den holländischen Soldaten anwerben. Hier hat er in fast 11 jähriger Dienstzeit sich zu einer angesehenen Offiziersstellung heraufgedient. Mit einem hübschen Vermögen und nicht geringem Silbergeschmeide kehrte er dann in seine württembergische Heimat zurück. Er lebte fortan als Schultheiß einer kleinen Gemeinde in Wohlstand und Ansehen.

Und auch Fr. v. SCHILLER zeigt in den 20er Jahren dieselbe rastlose Unruhe eines abenteuerlustigen, sturmgepeitschten Feuergeistes. Ehemals ängstlich, schüchtern und verschlossen, entwickelte er sich nach Entlassung aus der Karlsschule in entgegengesetztem Sinne. Er schwelgte in dem Gefühl aufsteigender Kraft; er liebte derbe, mutwillige Scherze; keck und voll Trotz lehnte er sich gegen die bestehende Ordnung auf. Nach dem langjährigen Zwang einer allzu straffen militärischen Zucht brach bei ihm die gesunde Frische der Jugend durch. Ein wildes burschikoses Treiben hob an, dem kein Hindernis etwas bedeuten konnte. War kein Geld da, so wurden Schulden gemacht. Als er eines Tages seine Türe verschlossen fand, sprengte er sie mit einem gewaltigen Fußtritt ein. Seine jugendliche Kraft hatte etwas Derbes und Rohes, so sagt sein Freund PETERSEN. Leidenschaftlich war sein Naturell, eigensinnig sein Wille. Aus diesem dämonischen Freiheitsbegehren, in dem wir selbstverständlich nur eine Seite seines Wesens erblicken dürfen, wuchs auch sein Konflikt mit dem Herzog heraus. Er mußte seine Heimat verlassen und jahrelang ein unstetes Wanderdasein führen, bis auch er sich endlich zu einer festen Position durchgerungen hatte.

Trotz mannigfacher Verschiedenheiten zwischen Vater und Sohn in der späteren Entwicklung, ist beiden die kraftstrotzende, erlebnishungrige Nachpubertätsphase gemeinsam.

Unsere bisherige Schilderung hat die individuellen Verschiedenheiten der Pubertät keineswegs erschöpft. Wir haben vielmehr noch andere wichtige Momente zu beachten. Beginnen wir mit der zeitlichen Ordnung des Entwicklungsablaufes.

Obwohl die somatische Seite des Problems für uns hier nur indirekt wichtig ist, möchte ich nicht ganz daran vorübergehen. Wir nehmen für gewöhnlich einen allgemeinen zeitlichen Entwicklungsrahmen an. Den Eintritt der Pubertät (gemessen an dem erstmaligen Auftreten der normalen Geschlechtsfunktion) pflegen wir für unsere klimatischen Verhältnisse auf das 13.—15. Lebensjahr festzulegen. In südlicheren Gegenden setzt sie in der Regel noch früher ein. Außer den Umweltseinflüssen spielen anscheinend auch rassebiologische Momente eine gewisse Rolle. Bei den Romanen und vor allen Dingen bei den Juden ist ein früher Beginn der Pubertät das Normale, während bei den germanischen Stämmen eine relative Verzögerung zu beobachten ist. Abgesehen von diesen allgemeinen Grundregeln sind innerhalb der originären und rassenmäßigen Gruppenverbände wieder deutliche individuelle Verschiedenheiten nachweisbar. So ist z. B. auch bei uns ein relativ frühes Einsetzen der Geschlechtsfunktion durchaus nichts sehr Seltenes. Wir sprechen dann von Frühreife oder *Pubertas praecox*, die in extremen Fällen als ausgesprochene Entwicklungsanomalie anzusehen ist. J. BAUER<sup>2)</sup> führt ein charakteristisches Beispiel an: eine Familie, in der die

<sup>1)</sup> WELTRICH, R.: Friedr. Schiller. Stuttgart: Cottas Nachfolger 1899.

<sup>2)</sup> BAUER, J.: Die konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten. 3. Aufl. Berlin: Julius Springer 1924.

(25jährige) Mutter ihre Menses mit 7 Jahren bekommen hatte; bei der (7jährigen) Tochter war die Menstruation schon mit 2 Jahren aufgetreten, ohne daß sonstige Zeichen einer Frühreife vorhanden gewesen wären. Derartige Erscheinungen beruhen wohl darauf, daß partielle Organe oder Organsysteme (nicht immer liegt die Ursache bei den Keimdrüsen) der Gesamtentwicklung vorausschreiten (partielle Frühreife). Natürlich kann auch die Entwicklung des Organismus insgesamt in allen seinen Qualitäten eine (generelle) Frühreife zeigen. Umgekehrt kommen Fälle einer verspäteten somatischen Pubertät vor, die im ganzen für die Pathologie von größerer Bedeutung sind als die Frühreife.

Ähnliche Differenzen können nun auch die zeitliche Dauer des Entwicklungsvorganges betreffen. Für gewöhnlich ist die volle Geschlechtsreife mit 18 Jahren spätestens erreicht. Damit ist aber die Entfaltung des Organismus keineswegs abgeschlossen. Bei ihr wirken ja außer der Keimdrüsenfunktion eine Fülle von anderen Wachstums- und Entfaltungsvorgängen mit. Man kann etwa sagen, daß in der Hälfte oder zum mindesten gegen Ende des 3. Lebensjahrzehntes der Gipfel des vollreifen Erwachsenen erreicht ist, an den sich nunmehr ein längeres Stadium relativer somatischer Konstanz anschließt. Das allmähliche Ansteigen zur vollen Reife geht nun bei den einzelnen Individuen durchaus nicht mit stetiger einheitlicher Geschwindigkeit vor sich. Vielmehr haben wir hier mit einer großen individuellen Variabilität zu rechnen. Zunächst einmal pflegt die Frau in der Regel früher auszureifen als der Mann. Aber auch innerhalb der Geschlechter finden wir starke Ablaufsdifferenzen. Der eine steht schon am Anfang des 3. Jahrzehntes auf der somatischen Stufe eines Erwachsenen, die der andere erst einige Jahre später erreicht. Es gibt phasenmäßige Schwankungen in der Ablaufgeschwindigkeit, die sich entweder partiell oder auch generell auswirken. Ich möchte darauf im einzelnen nicht näher eingehen. Die uns heute bekannten Tatsachen der körperlichen Entfaltung hat L. R. MÜLLER<sup>1)</sup> in übersichtlicher Form zusammengestellt. Mir liegt hier nur an dem Hinweis, daß es zeitliche Unterschiede im Ablauf des körperlichen Reifungsvorganges gibt. Für die Pathologie sind die Entwicklungshemmungen (Infantilismen) besonders wichtig. Wir erklären sie uns durch die abnorme Persistenz eines bestimmten, für gewöhnlich rascher voranschreitenden Entwicklungsstadiums einzelner Organe (oder Organsysteme) bzw. des Organismus in seiner Gesamtheit. Wir müssen demnach partielle und generelle Verzögerungen unterscheiden.

Wie verhält es sich nun mit der psychischen Seite des Problems? Zunächst wäre die Frage wichtig, ob die psychische Entfaltung und Reifung stets mit dem somatischen Wachstum gleichen Schritt hält. Das trifft sicherlich nur bedingt zu; denn wir wissen, daß Perioden eines gesteigerten somatischen Wachstums mit einem Zurückbleiben der psychischen Entwicklung Hand in Hand gehen können. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß vor allem die Phasen der Körperstreckung oft ein vorübergehendes psychisches Versagen zur Folge haben. Man könnte meinen, daß bei diesem Vorgang der Organismus von der körperlichen Seite her zu stark in Anspruch genommen wird, so daß für das psychische Wachstum keine Kraft mehr übrig bleibt. In anderen Fällen scheint jedoch die korrelative somatische und psychische Zuordnung gewahrt zu sein. Ein körperlich frühreifer Organismus zeigt vielfach auch eine psychische Frühreife, um-

<sup>1)</sup> MÜLLER, L. R.: Über die Altersschätzung beim Menschen. Berlin: Julius Springer 1922.

gekehrt scheint oft die psychische Verzögerung mit körperlichen Infantilismen parallel zu gehen. Wir wissen über die Entwicklungsbeziehungen von Soma und Psyche noch allzu wenig. Und nicht zuletzt liegt dies darin begründet, daß sich die psychische Entfaltung in all ihren Feinheiten viel weniger leicht fassen läßt als die körperliche Seite des Vorgangs. Das eine aber ist sicher, daß auch auf psychischem Gebiete zeitliche Differenzen des Entwicklungsrhythmus nachzuweisen sind.

Dies erfahren wir einmal daraus, daß bestimmte intellektuelle Fähigkeiten und Talentbegabungen bei einzelnen Individuen zu ganz verschiedenen Zeiten zur Entfaltung kommen. G. RÉVÉSZ<sup>1)</sup> hat ein psychologisches Grundgesetz aufgestellt, daß zunächst ganz allgemein die verschiedenen Fähigkeiten und Begabungen bei einem Individuum nicht gleichzeitig, sondern sukzessive aufzutreten pflegen, daß sie sich diskontinuierlich zu ganz verschiedenen Zeitabschnitten entwickeln. Manche Talente können sich z. B. erst dann äußern, wenn die Entfaltung und Vertiefung des Gefühlslebens eine gewisse Höhe erreicht hat. So fällt die Offenbarung des Talent für die bildende Kunst meistens in das Ende der Pubertät (17.—20. Lebensjahr). Wissenschaftliche Talente zeigen sich erst in einem späteren Stadium, wenn die allgemeine geistige Entwicklung eine gewisse Höhe erreicht hat. Anders verhalten sich die musikalische Anlage und das mathematische Talent, ferner die technischen Fähigkeiten, die schon auf einer viel früheren Entwicklungsstufe zum Vorschein kommen können. Es lassen sich zweifellos auch hier gewisse Entwicklungsnormen aufstellen, die jedoch im Einzelfall wieder durch zeitliche Verschiebungen durchbrochen werden. So ist es z. B. eine Ausnahme, wenn sich die mathematische Begabung erst nach dem 16. Lebensjahr entwickelt. Und doch war dies bei 15 unter 93 ausgezeichneten Mathematikern der Fall. Nur bei einer kleinen Zahl von ihnen kommen die ersten grundlegenden wissenschaftlichen Ideen erst nach Abschluß der Jünglingszeit zur Gestaltung. Auch hier gibt es, ebenso wie bei anderen Begabungen, eine Frühreife und eine relative Verzögerung der Entwicklung.

Die Talentbegabung hängt in ihrer Entfaltung sehr eng mit dem affektiven Reifungsvorgang zusammen. Hier auf dem Gebiet der Entwicklung des Gefühlslebens, bei dem Reifungsprozeß der willensmäßigen Überwindung, Durchdringung und Bewältigung der Außenwelt lassen sich ebenfalls starke zeitliche Verschiedenheiten aufzeigen. Ich erinnere nur daran, daß manche jugendliche Persönlichkeiten sich schon auffallend früh zu einer vernünftigen und sachlichen Lebenseinstellung durchringen, die andere sich erst in jahrelangen heißen Kämpfen zu erobern wissen. Im ersteren Falle handelt es sich um Jugendliche, die einen vorzeitig gesetzten und gereiften Eindruck machen, die in ihrem ganzen Denken und Fühlen den Erwachsenen schon stark angenähert scheinen. Man schätzt ihr Lebensalter dementsprechend meistens zu hoch ein. Das andere Extrem betrifft die Menschen, die sich im Verhältnis zum Durchschnitt viel länger die jugendliche Elastizität und Frische, oder auch die überschäumende Sturm- und Drang-einstellung bewahren (infantile Charaktere). Die letzte Gruppe, die man vielfach nur ungern mit dem Begriff der Entwicklungshemmung bezeichnet, ist für die Pathologie von besonderem Interesse.

<sup>1)</sup> RÉVÉSZ, GÉZA: Über das frühzeitige Auftreten der Begabung. Zeitschr. f. angew. Psychol. Bd. 15, S. 341. 1919.

Ein lehrreiches Beispiel für eine solche verspätete Pubertät ist DOSTOJEWSKI. Von ihm schreibt seine eigene Tochter<sup>1)</sup>, daß er mit 20 Jahren ein schüchternen Schuljunge gewesen sei, daß er erst mit 40 Jahren jenen jugendlichen Taumel durchmachte, den fast alle jungen Männer durchleben. Mit 20 Jahren hatte er enthaltsam gelebt wie ein Heiliger, mit 40 Jahren beging er Torheiten in seinem Liebesabenteuer mit der Pauline N., die andere in diesem Lebensalter längst überwunden haben. Die Tochter Dostojewskis erklärt sich diese eigentümliche Erscheinung bei ihrem Vater durch eine Anomalie in der körperlichen Entwicklung. Sie weist auf das alte Sprichwort hin: „Wer mit 20 Jahren keine Torheit macht, begeht sie mit 40“ und betont dabei, daß diese merkwürdige Verschiebung der Altersstufen offenbar nicht so selten sei, wie man für gewöhnlich glaube.

In der Psychiatrie sind uns vor allen Dingen bei Psychopathentypen eine Fülle derartiger Entwicklungsverzögerungen bekannt, die bald mehr partiell, bald mehr generell zu sein scheinen. Ich greife aus der Arbeit von STORCH hier nur einzelne Beispiele heraus. Mangelnde Ausreifung zu einem zielbewußten einheitlichen Wollen, Unfähigkeit zur Selbstdisziplinierung, Maßlosigkeit und geringe Ausdauer der Willensimpulse sind bekannte psychopathische Grundzüge, die wie ein Überrest aus kindlicher Zeit die Geschlossenheit des erwachsenen Menschen stören. Ein ähnliches partielles Persistieren von kindlichen bzw. jugendlichen Eigentümlichkeiten finden wir etwa bei den Landstreichern, deren Freiheitstrieb in der kindlichen Neigung zum Umherschweifen und Streunen vorgebildet ist (KRAEPELIN). Die pathologischen Schwindler und Abenteurer erinnern in ihrer pseudologischen Lügenhaftigkeit an die egozentrischen Wachträume und Größenphantasien der Vorpubertätszeit. Nur ist diese von einer primitiveren Stufe überkommene Eigenart (wie es auch für andere Infantilismen gilt) durch andere Wesenszüge in ganz erheblichem Maße umgeformt. Die harmlos-spielerische Art des kindlichen Verhaltens ist durch eine nur dem erwachsenen Menschen mögliche Fähigkeit zu raffinierter Anpassung und Ausnützung der äußeren Situation ersetzt. Dadurch kommt ein charakterologisches Gesamtbild zustande, das sich von dem kindlichen Denken und Fühlen wesentlich unterscheidet. Die Psychopathen sind unentwickelte Menschen, bei denen gewisse Reaktionsformen des primitiven kindlichen bzw. jugendlichen Trieb- und Affektlebens nicht bis zu einer vollständigen Ausreifung gediehen sind. Abgesehen von diesen (partiellen) Infantilismen können sie in ihrer übrigen seelischen und geistigen Struktur durchaus die Entwicklungshöhe anderer erwachsener Durchschnittsmenschen erreicht haben. Dies gilt in hohem Maße auch für alle Neurosen und psychogenen Krankheitszustände, besonders für die Hysterie [(s. GAUPP<sup>2)</sup>]. Eine ausführliche Darstellung dieses für die Psychiatrie außerordentlich wichtigen Problems finden wir bei STORCH. Ich möchte mich mit dem kurzen Hinweis begnügen.

Interessanterweise finden wir ganz ähnliche Erscheinungen auch auf dem Gebiete der Begabungsanlage; vor allem bei der sog. eidetischen Anlage (JAEWSCH). Sie ist eine Jugendeigentümlichkeit und nimmt für gewöhnlich mit

1) DOSTOJEWSKI: Geschildert von seiner Tochter A. Dostojewski. München: E. Reinhardt 1920.

2) GAUPP, R.: Über den Begriff der Hysterie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 5, S. 457. 1911. — Ders., Münch. med. Wochenschr. 1906. S. 1250 u. 1310.

steigendem Alter ab<sup>1)</sup>. In vereinzelt Fällen läßt sich aber die für uns bedeutungsvolle Tatsache nachweisen, daß die eidetische Anlage beim Erwachsenen noch erhalten geblieben ist. Auch hier bildet sich die Eigenart einer früheren Entwicklungsstufe zum Dauercharakter aus.

Fassen wir zusammen, so sehen wir, daß die zeitliche Ordnung des Reifungsvorganges großen individuellen Verschiedenheiten und Schwankungen unterworfen sein kann. Der Entwicklungsgang vom Kind zum Erwachsenen ist ein äußerst kompliziertes Geschehen, bei dem mannigfache Entwicklungstendenzen durcheinander spielen. Frühreife und verzögerte Entwicklung — mögen sie nur mehr partiell einzelne Tendenzen oder den Gesamtverlauf betreffen — fördern eine bunte Fülle von individuellen Variationen zutage, die für den Konstitutionsforscher keineswegs unwichtig sind. Wir erkennen die Bedeutung derartiger Verschiebungen im Entwicklungsrhythmus vor allem an ihren übersteigerten pathologischen Auswirkungen.

Ein zweites wichtiges Problem der individuellen Reifung umfaßt die Qualitätsbeziehungen der verschiedenen Altersstufen zu einander. Wir hatten bei der kindlichen Entwicklung schon darauf hingewiesen, daß man heute nicht voraussagen kann, welcher Typus der psychischen Pubertät einem bestimmt gearteten Kinde vorbehalten ist. Und doch müßte sich bei Kenntnis sämtlicher einschlägiger Faktoren dies Ziel erreichen lassen. Es scheint mir durchaus nicht unmöglich, daß wir später einmal bestimmte Häufigkeitsbeziehungen zwischen kindlichen Typen und Pubertätstypen zu erkennen vermögen, daß wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit einem bestimmten Kindertypus einen charakteristischen Pubertätsablauf zuordnen können. Vorerst liegt die Lösung dieses Problems allerdings noch in weiter Ferne.

Dieselbe Unsicherheit beherrscht die Beziehungen zwischen der Pubertätsentwicklung und den Persönlichkeitstypen des erwachsenen Alters<sup>2)</sup>. Auch hier ist es vielfach unmöglich, dem Jugendlichen eine auch nur einigermaßen sichere Prognose zu stellen, wie sich seine Anlagen weiterentwickeln werden. Er selbst wird es am wenigsten fühlen. Und doch sind dem Erkennen bestimmter gesetzmäßiger Entwicklungsbeziehungen durchaus keine unüberwindlichen Schranken gesetzt. Man hat nur bis heute diese Frage noch gar nicht näher ins Auge gefaßt.

Wenn wir einen bestimmten Erwachsenentypus vor uns haben, so gelingt es zweifellos in vielen Fällen, aus dem psychischen Gesamthabitus einen gewissen Rückschluß zu ziehen auf den bisherigen Entwicklungsgang. Wir beobachten im Charakterbild einzelne Richtungsdispositionen, von denen wir annehmen, daß sie schon von Jugend auf in irgendeiner Form wirksam gewesen sind. So wäre es z. B. denkbar, daß die lebhaften Kampfinstinkte eines Erwachsenen sich bis

<sup>1)</sup> JAENSCH, E. R. (Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter): „Wie innerhalb der Menschheitsgeschichte, so haben auch in den Phasen des Einzelwesens gewisse Strukturen ihre höchste Blüte, gewissermaßen ihre klassische Zeit, wo ihre Bildungsgesetze am reinsten erscheinen.“

<sup>2)</sup> Über die Gestaltung der Körperbautypen im Laufe des individuellen Entwicklungsganges siehe E. KRETSCHMER: Lebensalter und Umwelt in ihrer Wirkung auf den Konstitutionstypus. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 101, S. 278. 1926.

in seine Kindheit zurückverfolgen lassen. Wir werden vermuten, daß die Pubertät bei ihm kaum im Zeichen eines lebensfernen ästhetischen Schwärmertums verlaufen ist, daß er in dieser Phase eher als tatendurstiger Abenteurer erschien, der dem problematischen Skeptizismus, dem ethischen Enthusiasmus anderer Altersgenossen kein Verständnis entgegenbrachte. Vielfach werden wir durchaus das Richtige treffen. Doch können wir große Überraschungen erleben. Oft sind wohl die Kampfinstinkte erst in der Pubertät erwacht, und vorher bei dem Kinde stand eine furchtsame Lebenseinstellung im Vordergrund. Aus dem ängstlichen, schüchternen Knaben wuchs erst allmählich eine kraftvoll männliche Persönlichkeit heraus. Diese Fälle sind gar nicht so selten.

Bis zu einem gewissen Grade hat BISMARCK<sup>1)</sup> eine derartige Umwandlung gezeigt. Als Kind war er zwar nicht eigentlich schüchtern, aber doch „recht lenksam, anständig, höflich und wohlgesittet, dabei offen, frisch, freimütig und von großer Wahrheitsliebe“. Er wird bezeichnet als „feiner Knabe mit weichem, bildsamem Gemüt“. In der Pubertät schoß allmählich ein starker Drang nach Selbständigkeit empor. Mit 25 Jahren lebte er in wildester Ungebundenheit; er schäumte vor Übermut und strotzte vor Kraft. Er galt als gefürchteter Schläger; „Achilleus, der Unüberwindbare“. Der forsche und etwas verwilderte junge Mann war tonangebend in seinem Landjunkerkreise. Im Hintergrund lauerte allerdings das weiche verwundbare Gemüt, das zu dieser Zeit verdeckt war und erst später wieder ans Licht trat.

In der Pathologie kennen wir ähnliche Umwandlungen der Persönlichkeit vor allem bei dem sogenannten moralischen Schwachsinn. Wie oft hören wir von rücksichtslos brutalen, gefühlskalten Typen, daß sie erst in der Pubertät so geworden, daß sie vorher als ängstliche, streberhafte Musterknaben aufgefallen waren. Die ursprüngliche (einseitige) Anpassungsfreudigkeit wird von kraftbewußter, triebhafter Egozentrizität überwuchert und totgedrückt. Manchmal sehen wir auch eine umgekehrte Entwicklung, wenn ein frisches, selbstbewußtes Kinder-gemüt im Laufe der Reifung einer mehr selbstunsicheren energiewachen Lebenseinstellung Platz macht. Bei Mädchen ist die Umwandlung desselben Kindertypus zu einem ungraziösen, pedantisch-engen „Blaustrumpf“ keine Seltenheit.

Hierher gehören auch die psychästhetischen Verschiebungen (KRETSCHMER) der Persönlichkeit, wie sie uns im schizothymen Formkreis begegnen. Eine große Gruppe von begabten, meist zarten, scheuen und nervösen Schizoiden zeichnet sich dadurch aus, daß sie nach einer übermäßig stürmischen Pubertätsentwicklung, nach einem allseitigen kurzen Aufblühen ihrer Fähigkeiten und Gefühlsmöglichkeiten sich gerade noch als leidliche Durchschnittsbürger halten können. Dem Pubertätssturm folgt die Ermattung. Als kühle, schweigsame, trockene Einspänner gehen sie fortan durchs Leben.

Andererseits sehen wir häufig auch einen auffallenden Wechsel der Erscheinungsform zwischen Schizothymie und Zyklithymie. So ist vielleicht das Persönlichkeitsbild in der ersten Lebensphase mehr von der zyklithymen Anlage beherrscht, während sich später eine vorwiegend schizothyme Färbung durchsetzt, oder umgekehrt. BLEULER<sup>2)</sup> gibt folgende Selbstschilderung: Nach meiner

<sup>1)</sup> LOMER, G.: Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. Halle: Marhold 1907.

<sup>2)</sup> BLEULER: Die Probleme der Schizoidie und Syntonie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 78, S. 373. 1922.

eigenen Pubertät hat man in der Familie und bei meinen Kameraden oft von einem merkwürdigen Umschlag von der Syntonie (Zyklothymie) meiner Mutter, zum Schizoid meines Vaters gesprochen. Ferner erwähnt BLEULER noch einen anderen Knaben, der schon im zweiten Lebensjahr so schizoid reagierte in affektiver Beziehung, daß man Besorgnis für seine Zukunft hegte; er wurde in der Pubertätszeit mehr zyklotym. Ein Bruder von ihm zeigte einen ganz extremen Wechsel in umgekehrtem Sinne im 5. Lebensjahr. Die Mutter dieser beiden Knaben war bis gegen die Pubertät vorwiegend autistisch, nachher leicht hypomanisch; der Vater bis zur Pubertät synton, nachher schizoid. Ich selbst erinnere mich an eine ähnliche Familie. Der Sohn eines vorwiegend schizoiden Vaters und einer vorwiegend zyklotymen Mutter war bis zur Pubertät ein scheues, autistisches Kind mit außerordentlich empfindsamer Psyche. Dann setzte ein Umschwung ein. Allmählich kamen mehr zyklotyme Seiten im Persönlichkeitsbild zum Vorschein; die autistische Schüchternheit und Hyperästhesie wurde von einer aufgeschlossenen, derbhumoristischen Fröhlichkeit zugedeckt. Auch im körperlichen Habitus, der anfänglich schwächlich asthenisch war, setzten sich nach Ablauf der Pubertät deutliche pyknische Komponenten durch. Bei einem Bruder war der Entwicklungsgang ein umgekehrter. Hier schuf die Pubertät ein vorwiegend schizothym-asthenisches Bild in Körperbau und Psyche bei einem vorher in der Hauptsache syntonem, körperlich wohlgebildeten Knaben. Natürlich verschwindet in diesen Fällen die einmal vorhandene Färbung nicht ganz; sie tritt aber von ihrer Vorherrschaft zurück und wird durch andere Seiten überwuchert. Und daraus geht hervor, daß in den Fällen eines solchen zyklotymen Erscheinungsweise<sup>1)</sup> beide Komponenten in der Anlage gegeben sein müssen.

Jede tiefgreifende Persönlichkeitsumwandlung im Laufe des Entwicklungsganges läßt darauf schließen, daß kontrastierte Anlagetendenzen in einem Individuum vereinigt sind. Für den Durchschnittstypus Mensch spielt die Veränderlichkeit wohl keine sehr große Rolle. Immerhin sind natürlich auch hier gewisse Umwandlungen durch den Entwicklungsvorgang an sich bedingt. In der Pubertätszeit werden wir bei den meisten Menschen irgendwelche Unausgeglichenheiten wohl kaum vermissen. Bei dem einen sind sie sehr ausgeprägt, bei dem andern nur schwach angedeutet. Ich erinnere an die Unterschiede der beiden Pubertätstypen der Nüchternen und der schwärmerischen Enthusiasten.

Im Laufe der weiteren Entwicklung pflegt die jugendliche Begeisterungsfähigkeit abzunehmen. Die Wogen der „Sturm- und Drangperiode“ glätten sich. Die ungezügelten maßlosen Ausschläge des Gefühls- und Empfindungslebens

---

<sup>1)</sup> E. FISCHER hat an seinen Rehobother Bastarden ähnliche Erscheinungen festgestellt. Diese Kreuzungsprodukte zwischen Europäern und Hottentotten wiesen in den verschiedensten Merkmalen phänotypische Umwandlungen auf. Die Bastarde sahen in der Jugend europäischer aus als im erwachsenen Alter. Kleine hübsche Bastardmädchen von europäischem Habitus entwickelten sich zu alten Frauen mit hottentottischer Häßlichkeit. Ferner zeigten die Haarfarbe, die Haarform, die Nasenrückenform oft eine Änderung des Aussehens im individuellen Lebensgang, die sich durch einen Wechsel des Überwiegens der beiden verschiedenen Rassenmerkmale im juvenilen und erwachsenen Alter erklären ließ. Hierher gehört wohl auch die in manchen Familien beobachtete Tatsache, daß Kinder in jungen Jahren der Familie des einen Elters nachschlagen, um dann im späteren Alter den Charakter der anderen Elternseite auszubilden.

werden allmählich durch eine ernstere, ruhigere und nüchtern rationale Lebensauffassung eingedämmt. Die ganze Persönlichkeit stellt sich auf ein zielbewußtes einheitliches Wollen ein, das die Schwierigkeiten des äußeren Lebens klar erkennt und sich in realistischer Form mit ihnen auseinanderzusetzen sucht. Der Mensch steckt sich bestimmte Ziele, denen er mit mehr oder minder starkem Kraftaufwand, unter Umständen mit höchster Leistungsanspannung, zustrebt. Andere besitzen von vorneherein weniger Ehrgeiz und gehen mit mehr Gleichmut und Behaglichkeit durchs Leben. Der erwachsene Mensch entwickelt den ihm vorgezeichneten Individualcharakter. Er führt sein Leben, wie es seinen Anlagen entspricht. Der eine energisch und leidenschaftlich, der andere lahm, behäbig und beschaulich. Der eine meistert das Schicksal, der andere wird von ihm gemeistert. Der eine stellt sich mit nüchterner Überlegung auf die Wirklichkeit ein, der andere schwelgt in weltfremden Traumgebilden. Die Widerstandskraft der Erwachsenen ist außerordentlich verschieden, die Belastungsfähigkeit bald mehr bald minder groß. Das Kraftmaß der Vollreife hält aber keineswegs das ganze Leben an. Es ist charakteristisch für den Höhepunkt des Lebens, der vielfach zwischen dem 30. und 50. Lebensjahr angenommen wird. Doch macht sich das Nachlassen der Vitalität im Einzelfall zu ganz verschiedenen Zeiten bemerkbar. Bald bewegt sie sich schon früh — bald später erst — in absteigender Richtung. Die anfänglich noch regen jugendlichen Kampfbedürfnisse blassen im Laufe der Jahre ab. Man wird bequemer und gleichgültiger, man will seine Ruhe haben<sup>1)</sup>. Man scheut sich, unangenehme Konsequenzen zu ziehen, man neigt zur Vermittelung und zu Kompromissen. Es stellen sich schon die ersten Anzeichen der absteigenden Lebenskurve ein, die vielfach ganz charakteristische Änderungen des Persönlichkeitsbildes mit sich bringen. Der Interessenskreis beschränkt sich auf bestimmte Gebiete; die geistige Beweglichkeit läßt nach, Gedanken und Gefühle bewegen sich in gewohnten Bahnen und fallen so von Jahr zu Jahr einer zunehmenden Einengung und Erstarrung anheim.

Dieser Vorgang ist bei der Frau schon relativ früh zu beobachten. Hier setzt nach dem Stadium der höchsten Reife zwischen dem 18. und 20. Lebensjahr im Laufe des dritten Lebensjahrzehntes ein gewisser geistiger Stillstand ein. Ein weiterer Aufstieg ist in den meisten Fällen nicht mehr möglich. MÖBIUS<sup>2)</sup> hat diese Tatsache in der Form des „physiologischen Schwachsinn“ auf den Begriff gebracht, obwohl es sich dabei weniger um eine intellektuelle als um eine affektive Erscheinung handelt. Der einzige Fehler seiner anregenden Schrift liegt vielleicht darin, daß er diesen Vorgang des abnehmenden seelischen Turgors nur bei dem weiblichen Geschlecht zu sehen glaubt. Er ist vielleicht, das wird man zugeben müssen, bei der Frau stärker ausgeprägt als beim Mann und pflegt bei ihr früher zu beginnen. Dem Verblühen der weiblichen Schönheit, für die

<sup>1)</sup> Wichtige Beispiele für die mehr ruhige Ausgeglichenheit des reifen Alters bringt KRÄPELIN in seinem Lehrbuch der Psychiatrie (8. Aufl. Bd. IV). Die Neigung zu Erregungszuständen, ebenso Haltlosigkeit, Gesellschaftsfeindlichkeit und Pseudologia phantastica sind Erscheinungen, die in erster Linie im Alter von 15—30 Jahren aufzutreten pflegen. Später nimmt die Häufigkeit mit steigendem Alter sukzessive ab. Nach dem 40. und 50. Lebensjahre treten sie fast ganz zurück. Es sind also diese Erscheinungen vielfach nichts anderes als eine Durchgangsstufe der Persönlichkeitsentwicklung.

<sup>2)</sup> MOEBIUS, P. J.: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 11. Aufl. Halle a. S.: Carl Marhold 1919.



es keine bestimmte zeitliche Norm gibt, pflegen vielfach auch psychische Veränderungen zu entsprechen. Das junge Mädchen zeigt im allgemeinen geistige Frische und Lebendigkeit. Es interessiert sich zum Teil ernstlich, zum Teil allerdings nur scheinbar, für alle möglichen Dinge; es erscheint oft geistvoll in seinem Urteil; es hat Feuer, Temperament und Witz; es ist vor allen Dingen dazu befähigt, sich mit mehr oder minder großem Geschick im Liebeskampfe durchzusetzen. Und nach der Heirat wird oft, nicht immer, das Bild ein ganz anderes. Mit der fehlenden Jungfrauschafft scheinen geheime Kräfte zu schwinden. Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob das Aufblühen nur den Zweck gehabt hätte, den Mann anzulocken. Aus dem feurigen Mädchen wird in vielen Fällen eine schlichte harmlose Frau. Der Horizont wird zunehmend kleiner. Die typische weibliche Unfähigkeit der Unterscheidung von wesentlichen und unwesentlichen Dingen macht sich stärker bemerkbar. Großes und Kleines wird mit demselben Eifer behandelt. Der Geist erstarrt in Engherzigkeit. Die Schärfe des eigenen Urteils erlahmt. Sie wird nur oft durch die Anlehnung an eine fremde Meinung verdeckt.

Die hier geschilderte Umwandlung, deren Ausmaß nach MOEBIUS an manchen Punkten zweifellos allzu pointiert gefaßt wurde, ist wohl z. T. auch auf die veränderten Bedingungen der ehelichen Situation zurückzuführen. — Ich möchte mir an dieser Stelle ein Beispiel nicht versagen, das uns — allerdings in etwas anderem Sinne — zeigt, welche schroffe Verschiebungen, und zwar charakterlicher Art, durch die eheliche Umstellung bedingt sein können. Es handelt sich um eine degenerative Hysterika, die sich vor der Ehe durch ihr heiteres und liebenswürdiges Wesen, durch ihr lebhaftes Temperament einer gewissen Beliebtheit erfreute. Sie war wohl etwas reizbar, doch störte dies nicht sehr. Sie besaß organisatorisches Talent und hatte sich in der Kriegszeit auf sozialem Gebiete recht nützlich gemacht. Mit einem gewissen (aber keineswegs übertriebenen) Raffinement verstand sie es, sich in die Gunst ihres späteren Ehemanns einzuschleichen. Doch schon am ersten Tage der Ehe änderte sich ihr Gesicht, und nach kurzer Zeit war das Unglück da. Sie stellte hohe Anforderungen an den Geldbeutel des Mannes, der nur in bescheidenen Verhältnissen lebte. Nach Wegfall des Ansporns kam ihr wahrer Charakter zutage. Sie war mit nichts zufrieden; quälte ihren Mann mit allerhand unerfüllbaren Wünschen; war unheimlich, wenn sie abgewiesen wurde. Sie entwickelte sich mehr und mehr zu einer rechthaberischen, gehässigen und rachsüchtigen Xanthippe, mit der auch beim besten Willen ein Zusammenleben nicht mehr möglich war. Das erreichte Ziel (mit seinen erhöhten Anforderungen) deckte eine Seite ihres Charakters auf, die vorher niemand bei ihr vermutet hätte<sup>1)</sup>. Das Interessante an diesem Falle war, daß für die beiden grundverschiedenen Erscheinungsbilder ihres Wesens klare erb- biologische Quellen nachgewiesen werden konnten. Vor der Ehe glich sie mit geringen Abweichungen der Natur des Vaters, in der Ehe kam die von der Mutter ererbte moralische Minderwertigkeit zum Vorschein.

<sup>1)</sup> Vielfach liegt die Ursache für bestimmte Persönlichkeitsumwandlungen direkt in der Sexualsphäre. Bei manchen Typen wirkt die unbefriedigte Sexualität neurotisierend; sie stört die innere seelische Harmonie. Es ändert sich das psychische Bild bei entsprechender Triebbefriedigung. Andere reagieren umgekehrt auf sexuelle Anforderungen mit komplizierten Persönlichkeitsreaktionen, da sie im Grunde sexuell erlebnisunfähig sind (entweder überhaupt oder in bezug auf einen bestimmten Partner). Die „äußere“ Situation führt zur Dauermanifestation bestimmter, bisher mehr oder weniger latenter Charakterseiten.

Dieser Fall einer relativ extremen Umwandlung des Außenbildes gehört gewiß nicht in den Bereich der Norm. Für den Pathologen ist er nichts Ungewöhnliches. Und in milder Form können wir auch sonst ähnliche Erscheinungen beobachten. Der Wechsel in der äußeren Situation pflegt vielfach andere bisher latente Charakterzüge herauszubilden. Ich erwähne hier nur den Typus des angenehmen, konzilianten, liebenswürdigen und bescheidenen, aber korrekten Beamten, der von einer untergeordneten Position plötzlich zu einer Machtstellung aufrückt und nun die Rolle eines unnahbaren, kühlen Despoten spielt. Die Änderung des Milieus zieht hier gewissermaßen ein anderes Persönlichkeitsregister. Aus dem Bestand der vorhandenen Anlagen wird eine andere Seite ans Licht gebracht und dadurch das psychische Gesamtbild in wesentlichen Zügen umgeformt.

So wirkt vielfach auch die neu errungene Situation der ehelichen Gemeinschaft auf die Frau. Das Bild des Jungmädchentypus wird normalerweise ersetzt durch die rein mütterliche Einstellung des vollreifen Weibes, und das kann eine wesentliche Umwandlung im Sinne eines allgemeinen Verblässens der reizvollen Frische und Lebendigkeit zur Folge haben. Zweifellos sehen wir aber nicht in jedem Falle diesen zu Unrecht als „Versimpelung“ bezeichneten Vorgang. Oft weiß auch die Frau sich ihre geistigen Interessen und Bedürfnisse zu wahren und erfreut sich trotz Kinder und Küche noch lange Zeit eines erhöhten psychischen Turgors. Die Ehe kann ungeahnte Gefühlskräfte bei der Frau zur Entfaltung bringen, die man vielleicht in dem Jungmädchentypus niemals würde vermutet haben. Hier liegt ja die eigentliche Bestimmung der Frau.

Abgesehen aber von dieser situationsbedingten Umwandlung wird man doch an der Tatsache eines „physiologischen Schwachsinnns“ festhalten müssen, der von äußeren Umständen mehr oder weniger unabhängig bleibt. ELSE CRONER gibt auch für die unverheiratete Frau, die im Berufsleben steht, einen geistigen Stillstand im dritten Lebensjahrzehnt zu. Sie weist darauf hin, daß in dieser Zeit für gewöhnlich die weibliche Intellektentwicklung ihren Höhepunkt erreicht hat. Bei wissenschaftlich strebenden Frauen kann diese Einsicht zu erheblichen Krisenstimmungen führen, die in der bitteren Erkenntnis ausmünden, daß welterschöpferisches faustisches Ringen nur dem Manne vorbehalten ist. Ein Teil sucht nun die vorhandenen Kräfte in einer ihnen zusagenden-Berufstätigkeit nützlich zu verwerten, ohne ehrgeizigen männlichen Zielen nachzujagen. Bei anderen bleiben lebhaftere Insuffizienzgefühle als ein Rest aus dieser Hemmungskrise zurück und können alle möglichen Kompensationserscheinungen im Sinne einer betonten Männlichkeit zur Folge haben. Burschikoses Auftreten, bewußte Vernachlässigung der äußeren Erscheinung, hartnäckiges Zurückdrängen aller weichen Gefühlsregungen, krampfhaftige Energieanspannung und pointierter Rationalismus geben eine unproduktive Fassade, für die allzu viel Kraft aufgewendet werden muß. Sie deutet bei einigermaßen gelungenem Rollenspiel auf männliche Einschläge in der Gesamtanlage hin. Nur bei einer geistigen Elite unter den Frauen wird diese zweite Pubertät in produktiver Form überwunden. Sie schwingen sich oft erst in den 30er Jahren (relativ später als der Mann) ungehindert zu einer Entwicklungshöhe auf, die von der Mehrzahl der Durchschnittsmänner nicht erreicht wird; (dem produktiven Manne ist sie allerdings wesentlich früher beschieden). ELSE CRONER faßt diese bei Frauen relativ seltene Entwicklung so auf, daß die weibliche Psyche hier Zeit und Kraft braucht, um

„Auch“ Mann zu werden, um die männliche Seelenseite voll zur Ausbildung zu bringen. Die Seele der produktiven Frauen umfaßt auch das „Männliche“; ohne männliche Einschläge sind weibliche schöpferische Leistungen nicht möglich. Und diese männlichen Einschläge lassen sich ohne eine bestimmte anlagemäßige Begründung nicht verstehen. Die wirklich produktive Frau ist eine psychische Zwitterbildung in besonders günstiger Anlagekonstellation. Sie braucht nicht zu kompensieren, da ihrer Konstitution eine kraftvolle Überwindung der Hemmungskrise gegeben ist.

Besonders einschneidend sind dann wieder die Umwandlungen, die vielen Frauen das Klimakterium bringen kann. Dieser Abschluß der vollreifen Geschlechtstüchtigkeit ist ein psychologischer Faktor von ganz besonderer Bedeutung. Mit elementarer Gewalt muß sich in dieser Zeit die Erkenntnis aufdrängen, daß die ureigenste Natur und Bestimmung des Weibes unwiderbringlich geschwunden ist, daß es nun mit unvermeidlicher Gesetzmäßigkeit dem Alter („dem Abgrund“) entgegengeht. Verzagtheit oder hoffnungslose Resignation werden bei manchen die Folge sein; oft nur so lange, bis die Umstellung auf die neue Situation gelungen ist, bis sie sich vielleicht zu einer um so schöneren abgeklärten Harmonie durchgerungen haben. Jedoch wird dies nicht allen gelingen; manche kommen gegen ihre Mißstimmungen, gegen ängstliche Verzagtheit und Hypochondrie ihr ganzes Leben lang nicht mehr auf. Eine andere Variante lebt die Unzufriedenheit mit sich selbst in streitbarer Ressentimentstimmung aus. Mit kleinlich-engherziger Zanksucht, mit Schwatzhaftigkeit, Klatschsucht und Schadenfreude werden hier die lieben Nächsten überschüttet. Wir können eine reichhaltige Fülle derartiger Situationsreaktionen beobachten, wenn wir genauer darauf achten. Meistens handelt es sich nur um kaum merkliche Einstellungsverschiebungen. Die krassen Fälle sind seltener.

O. KANT<sup>1)</sup> hat eine Reihe von psychischen Erkrankungen bearbeitet, die in dieser Auseinandersetzung mit der psychologischen Situation des Klimakteriums ihre Wurzel haben. Für sexuell triebunsichere Naturen, die in ihrem bisherigen Dasein keine rechte Befriedigung gefunden haben, bedeutet das Klimakterium eine schwere psychische Belastung, zumal diese Lebensphase meist mit einer letzten Steigerung des Sexualtriebes (sog. „Johannistrieb“) einherzugehen pflegt. Angesichts der absteigenden sexuellen Lebenskurve spitzt sich der Konflikt zwischen verstärktem Bedürfnis und sexueller Erlebnisunfähigkeit bzw. ethischen Hemmungen zu mancherlei psychotischen Manifestationen melancholischer Art zu, die im einzelnen Falle nach kürzerer oder längerer Zeit bei Nachlassen des Liebesbedürfnisses überwunden werden.

Daß auch der reife Mann gewissen Umwandlungen seiner Gesamtpersönlichkeit auf die Dauer nicht entgehen kann, hatten wir schon angedeutet. Der sog. „physiologische Schwachsinn“ bleibt auch ihm nicht erspart. Nur pflegt hier die Alterserstarrung, die Vitalitätsschwäche für gewöhnlich viel später einzusetzen. Auch scheinen häufig die Veränderungen weniger tiefgreifend als bei der Frau. Man möchte glauben, daß die männliche Kraft und Geschlossenheit den Stürmen des Lebens hartnäckiger die Stirn bietet und sich den jeweiligen Situationen zweckmäßiger und leichter anzupassen vermag.

<sup>1)</sup> KANT, O.: Zur Strukturanalyse der klimakterischen Psychosen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. 1926.

Einen sehr interessanten Fall finden wir in der älteren Vererbungsliteratur bei LOCHER-WILD<sup>1)</sup>. Er erwähnt zwei Brüder, Söhne eines Geistlichen, die sich in den Charakter ihres Vaters geteilt hatten und zwar in der Weise, daß der eine das ernste zugeknöpfte Wesen, der andere die joviale, heitere, scherzhaft Art des Vaters offenbarte. Diese beiden gegensätzlichen Eigentümlichkeiten waren in der Natur des Geistlichen vereinigt und zwar hatte er in den verschiedenen Epochen seines Lebens eine geradezu entgegengesetzte Haltung der Außenwelt gegenüber beobachtet. Nach und nach war aus einem ungemein aufgeräumten und mitteilbaren Gesellschafter ein überaus ernster verschlossener Charakter geworden.

Dies ist ein Erscheinungswechsel, den man gar nicht selten sieht. Mit dem Nachlassen der Vitalität schwindet die selbstsicher-überlegene heitere und lebenszugewandte Einstellung und es kommt eine ganz andere Seite des Charakters zum Vorschein. Bald ist es ernste Verschlossenheit und paranoider Autismus, bald übertriebene Pedanterie und Ängstlichkeit in allen Berufsangelegenheiten; bald beobachten wir hypochondrische Verzagtheit und Lebensschwäche, bald morose finstere Verbissenheit gegen alle, die zufrieden sind. Diese Eigentümlichkeiten bilden sich allmählich heraus und formen so die alternde Persönlichkeit um. Andere kämpfen mit heroischer Kraftanstrengung; sie geben sich Mühe, jung und elastisch zu bleiben, ihr Ehrgeiz verträgt die Schwäche nicht, sie büden sich allzu große Lasten auf, denen sie auf die Dauer nicht gewachsen sind. Das macht sie nervös, hastig und zappelig, sie finden keine Ruhe mehr und fallen mit ihrer zerfahrenen Umtriebigkeit der Umgebung auf die Nerven. Wieder andere blühen erst im Alter auf. Ihre Selbstsicherheit beginnt erst spät sich zu entfalten. So kann man von manchen griesgrämigen Pessimisten sagen, daß sie im Alter milder, harmonischer und vielfach auch fröhlicher geworden sind. Ein klassisches Beispiel für diesen Typus ist der Philosoph SCHOPENHAUER, der, wie MÖBIUS schreibt, im Gegensatz zu früheren Zeiten im Alter heiter und frisch wurde, und gelegentlich einen vergnüglichen Humor zeigte. Trübsinn, Angst und die hypochondrischen Neigungen, die ihn früher nur selten verlassen hatten, waren nunmehr von ihm gewichen. „Und wie die pessimistische Auffassung seinem Gefühl allmählich fremd wurde, so wurde es auch die idealistische. Je älter er wurde, um so realistischer dachte er.“

Im ganzen söhnen sich die wenig aktiven Naturen eher mit der Untätigkeit und Schwachheit des höheren Alters aus, im Gegensatz zu den sthenischen Charakteren, denen die Altersschwäche ein unerträglicher Gedanke ist.

Ich brauche nicht zu betonen, daß durch den Vorgang der Involution und des Seniums niemals eine psychische Umwandlung geschaffen wird, durch die etwas grundsätzlich Neues entsteht. Stets kann es sich nur darum handeln, daß latente Reaktionen, schlummernde Eigenschaften mobilisiert werden, daß ursprünglich periphere, weniger bedeutsame Einzelzüge zur Herrschaft gelangen und die bisher gewohnte Grundeinstellung umbiegen. Der Wechsel in der Präponderanz baut gewissermaßen die Struktur der Persönlichkeit um. Im allgemeinen pflegen die Altersveränderungen viel weniger stürmisch zu sein als die Pubertätsumwandlungen.

Ich möchte den Gedanken des Erscheinungswechsels auf den verschiedenen Altersstufen nicht weiter ausspinnen. Ich habe nur einzelne Beispiele herausgegriffen, um auf die Tatsache nachdrücklich hinzuweisen. Es kam mir

<sup>1)</sup> LOCHER-WILD, H.: Über Familienanlage und Erblichkeit. Zürich: Orell Füßli 1874.

nicht darauf an, einen vollständigen Überblick über die Fülle der Umwandlungstatsachen zu geben. Es genügt uns zu wissen, daß nicht alle Menschen den gleichen Entwicklungsgang durchlaufen, daß vielmehr in der Reifung und im Alter ausgeprägte individuelle Unterschiede nachweisbar sind. Die Wandlungen sind oft unmerklich, oft deutlich faßbar und klar ausgeprägt. Bald treten bestimmte Wesenszüge intensiver hervor, bald werden bisher unerkannte Eigentümlichkeiten geweckt, andere verschwinden in der Versenkung. Wohl sind stets gewisse Richtungsdispositionen gegeben, doch können diese sich in der Vorherrschaft gegenseitig ablösen. Es sind dynamische Kräfte, Strebungen und Tendenzen vorhanden, deren wechselnde Beziehungen zu einander alle möglichen Änderungen der Erscheinungsform zur Darstellung bringen können [Strukturverschiebungen]<sup>1)</sup>. In einzelnen Fällen kann die psychologische Umwandlung sich derart in den Gesichtszügen (im äußeren Habitus überhaupt) ausprägen, daß es nur schwer gelingt, Jugend- und Altersbildnisse (von Menschen, die wir nicht kennen bzw. nicht gekannt haben) richtig zuzuordnen.

Die dynamische Betrachtungsweise legt uns noch eine ganze Reihe von Fragen vor.

Wir hatten erwähnt, daß nicht alle Menschen tiefgreifende Entwicklungsumwandlungen durchmachen. Ich erinnere an die Pubertät der nüchternen Realisten, denen meistens die stürmischen Erlebniswirbel anderer Jugendlicher erspart bleiben. Sie gehen unbelastet durch innere Schwierigkeiten auf ein bestimmtes Ziel los. Oft sind es Menschen, die auch im späteren Lebensgang immer

---

<sup>1)</sup> K. KOFFKA (Die Grundlagen der psychischen Entwicklung) spricht in ähnlichen Fällen von „Umstrukturierung“. — Auf die theoretische (mögliche) Fundierung der Entwicklungsumwandlungen kann ich hier nicht näher eingehen. Ich verweise auf meine Schrift „Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen“. Nach meiner Auffassung sind im Lebensgang eines jeden organischen Lebewesens bestimmte Entwicklungskräfte wirksam, die verschieden stark potenziert sind. Jede folgt einem bestimmten ihr eigentümlichen zeitlichen Ablaufmodus bis zur Erschöpfung. Die einzelnen Entwicklungskräfte unterscheiden sich nicht nur nach ihrer Qualität und Quantität, sondern auch nach ihrer zeitlichen Einordnung im Gesamtentwicklungsverlauf, der durch das Zusammenwirken der Einzelkräfte gegeben ist. Denn zwischen den einzelnen Entwicklungsreihen, wie ich sie nannte, bestehen vielseitige korrelative Beziehungen. Verwandte Gedanken finden sich bei JÜRGEN W. HARMS (Individualzyklen als Grundlage für die Erforschung des biologischen Geschehens. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. 1. Jahrg. Naturwissenschaftl. Klasse. H. 1. 1924). Jedes Einzelwesen stellt, nach HARMS, während seines Daseins ein System von Gleichgewichtskomponenten dar, die in jeder Phase wieder verschieden unter einander sind. In jeder Lebensphase ist ein bestimmtes Gleichgewicht vorhanden, das sich durch die kontinuierlich sich verschiebenden korrelativen Verknüpfungen aller Lebensäußerungen stets ändert. Der gesamte Lebensablauf eines Organismus geht kurvenmäßig vom Nullpunkt aus, erreicht eine ziemlich gleichbleibende Höhe, um dann wieder zum Nullpunkt zurückzukehren. Die einzelnen Lebensvorgänge sind in vielen sich überschneidenden Kurven darzustellen, die in jedem Lebensabschnitt ein bestimmtes Gleichgewicht ergeben usw. — Man könnte den Lebensgang eines Menschen wohl auch vergleichen mit dem Spiel eines Orchesters, das zunächst insgesamt in Klangfarbe, Rhythmus, Tempo und Tonstärke wechseln kann. Störungen des harmonischen Ablaufs würden gegeben sein durch falsches Einsetzen, durch falsches Notenspiel, durch zu schwaches oder zu lautes Intonieren, Aussetzen an verkehrter Stelle oder Abweichungen in Rhythmus und Tempo usw. der einzelnen mitwirkenden Kräfte.

dasselbe Gesicht zeigen, die sich selbst im Alter relativ wenig verändern. Es gibt zweifellos bestimmte Gruppen von Menschentypen, die keine schroffen Umwandlungen erleben. Sie werden vielfach von einer vollaftigen Vitalität durchs Leben getragen. Hierher gehören alle, die ewig jung erscheinen, deren ganzes Leben ein harmonisches Entwicklungsbild bietet, ein allmähliches fließendes Geschehen ohne disharmonische Verschiebungen. Oft sehen wir bei ihnen eine allgemeine Entwicklungsverzögerung. Sie steigen nur langsam zur Höhe des Erwachsenen auf, erhalten sich aber ihre Lebensfrische um so länger. Sie bleiben im wahrsten Sinne des Wortes immer jung; Altersveränderungen treten bei ihnen erst spät auf und machen sich nur relativ wenig bemerkbar. Ihnen kann man auf allen Altersstufen begegnen, ohne daß sie sich wesentlich verändert zeigen. Sie sind immer die gleichen. Wir glauben hier ein gewisses Entwicklungsgesetz feststellen zu können, das von wesentlicher Bedeutung ist, ohne gerade absolute Gültigkeit für sich beanspruchen zu können.

Langsame oder gar allgemein verzögerte Entwicklung in der Jugendzeit (ohne krisenhafte Störungen) ist in vielen Fällen von einer relativ langen Persistenz der allgemeinen Lebenskraft und Lebensfrische gefolgt<sup>1)</sup>. Ein stürmischer voreiliger Pubertätsverlauf zieht dagegen meistens frühzeitigen Verfall nach sich. Der zweite Typus pflegt sich dadurch auszuzeichnen, daß man ihn bei der Altersschätzung für älter hält, als er wirklich ist. Der erste Typus erscheint im Verhältnis zu seinem standesamtlichen Alter biologisch jünger<sup>2)</sup>.

Knüpfen wir nunmehr an unsere Erwägungen beim zylo-schizothymen Erscheinungswechsel an. Dort hatten wir darauf hingewiesen, daß ein solcher

<sup>1)</sup> Dies Entwicklungsgesetz kann selbstverständlich durch allerhand andere exogene und endogene Momente (Situationsschädigungen und Krankheitsanlagen) durchkreuzt werden. Daß der Satz: Frühe Reife — frühes Altern; späte Reifung — spätes Altern seine Berechtigung hat, das geht aus Beispielen der somatischen Entwicklung bei J. BAUER (Konstitutionelle Disposition zu inneren Krankheiten. Berlin: Julius Springer) hervor. Ludwig II. von Ungarn, der mit zwei Jahren gekrönt wurde, hat z. B. im 14. Lebensjahr die sexuelle Reife erlangt und einen Bart bekommen; er heiratete mit 15, hatte graues Haar mit 18 und starb mit 20 Jahren. Man hat den Eindruck, als ob hier der gesamte Lebensprozeß sich schneller vollzogen hätte, als es bei Normalen der Fall ist. Ich erinnere ferner an das rasche Aufblühen und frühe Altern bei orientalischen Frauen. Organismen, die sich rasch entwickeln, pflegen nach kurzer Blütezeit zu verfallen; dagegen hat eine langsame Entwicklung meistens einen erheblich längeren Bestand der Gesamt vitalität zur Folge (s. individuelle Entwicklungskurve).

Wenn man näher darauf achtet, so findet man (als Stütze dieser Auffassung) in langlebigen Familien Konstitutionstypen, die sich auffallend lang ihre jugendliche Frische wahren. Bei ihnen scheint sich der organische Lebensprozeß langsamer abzuwickeln als bei der Norm.

<sup>2)</sup> ALICE SPERBER (Über die seelischen Ursachen des Alterns, der Jugendlichkeit und der Schönheit; Imago, Bd. 11, S. 84. 1925) glaubt die Ursache der verzögerten Reifung in anderen Momenten erfaßt zu haben. Es sind: hochgradig narzistische Veranlagung; der feste Entschluß, nicht zu resignieren; Anspruchslosigkeit in bezug auf reale sinnliche Genüsse; Fähigkeit in erotischen Phantasien dafür Ersatz zu finden; starke Bindung an den Vater- bzw. Mutterkomplex, wodurch das betr. Individuum bis zu einem gewissen Grade Kind bleibt. Das sollen die Geheimnisse sein, mit denen man dem frühzeitigen Altern begegnen kann. Es erscheint grotesk, die Symptome einer verzögerten Reifung zu Ursachen derselben umzustempeln. Mit demselben Recht könnte man behaupten, der Blitz sei die Ursache des Gewitters.

Wechsel nur dann eintreten kann, wenn beide Anlagen (die zyklotyme und die schizotyme) als leicht ansprechbare Mechanismen neben einander in einer Person vereinigt sind. Und damit ist uns auch die eine wesentliche Vorbedingung der Persönlichkeitsumwandlungen gegeben.

Wir gehen von dem heuristischen Grundsatz aus, daß im Individuum nichts zur Entfaltung kommen kann, was nicht irgendwie anlagemäßig begründet ist. Diese Anschauung wird durch die Tatsachen weitestgehend gestützt. Alle Menschen, bei denen keine wesentlichen greifbaren Veränderungen des psychischen Gesamthabitus zu beobachten sind, zeigen eine gewisse harmonische Einheitlichkeit und Einfachheit, eine einseitige Stabilität ihres Charakteraufbaus. Ihre Anlage ist frei von Kontrasten, frei von gegensätzlichen und widerspruchsvollen Strebungen. Ganz anders die Menschen mit komplizierter disharmonischer Veranlagung, bei denen stark kontrastierte charakterologische Tendenzen nebeneinander liegen. Sie sind ganz besonders für den Erscheinungswechsel disponiert, da ihnen die verschiedensten Möglichkeiten psychischer Reaktionsformen gegeben sind.

Wir fragen uns weiterhin, durch welche ursächlichen Momente die Persönlichkeitswandlungen letzten Endes hervorgerufen werden.

Hier gibt es zwei Möglichkeiten, von denen die eine sog. endogene im Organismus selbst gelegen ist, während die andere sog. exogene auf die Einwirkung äußerer Momente hinweist. Einmal kann der Lebensprozeß als solcher psychische Umwandlungen mit sich bringen. In diesen Fällen erkennen wir meistens eine enge Verbindung mit kritischen Lebensphasen wie Pubertät, Involution und Senium. Andererseits können aber auch exogene (außerhalb des Individuums gelegene) Ursachen in Betracht kommen. So sehen wir z. B. die verschiedenartigsten Wesensverschiebungen nach schweren Schicksalsschlägen oder bei niederdrückenden Dauersituationen. Ich erinnere an die äußerst unerfreulichen Verhältnisse der Nachkriegszeit in Deutschland, die manche heiteren, frohsinnigen Naturen vorübergehend zu morosen, ewig unzufriedenen Querulanten gemacht haben. Die durchgreifende Umstellung in der äußeren Situation zog eine Seite der Persönlichkeit ans Licht, die früher so gut wie gar nicht zu bemerken war. Ähnliche Wirkungen beobachten wir bei lebensunsicheren, anlehnungsbedürftigen Menschen, denen durch Zerstörung eines festen äußeren Haltens (Ehe, Freundschaft) gewissermaßen der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Das Fehlen von Anerkennung kann kleinmütige Unsicherheit hervorrufen, die bei günstigem Milieu völlig verschwindet. Ferner gehören hierher auch all die Umwandlungen im Sinne eines gesteigerten Lebensgefühls durch die Tatsache einer verantwortungsvollen, einflußreichen Position. Wir könnten noch eine Unzahl von Beispielen dafür anführen, daß die Änderung der äußeren Situation plötzlich anscheinend neuartige Charakterzüge formt, die vorher gar nicht oder nur schwach zu erkennen waren. Vielfach werden exogene und endogene Faktoren durcheinander spielen, so daß es nur schwer gelingt, eine der beiden Komponenten zu isolieren.

Was gehen aber diese ganzen Betrachtungen, so wird mancher fragen, den Erbliechkeitsforscher an. Warum interessiert er sich für Probleme, die doch in erster Linie den Psychologen beschäftigen sollten. Die Antwort liegt sehr nahe. Alle Persönlichkeitsumwandlungen, mögen sie mehr exogen oder mehr

endogen bedingt sein, zeigen uns bestimmte Anlagequalitäten an, die in der Persönlichkeit vorgebildet sind. Die Lebenskurve eines Individuums gibt uns in ihrer phänotypischen Mannigfaltigkeit einen Überblick über die verschiedenen Seiten der psychischen Konstitution. Das gelingt bei einer Querschnittsbeobachtung nur selten vollständig. Wenn wir aber das ganze Leben übersehen, werden uns charakteristische Wesenszüge kaum entgehen können. Wie oft können wir beobachten, daß bestimmte Eigenschaften, die beim Vater nur in der Periode der senilen Involution sichtbar werden, beim Sohn in der Vollkraft der Jahre die Führung haben. Wir würden uns viel wertvolle Erkenntnis entgehen lassen, wollten wir in diesem Falle auf die senile Umwandlung verzichten. In einem anderen Falle sehen wir, daß ein Mensch bis zu seinem 30. Lebensjahr dem Wesen seiner Mutter nachfolgt, während er später sich im Sinne des Vaters zu entwickeln scheint. Bei einer reinen Querschnittsbetrachtung würden wir auch hier zu falschen erbbiologischen Schlüssen kommen.

Der Entwicklungsgedanke ist für den Erbbiologen außerordentlich wichtig. Er wird sich ihm auf die Dauer nicht verschließen können. Die statische muß durch die dynamische Konstitutionsbetrachtung ersetzt werden<sup>1)</sup>. Doch hat es damit noch lange Wege. Es bedarf dazu einer Umstellung unseres Forschungsinteresses bei der Erhebung des empirischen Materials. Schon aus äußeren Gründen wird sich diese Forderung erst allmählich und mit großen Schwierigkeiten durchsetzen können. Fürs erste werden wir uns vielfach noch mit der vorwiegend statischen Betrachtungsweise bescheiden müssen.

## 2. Bisherige Versuche der erbbiologischen Analyse.

Ehe wir uns den bisherigen Versuchen einer erbbiologischen Isolierung von Einzeleigenschaften (die wir ja zu Beginn des III. Kapitels gefordert hatten) nähern, wollen wir kurz noch einmal das Wesen der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse ins Auge fassen. Wir greifen zu einem Beispiel aus dem Gebiet der Botanik.

Wir kreuzen zwei verschiedene Löwenmaulrassen (Antirrhinum), die in mehrfacher Hinsicht voneinander verschieden sind. Das Exemplar der einen Rasse hat Löwenmaublüten in charakteristischer normaler Form, elfenbeinfarbige Blüten und Hochwuchs. Das Exemplar der anderen Rasse zeigt sog. pelorische d. h. völlig radiär gebaute (abnorme) Blütenform, rote Blütenfärbung und Kleinwuchs. Bei den Produkten aus dieser Kreuzung bekommen wir stets eine intermediäre blaßrote Blütenfarbe. Mit dieser Eigenschaft können sich die andern Eigentümlichkeiten in der verschiedensten Form kombinieren. Bei bestimmter Keimbeschaffenheit der Elternrasse verbindet sich die blaßrote Blütenfarbe einmal mit normaler Blütenform und Kleinwuchs, das andere Mal mit pelorischer Blütenform und Hochwuchs. Die Elterneigenschaften sind hier gewissermaßen unter sich vertauscht und zu neuartigen Kombinationen miteinander verbunden.

<sup>1)</sup> Die psychoanalytische Schule hat von Beginn an auf die dynamische Betrachtung (allerdings in äußerst einseitiger Form) großen Wert gelegt, doch ist ihr die zu geringe Bewertung des konstitutionellen Momentes im Gegensatz zum Erlebnis zum Vorwurf zu machen.



Für den erbbiologisch geschulten Leser führe ich noch die mendelistische Auflösung dieser Kreuzung an:

R = rote Blütenfarbe . . . . .	}	Intermediärverhältnis
r = elfenbeinfarbene Blüte . . . . .		
N = normale Blütenform . . . . .	}	Dominanz-Rezessivitätsverhältnis
n = abnorme pelorische Blütenform . . . . .		
H = Hochwuchs . . . . .	}	Dominanz-Rezessivitätsverhältnis
h = Kleinwuchs . . . . .		

Kreuzung:	R R n n h h	×	r r N n H h
	Rot		Elfenbeinfarben
	Pelorisch		Normal
	Kleinwuchs		Hochwuchs
	Rr n n Hh		Rr Nn hh
	Blaßrot		Blaßrot
	Pelorisch		Normal
	Hochwuchs		Kleinwuchs

Wir schließen aus diesem Beispiel, daß die Anlagen für Blütenform, Blütenfarbe und Größe der Löwenmaulpflanze sich beim Vererbungsvorgang voneinander unabhängig verhalten. Würden etwa die Blütenform und die Art des Wuchses auf eine gemeinsame Anlage zurückgehen, so wären diese beiden Eigenschaften ständig miteinander gekoppelt, d. h. wir würden niemals eine Kombinationsvertauschung erwarten dürfen. Nach den Kreuzungsergebnissen lassen sich die genannten drei Qualitäten als genotypisch selbständig isolieren.

Dieses einfache Beispiel aus der Botanik führt uns das Wesen der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse klar vor Augen. Das Ziel der Forschung ist die genotypische Isolierung von psychischen Eigenschaften bzw. Eigenschaftskomplexen (Anlagenkanon). Die Grundlage der Untersuchung ist ein erbbiologischer Vergleich zwischen Eltern und Kindern bzw. Vorfahren und Nachkommen, in derselben Form, wie wir es bei dem Antirrhinumbeispiel kennengelernt haben. Beobachten wir, daß bestimmte Eigenschaften stets als gekoppelte Eigenschaftskomplexe miteinander verbunden sind, so dürfen wir eine gemeinsame (genotypische) Anlage annehmen. Es mag sich in diesem Falle wohl um psychologisch „sinnvoll zusammenhängende“ Wesenseigentümlichkeiten handeln, die niemals getrennt vorkommen können, sondern stets miteinander verbunden sind. Ihnen muß jeweils auch eine gemeinsame psychologische Wurzel zugrunde liegen (In dem Anhang seines Buches „Handschrift und Charakter“ geht KLAGES näher auf diese Frage ein: welche Eigenschaft ist notwendig mitgegeben, wenn eine bestimmte Eigenschaft A vorhanden ist?). Sind aber einzelne Eigenschaften immer wieder mit den verschiedensten anderen Eigenschaften in ständig wechselnder Form kombiniert, so wird uns dadurch die Vermutung der erbbiologischen Selbständigkeit nahegelegt. Auf diese Weise muß es allmählich gelingen, zu selbständigen Anlageelementen (Radikalen) vorzudringen, aus denen sich die psychologische Eigenart der Individuen aufbaut.

Weiterhin wäre zu untersuchen, welche erbbiologisch selbständigen Eigenschaften häufig miteinander in Korrelation stehen. So würden wir zu bestimmten, immer wiederkehrenden Charaktertypen gelangen.

Die erbbiologische Untersuchung wird uns stets wieder dieselbe Erscheinung zeigen. Von der Eigenart des Vaters oder der Mutter finden wir nur bestimmte partielle Eigentümlichkeiten bei den einzelnen Kindern wieder, d. h. die Eigenart

der Eltern zerfällt jeweils in ihre strukturellen Elemente, die sich getrennt auf die einzelnen Kinder verteilen. Mit anderen Worten stellen wir fest, daß eine Reihe von Einzeleigenschaften des Vaters und der Mutter sich bei den Kindern in wechselnder Kombination zu verschiedenen Neuschöpfungen vereinigen.

Man werfe mir nicht vor, daß ich hier einer „Atomistik der Seele“ das Wort reden wolle. Ich halte diese Gefahr für sehr gering, wenn man sich darüber klar ist, daß die individuelle Eigenart sich nicht aus der Summe der Elemente zusammensetzt, daß vielmehr die Elemente sich zu einer individuellen Struktur aufbauen, in der hierarchische Beziehungen, Teilzusammenfassungen, Über- und Unterordnungen wirksam sind<sup>1)</sup>. Die erbbiologischen Elemente gehen in jedem individuellen Falle eine neuartige Verschmelzung<sup>2)</sup> ein. Daran möchte ich allerdings, vielleicht im Gegensatz zu manchen andern Psychologen, festhalten, daß sich aus dieser Struktur gewisse elementare Gebilde, besser Funktionen (Radikale), isolieren lassen. Die „Ganzheit“ leidet darunter nicht, ebensowenig wie bei einem pflanzlichen Organismus, den man in seine erbbiologischen Elemente zerlegt.

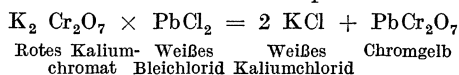
Wenn man, wie wir es zu tun beabsichtigen, die Errungenschaften der biologischen Vererbungsforschung für die psychologischen Verhältnisse beim Menschen nutzbar machen will, so sind noch zwei wichtige Momente zu beachten.

Jede Eigenschaft eines tierischen oder pflanzlichen Organismus, so lautet die Theorie MENDELS, ist durch eine paarige Anlage in der Keimmasse (antagonistische Erbfaktoren) fundiert. Bleiben wir bei unserem Beispiel aus der Botanik, so würden wir bei jeder Löwenmaulpflanze ein Anlagepaar z. B. für die Blütenform annehmen müssen. Der eine Anlagepaarling stammt von der einen, der andere von der andern Elternseite. Die Anlagepaarlinge können gleich (homozygot) oder verschieden potenziert (heterozygot) sein. So kann z. B. das Anlagepaar für Blütenform sich aus einem Paarling für normale und einem antagonistischen für pelorische Blüten zusammensetzen. Oder können beide entweder die pelorische oder die normale Anlage in sich tragen.

Bei heterozygoter Anlage ist für die Erscheinungsform die Beziehung der beiden antagonistischen Anlagepaarlinge zueinander äußerst wichtig. Sie stehen vielfach im Intermediärverhältnis, d. h. der ihnen entsprechende Phänotypus nimmt eine Mittelstellung ein, wie wir es z. B. bei der heterozygoten Anlage zu roter und elfenbeinfarbiger Blüte gesehen haben (blaßrote Blüte). Häufiger noch finden wir das Dominanz-Rezessivitätsverhältnis, bei dem ein Anlagepaarling den antagonistischen Partner in der äußeren Erscheinung nicht zur

1) Aufspaltung in Teilfunktionen, so sagt UTTIZ, heißt nicht Zerstäubung der Atome, sondern Deutung von komplexen Erscheinungen durch das Zusammenwirken verschiedener Strebungen der gleichen Persönlichkeit. Dabei handelt es sich nicht um die Bauklötze allein, sondern auch darum, ihre Baugesetze zu erkennen.

2) Ich möchte an dieser Stelle ein einfaches Beispiel aus der Chemie anführen:



Auch hier entstehen durch Umgruppierung der Elemente aus zwei bestimmt gearteten Substanzen zwei andersgeartete Stoffe. Letztere sind bis zu einem gewissen Grade neuartige Verschmelzungen, deren Elemente sich jedoch aus den „Eltern“ = Substanzen ableiten lassen.

Wirksamkeit kommen läßt. Tritt z. B. die Anlage für normale mit der Anlage für pelorische Blütenform zusammen, so setzt sich im Phänotypus nur die erste Anlage durch. Die Anlage zur normalen Blütenform ist dominant (herrschend), die Anlage zur peloristischen Blütenform verhält sich rezessiv (zurückweichend).

Diese Theorie dürfen wir unbedenklich auf den Menschen anwenden; und zwar nicht nur auf die somatische, sondern auch auf die psychische Vererbung. Dabei ergeben sich wichtige Konsequenzen. Wir müssen, so eigentümlich es klingen mag, damit rechnen, daß auch den psychischen Eigenschaften (ebenso wie etwa der Blütenform beim Antirrhinum) eine Doppelanlage zugrunde liegt, die homo- bzw. heterozygot aufgebaut sein kann.

Es besteht also, nach der erbbiologischen Theorie, die Möglichkeit, daß für eine bestimmte psychische Qualität im Falle der Heterozygie, zwei verschiedene ja gegensätzlich potenzierte Anlagepaarlinge gegeben sind. Um ein hypothetisches Beispiel anzuführen, könnte vielleicht die Anlage zu heiterer mit der zu melancholischer Grundstimmung in einem Individuum vereinigt sein. Die Bedeutung dieser Überlegung wird uns später noch klar werden. Selbstverständlich werden auch auf psychischem Gebiete Beziehungsverschiedenheiten zwischen antagonistischen Anlagepaarlingen sich im Phänotypus auswirken, wie wir sie in dem Intermediärverhältnis und dem Dominanz-Rezessivitätsverhältnis kennengelernt haben.

Eine andere Erfahrungstatsache aus der biologischen Vererbungsforschung ist ebenfalls für unsere Betrachtung von Wichtigkeit. Die Botaniker und Zoologen stehen auf dem Standpunkt, daß gleichartige phänotypische Erscheinungen nicht immer durch dieselbe genotypische Ursache bedingt zu sein brauchen. So kann z. B. der Hochwuchs einer Pflanze in dem einen Fall durch diese, im anderen durch eine andere Anlage (Erbfaktor) hervorgerufen sein. Zwei verschiedene Erbfaktoren können in der Wirkung gleichartig sein. Auf die psychische Eigenart des Menschen übertragen, würde diese Tatsache bedeuten, daß ein und dieselbe Eigenschaft bei verschiedenen Individuen eine ganz verschiedene erbbiologische (konstitutionelle) Genese haben kann. Diese Auffassung läßt sich auch für den Menschen bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich machen. Es ist ja bekannt, daß die psychische Energie eines Menschen sehr vielfach mit der funktionssicheren und funktionstüchtigen Sexualität aufs engste zusammenhängt. Mit der absteigenden Kurve der Geschlechtlichkeit pflegt dann vielfach der psychische Turgor zu erlahmen. Wir haben aber auch Beispiele dafür, daß trotz mangelnder oder funktionsunsicherer Sexualität sich eine starke psychische Energie entwickeln kann. Dieselbe psychische Eigenschaft muß in diesem Falle offenbar auf eine andere Triebursache und damit auch auf eine andere genotypische Grundlage zurückgehen. Wenn auch die möglichen genotypischen Verschiedenheiten bei gleichartigen Phänotypen sich beim Menschen nicht immer leicht in exakter Form werden nachweisen lassen, so wollen wir doch diesen Gesichtspunkt bei der weiteren Betrachtung im Auge behalten.

Diese kurze Übersicht möge als erbbiologische Einleitung zunächst genügen.

Wie wir sagten, setzt die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse sich das Ziel, die Einzelpersönlichkeit gewissermaßen in ihre erbbiologischen Bausteine zu zerlegen.

Als erster hat R. SOMMER<sup>1)</sup> derartige Versuche unternommen. Er ging der Frage nach, inwieweit sich die Eigenart einiger hervorragend begabter Persönlichkeiten durch das Zusammentreffen verschiedener Familienbegabungen erklären lasse.

So fand er für die Fähigkeiten eines GOETHE drei charakteristische Erbmassen, die durch fortschreitende Auslese im Laufe von Jahrhunderten zu geschlossenen Komplexen angewachsen sind. Der psychische Charakter der einzelnen, nach SOMMERS Meinung wichtigen Ahnenfamilien wird von ihm zum Teil aus dem Gesellschaftsstande und der vorwiegenden Berufsart der Familienvertreter geschlossen; eine Methode, die wir nicht voll und ganz billigen können. Die drei hauptsächlichsten Erbquellen sind die Familie GOETHE, die mütterliche Familie TEXTOR und die Familie der mütterlichen Großmutter ANNA MARGARETHE LINDHEIMER. Die väterliche Familie gehörte seit mehreren Generationen dem Handwerkerstande an und stieg erst bei GOETHES Vater in eine höhere bürgerliche Schicht auf. Mit ihr verband sich die Familie TEXTOR, deren Vertreter seit einer Reihe von Generationen dem Stande der Juristen und Verwaltungsbeamten angehörten. Endlich die Familie LINDHEIMER, die in ihren weiteren Ahnenverzweigungen viele Namen von geistig hochstehenden Persönlichkeiten, Schriftstellern und Künstlern aufweist. Unter ihnen sind besonders die Künstlerfamilien SOLDAN und CRANACH hervorzuheben. SOMMER hält es mit Recht für sicher, daß GOETHE gewisse für seine künstlerische Tätigkeit wesentliche Eigenschaften von seinen mütterlichen Vorfahren (besonders von der Familie LINDHEIMER und von den mütterlichen Ahnen der ANNA MARGARETHE LINDHEIMER) geerbt hat. Auch das elementare Talent zum sprachlichen Ausdruck bei GOETHES Mutter gehört hierher. Bemerkenswert ist, daß in einer Abzweigung der Familie LINDHEIMER, die weit in das 19. Jahrhundert hineinreicht, ein bedeutender Naturforscher auftritt, der hinsichtlich der Schädelbildung, wie auch der psychischen Eigenart, vor allem in seiner vorherrschend visuellen Begabung (s. LUKAS CRANACH) sehr an GOETHE erinnert. Mit diesen künstlerischen Fähigkeiten, aus denen die impulsive Gefühls- und Phantasietätigkeit entsprang, bildet nach SOMMERS Meinung der mehr rationale und systematische Geist der Familie GOETHE und TEXTOR die hervorragende Synthese. Nur durch die Vereinigung der gestaltenden Phantasietätigkeit mit einer starken Gedankenarbeit (rationale Begabung) und einem großen Reichtum an Begriffen will SOMMER sich GOETHES Eigenart in seinem künstlerischen Schaffen erklären.

In ähnlicher Weise versucht SOMMER die Persönlichkeit FRIEDRICHS DES GROSSEN in gewissen Einzelzügen näher zu analysieren. Für die schriftstellerische Begabung dieses einzigartigen Preußenkönigs finden wir Belege in den Ahnenfamilien Braunschweig-Lüneburg und Pfalz. SOPHIE V. D. PFALZ (seine Vatersmuttermutter, gleichzeitig seine Muttervatersmutter) offenbart in ihren literaturgeschichtlich bedeutenden Memoiren und Briefen eine hervorragende schriftstellerische Begabung mit bedeutender Darstellungskraft. Sie zeigt darin ein ausgeprägtes Interesse am geschichtlichen Geschehen und eine lebhafte Anteil-

<sup>1)</sup> SOMMER, R.: GOETHE im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig: Ambrosius Barth 1908. — Ders., Friedrich der Große vom Standpunkt der Vererbungslehre. Klinik f. psych. u. nervöse Krankh. X, 1. Heft, S. 1. 1916. — Ders., Familienforschung und Vererbungslehre. 2. Aufl. Leipzig: Ambrosius Barth 1922.

nahme an den geistigen Bewegungen der Zeit. Eine ähnliche, durch elementare Sprachkraft ausgezeichnete Begabung findet sich auch bei ihrer Nichte, der bekannten LISELOTTE V. D. PFALZ; bei ihr gewürzt mit herzerfrischender kerniger Derbheit und Offenheit. Eine dritte Manifestation der schriftstellerischen Begabung weist das Haus Braunschweig-Lüneburg auf. In dieser Familie, deren Stammvater WILHELM DER JÜNGERE in der V. Ahnengeneration FRIEDRICH D. GROSSEN dreifach erscheint, tritt uns in dem Neffen des Ahnherrn, Herzog AUGUST, ein tüchtiges Schriftstellertalent entgegen. Er verfaßte unter dem Pseudonym „GUSTAV SELENUS“ ein Buch, in dem er sich mit der Übermittlung geheimer Nachrichten durch scheinbar harmlose Geheimzeichen beschäftigt. SOMMER vermutet, daß dieser GUSTAV SELENUS auf LEIBNIZ einen gewissen Einfluß ausgeübt habe. LEIBNIZ wurde 1691 bei ihm als Bibliothekar an der von ihm begründeten Wolfenbüttler Bibliothek angestellt. Nach SOMMER soll der Grundgedanke von LEIBNIZ, nämlich sprachlich schwer oder gar nicht formulierbare Vorgänge durch eine wissenschaftliche Zeichensprache gewissermaßen symbolisch zu ersetzen, auf dem Boden erwachsen sein, den GUSTAV SELENUS durch seine Schrift schon vorbereitet hatte. Viel ungezwungener erscheint mir die erstgenannte Beziehung zum pfälzischen Hause, dessen elementare Sprachbegabung sich ohne Zweifel bei FRIEDRICH DEM GROSSEN wieder durchsetzt.

Eine andere Eigentümlichkeit FRIEDRICH DES GROSSEN, der paranoide Grundcharakter (Mißtrauensneigung) seines Wesens, scheint aus dem Hause Hannover zu stammen. Der mütterliche Großvater, GEORG I. von Hannover, war ein verschlossener, zu Mißtrauen geneigter Psychopath, der sich aus paranoiden Gründen gegen seinen Sohn abstoßend feindselig verhielt. Dieser Zug des Mißtrauens spielt in dem Verhalten FRIEDRICH DES GROSSEN eine hervorstechende Rolle und erklärt eine ganze Reihe von kleinen Episoden in seinem Leben. Nicht zuletzt ist nach SOMMERS Meinung seine Einstellung gegen die Ärzte von dieser Eigentümlichkeit sehr wesentlich mit bestimmt. Vielleicht liegt hier auch die Wurzel für seine vorsichtige, allzeit besonnene Lebenseinstellung.

Ein dritter, für seine ganze Lebensgestaltung wichtiger Anlagekomplex betrifft die hervorragenden militärischen und organisatorischen Fähigkeiten, die auf das Haus HOHENZOLLERN und ORANIEN hinweisen. Für sie dürften FRIEDRICH WILHELM, der GROSSE KURFÜRST, mit seiner glänzenden Führerbegabung und andererseits Prinz FRIEDRICH HEINRICH VON ORANIEN (Vatersvatermuttervater FRIEDRICH DES GROSSEN) die wesentlichsten Blutquellen sein. Letzterer war einer der fähigsten Männer seiner Zeit, ein ausgezeichnete Feldherr und gewiegter Diplomat, ebenso sein Vater WILHELM I. VON ORANIEN, der als einer der größten Politiker aller Zeiten bezeichnet wird [s. STROHMAYER<sup>1</sup>]).

Die Arbeit von STROHMAYER gibt ebenfalls an manchen Stellen wichtige Beiträge zur erbbiologischen Analyse, wenn sie auch im Grunde andere Gedankengänge verfolgt. Darauf werden wir später noch zurückkommen.

SOMMER hat zweifellos das Ziel im Auge, bestimmte Anlagen einer Persönlichkeit auf einzelne Ahnenfamilien zurückzuführen. Wir dürfen in seinen Versuchen die ersten Ansätze zu einer erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse erblicken.

<sup>1</sup>) STROHMAYER, W.: Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwigs II. u. Ottos I. v. Bayern. Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens. H. 83. München: J. F. Bergmann 1912.

Eine spezielle Begabungsanlage haben sich HÄCKER und ZIEHEN<sup>1)</sup> ausgesucht. Sie haben mit ungeheurer Gründlichkeit an einer analytischen Zerlegung der musikalischen Begabung gearbeitet.

Auf Grund umfangreicher erbbiologischer Erhebungen unterscheiden sie fünf Komponenten der musikalischen Anlage, die sensorielle, retentive, synthetische, motorische und ideative Begabung.

Die sensorielle Komponente bezieht sich auf die Differenzierung und Unterscheidungsfähigkeit der Töne hinsichtlich ihrer Qualität, Intensität und Dauer.

Die retentive Komponente umfaßt das Gedächtnis von Tönen, Tonkomplexen bzw. Reihen von Tönen und Tonkomplexen.

Die synthetische Komponente wird von anderer Seite auch als Gestaltswahrnehmung bezeichnet. Hierfür kommt alles in Betracht, was man als Melodie, Motiv, Thema usw. bezeichnet, einschließlich der rhythmischen Gliederung. So hört z. B. der eine leicht, der andere schwer die Melodie aus einer Bachschen Fuge heraus. Im Melodiengedächtnis ist im allgemeinen auch das rhythmische Gedächtnis enthalten (aber nicht umgekehrt).

Unter der motorischen Komponente verstehen HÄCKER und ZIEHEN die Übertragung des Klangbildes auf Stimme und Instrument, wobei auch wieder die rhythmische Begabung eine selbständige Rolle spielen kann.

In der ideativen Komponente endlich haben wir die Fähigkeit der Verknüpfung zwischen Tongebilden und irgendeiner nicht akustischen Idee (z. B. Idee des „transzendentalen Heldentums“ in BEETHOVENS Eroika).

Es hat sich nun gezeigt, daß bei einem Individuum eine oder einzelne Komponenten besonders stark ausgeprägt sein können, während andere dagegen an Bedeutung erheblich zurücktreten.

Bei einer Reihe von Fällen wurde z. B. eine gute sensorielle, aber eine schlechte motorische Begabung beobachtet (die umgekehrte Kombination kam nicht vor). Wir finden dann meistens die Angabe, daß zwar eine gute musikalische Begabung im Hinblick auf Unterschiedsempfindlichkeit und auf Erinnerungsbilder, aber mangelnde Gesangsfähigkeit vorhanden ist. Einmal war schlechtes Singen sogar mit gutem Ton- und Melodiengedächtnis und kompositorischer Begabung verbunden.

Das Gedächtnis für Tonhöhe (retentive Komponente), das für gewöhnlich als „absolutes Tongedächtnis“ bezeichnet wird, geht durchaus nicht immer mit dem Gedächtnis für Melodien und Akkorde Hand in Hand. Beim absoluten Tongedächtnis kann das Melodiengedächtnis sogar schlecht sein; ebenso häufig ist der umgekehrte Fall. Dabei ist nicht sicher, ob die instrumentelle oder gesangliche Übung bei der Ausbildung des Tongedächtnisses eine Rolle spielt. Einmal finden wir die Angabe, daß das absolute Gehör, das nur im Umfang der Singstimme bestand, als Folge von Übung aufgefaßt wurde.

Bei schlechtem Melodiengedächtnis kann die Unterschiedsempfindlichkeit gut sein, während die umgekehrte Kombination nur selten vorkommt. Letzteres ist leicht verständlich, wenn wir uns überlegen, daß beim Melodiengedächtnis auch die synthetische Funktion (Gestaltsauffassung) eine wesentliche Rolle spielt, die unbedingt von der Empfindungsschärfe abhängig ist.

<sup>1)</sup> HÄCKER, V. u. TH. ZIEHEN: Über die Erblichkeit der musikalischen Begabung. Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorg. Abt. 1, Bd. 88, S. 265 u. Bd. 90, S. 204. 1922.

Die rhythmische Begabung kann bei hervorragend begabten Musikern fehlen. So gab z. B. eine Berufssängerin an, daß sie nur wenig Sinn für Takt und Rhythmus habe. Häufig ist auch, erklärlicherweise, der Mangel an rhythmischem Gefühl mit schlechtem Melodiegedächtnis verbunden. Andererseits gibt es gute rhythmische Begabung bei mangelhafter Entwicklung oder gar völligem Fehlen der sensorischen Komponente.

Endlich finden sich hervorragende kompositorische Begabungen (produktive synthetische und ideative Komponente) verknüpft mit schlechtem musikalischen Gedächtnis oder mit schlechter Ausbildung der motorischen Komponente. Die schöpferische musikalische Betätigung ist keineswegs durch die Summe sämtlicher Einzelkomponenten bedingt. Es bedarf dazu auch noch anderer Eigenschaften (reiches Gefühlsleben, rege Phantasie und geistige Gestaltungskraft), die die Begabungsdispositionen in bestimmte produktive Bahnen lenken.

Wir sehen, daß die einzelnen Komponenten sich zu verschiedenen Gesamtkomplexen verbinden können. Wichtig wäre es nun nach unserer Meinung, die erbbiologische Selbständigkeit der einzelnen Komponenten (und ihre evtl. Kopplung mit andern Eigenschaften) durch die Hereditätsforschung noch exakter nachzuweisen, was HAECKER und ZIEHEN, begrifflicherweise, zunächst nur bis zu einem gewissen Grade gelingen konnte.

Eine andere schöne Untersuchung nach erbbiologisch-analytischen Gesichtspunkten hat REISS<sup>1)</sup> bei Verbrechertypen (Zuchthausinsassen) durchgeführt. Er fand unter ihnen die mannigfachsten Verschmelzungen einzelner Charakterkomponenten der elterlichen Veranlagung.

In einzelnen Fällen ließ sich zeigen, wie das väterliche epileptoide Temperament (charakterisiert durch erhöhte gemütliche Reizbarkeit und motorische Entladungsbereitschaft) im Zusammenhang mit Haltlosigkeit von der Mutterseite in einer bis dahin unbestraften Familie eine Verbrechergeneration entstehen ließ. Die kriminelle Betätigung bezog sich auf Eigentumsdelikte mit schweren Angriffen auf Leib und Leben der Nebenmenschen.

Eine andere Kombination setzte sich aus der rohbrutalen und geußüchtigen Art des Vaters und einer eitlen, zu phantasievollen Spielereien neigenden, selbstüberheblichen Mutter zusammen. Das Produkt war ein unverschämter, auffallend roher Einbrecher, der sich durch Größenwahn, Eitelkeit und krankhafte Schwindelneigung auszeichnete.

Ein aufgeregter, jähzorniger, geldgieriger Vater und eine gemütslos harte Mutter — beide unbestraft — zeugten die scheußliche Mischung von leidenschaftlicher Rachsucht, schlauer Gewinn gier und kalter Gefühllosigkeit, die zu überlegtem Meineid aus Habsucht und Rache führte.

Die schwächliche Gutmütigkeit des soliden Vaters verband sich mit der größtenwahnsinnigen Eitelkeit der Mutter zum Typus des haltlosen Schwindlers und pathologischen Lügners. Andere Geschwister,

<sup>1)</sup> REISS, E.: Über erbliche Belastung bei Schwerverbrechern. Klin. Wochenschr. 1. Jhrg., Nr. 44, S. 2184. 1922.

teils mehr der väterlichen, teils mehr der mütterlichen Art nachgeartet, gingen ebenfalls mehr oder weniger ausgesprochen asoziale Wege.

Ein unzuverlässiger, reizbar schwieriger, verlogener Dieb und Landstreicher setzte sich zusammen aus einer lügnerischen, bettelhaften Mutter und der krankhaften Reizbarkeit und Unzulänglichkeit eines psychopathischen Vaters.

Endlich noch der Typus des leichten Genießers und Heiratsschwinders, der das lebensfrische und heitere mütterliche Temperament mit der etwas sentimental Eitelkeit eines nach äußeren Ehren strebenden Vaters in sich vereinigte.

Dieser wertvolle analytische Versuch — der einzige, der bisher bei Kriminellen vorgenommen wurde — läßt ganz bestimmte Einzeleigenschaften erkennen, die für die Entstehung der Kriminalität als wesentlich in Betracht kommen<sup>1)</sup>. An erster Stelle steht Gemütlosigkeit, Härte, Roheit und Brutalität; rücksichtsloses Verfolgen egoistischer Triebe und Tendenzen (Genußsucht, Geldgier). Ein zweiter Komplex umgreift die Reizbarkeit und Explosivität. Ferner kommt Haltlosigkeit, Mangel an innerer Festigkeit und Willensenergie als wichtiger Defekt für das Versagen der sozialen Steuerung in Betracht. Endlich scheint ein vierter Eigenschaftskomplex von Bedeutung zu sein, der in selbstüberheblicher Eitelkeit und ihrer Befriedigung durch phantasievolle Schwindeleien wurzelt.

Wenn auch damit die zur Kriminalität disponierenden Grundeigenschaften nicht erschöpft sein sollen, so ist doch durch die Aufspaltung in psychologische „Einheiten“ der Kriminalpsychologie ein fruchtbarer Weg gezeigt.

Neuere Arbeiten über die Zwangsneurose<sup>2)</sup> sind ebenfalls von diesem analytischen Gedanken durchsetzt. Die Grundlage der Zwangsneurose wird von männlich-sadistischen und weiblich-masochistischen Persönlichkeitskomponenten gebildet, wobei das rein sexuelle Moment nicht immer primär-genetische Bedeutung zu besitzen scheint. Man würde vielleicht besser von männlichem Machtrieb und femininer Leidenssucht (Selbstquälerei) reden. Beide Komponenten verbinden sich in einer merkwürdigen Verschlingung und in gegenseitiger Durchdringung zu den Zwangssymptomen. Wir werden darauf später noch zurückkommen. Sehr häufig scheinen auch gewisse perverse Partialtriebe des Sexuallebens eine Rolle zu spielen, die jedoch niemals sich recht auszuleben vermögen, da sie durch skrupulöse Gewissensängstlichkeit in ihrer Entfaltung erstickt werden. Die erbbiologische Begründung der einzelnen Komponenten ist in diesen Arbeiten nur angedeutet.

Ein erster bescheidener Versuch der erbbiologischen Analyse „normaler“ Persönlichkeitstypen ist in meiner Arbeit „Über Temperamentsvererbung“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> HOFFMANN, H.: Phänomenologie und Systematik der Konstitution und die dispositionelle Bedeutung der Konstitution auf psychischem Gebiet. Handbuch der Physiologie. Bd. 17. Berlin: Julius Springer.

<sup>2)</sup> STROHMAYER, W.: Über die Rolle der Sexualität bei der Genese gewisser Zwangsneurosen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Bd. 45, S. 167. 1919. — HOFFMANN, H.: Die konstitutionelle Struktur und Dynamik der „originären“ Zwangsvorstellungsneurose. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 80, S. 117. 1922.

<sup>3)</sup> HOFFMANN, H.: Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. H. 115. 1923.



niedergelegt. Hier habe ich drei verschiedene erbbiologisch selbständige Eigenschaftskomplexe unterschieden, wobei ich mir der Vorläufigkeit dieses Ergebnisses durchaus bewußt war.

1. Die Gemütsanlage, die sog. Gefühlseigenschaften; einerseits Gemütskälte und Weichherzigkeit, andererseits Empfindsamkeit, Reizbarkeit und gemütliche Stumpfheit. Wahrscheinlich gehören die beiden letzteren Gegensätze wieder zu einem selbständigen Komplex der „Erregbarkeit“ zusammen.

2. Die Lebensgrundstimmung, die wir auch mit dem Begriff des Vitalgefühls (positiv und negativ) bezeichnen können. Auch hier zwei Gegensätze: die heitere, fröhliche, gehobene und die depressive, gedämpfte bzw. mißmutige Grundstimmung.

3. Die Willensveranlagung; auf der einen Seite Tatkraft und Energie, auf der andern Willensschwäche und Haltlosigkeit.

Mit Recht kann man diese Differenzierung als unfertig bezeichnen. Die ihr zugrunde gelegten Untersuchungen stellen in gewissem Sinne eine Vorstudie dar, in der die wesentlichsten Grundgedanken unserer heutigen Bearbeitung der Probleme schon enthalten sind.

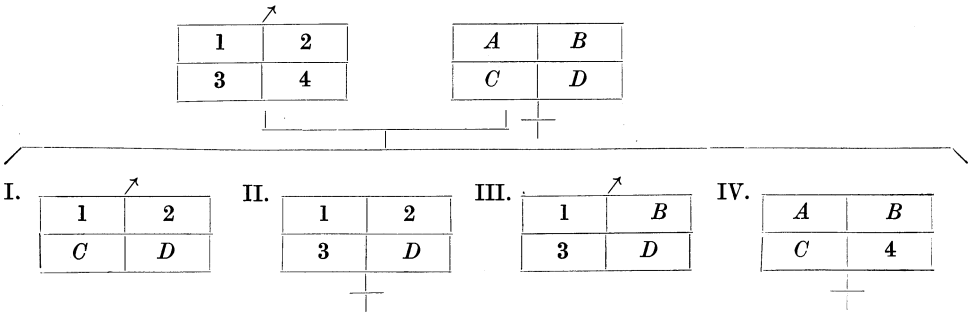
### 3. Analyse einzelner Familien.

Wir wollen nunmehr einzelne Beispiele einer erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse geben, denn ich bin zunächst noch den Beweis schuldig, daß diese Betrachtungsweise überhaupt zu brauchbaren Ergebnissen führen kann.

Wenn wir einzelne seelische Anlageelemente (oder Anlagekomplexe) zu isolieren versuchen, so gelingt dies für den Anfang am leichtesten, wenn das erbbiologische Material zwei bestimmte Eigentümlichkeiten aufweist. Die erste Vorbedingung wäre eine stark kontrastierte Wesensart der Elterntypen, so daß man bei den Charaktereigenschaften der Kinder nicht im Zweifel sein kann, bei welcher Elternseite die erbbiologische Wurzel zu suchen ist. Weiterhin ist als zweite erleichternde Vorbedingung eine große Kinderzahl von gewisser Bedeutung. Wir können dann weit besser die verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten der elterlichen Veranlagung<sup>1)</sup> studieren als bei ein oder zwei Kindern. Und das ist die Grundlage für die Erfassung von erbbiologisch selbständigen Anlageelementen; das endgültige Ziel der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse<sup>1)</sup>. Selbstverständlich werden wir uns in praxi nicht auf die Eltern allein beschränken. Oft treten bestimmte Eigenschaften und Tendenzen bei andern Angehörigen deutlicher in Erscheinung als gerade bei den Eltern. Wir werden also immer einen möglichst weiten Kreis von Familiengliedern zu Rate ziehen. Dabei wird sich nach meiner Erfahrung herausstellen, daß wir in der Regel die Eigentümlichkeiten der Kinder bei den Eltern wiederfinden, oft augenfällig sichtbar, oft nur mehr oder weniger latent, doch meistens für eine tiefgründige psychologische Untersuchung greifbar.

<sup>1)</sup> Außer der Frage, welche Kombinationsmöglichkeiten der elterlichen Eigenart bei den Kindern vorkommen, wäre auch für späterhin die Frage wichtig, welche Kombinationen unter den Kindern bestimmt gearteter Eltern nicht vorkommen.

Um die Methode der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse theoretisch noch einmal klarzulegen, möchte ich sie durch ein schematisches Bild illustrieren. Wir haben vor uns zwei Eltern, bei denen wir der Einfachheit halber vier selbständige Eigenschaften oder Tendenzen annehmen. Bei unserer erbbiologischen Untersuchung kennen wir ihre Selbständig-



keit noch nicht, wollen sie vielmehr erst aus der Eigenart der Kinder isolieren. Wir sehen bei Kind II vorwiegend väterliche Eigenschaften, die mit einer bestimmten mütterlichen Eigentümlichkeit *D* verbunden sind; im übrigen fehlen mütterliche Eigenschaften. Daher dürfen wir der Anlage zu *D* erbbiologische Selbständigkeit zuerkennen. Weiterhin können wir dann auf Grund dieser Erkenntnis (da *D* isoliert) bei Kind I die mütterliche Eigenschaft *C*, bei Kind III die Eigenschaft *B* und schließlich auch *A* als in ihrer Anlage selbständig isolieren. Dasselbe muß umgekehrt bei den väterlichen Eigentümlichkeiten der Kinder gelingen. Kind IV besitzt nur eine väterliche Eigenschaft 4; sie muß daher anlagemäßig selbständig sein, denn sonst finden wir bei ihm nur mütterliche Züge. Die Anlagen zu 1, 2 und 3 lassen sich durch vergleichende Betrachtung von Kind I und III erfassen. Der väterliche Eigenschaftskomplex 1 und 2 kann nicht anlagemäßig selbständig (nicht weiter aufspaltbar) sein, da bei Kind III 1 mit 3 verbunden ist, während 2 fehlt. Aus der Kombination 1 und 2 bzw. 1 und 3 läßt sich die Isolierung der Anlagen ablesen. Damit hätten wir auch den väterlichen Anlagekomplex in seine Elemente zerlegt.

Eine wichtige Frage wird sich dem erbbiologisch geschulten Leser fast zwangsläufig aufdrängen, wie sich die MENDELSche Theorie mit unserer Betrachtungsweise in Einklang bringen läßt.

Wir werden bei unserern Versuchen der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse von der Tatsache absehen, daß jeder (phänotypischen) Eigenschaft genotypisch ein allelomorphes Anlagenpaar zugrunde liegt. Wenn wir davon reden, daß ein Kind diese Eigenschaft von der einen, jene von der andern Elternseite geerbt hat, so stimmt dies hinsichtlich der genotypischen Anlage nicht. Denn wir wissen, daß für jede Eigenschaft ein väterlicher und ein mütterlicher Anlagenpaarling angenommen werden muß. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß wir bei unserer Betrachtung immer nur die erbbiologische Herkunft des einen Anlagenpaarlings feststellen, der sich im Phänotypus durchsetzt. Die Anlagenisolierung ist nichts anderes als eine Isolierung von nicht weiter aufspaltbaren allelomorphen Anlagenpaaren, die sich im Erbgang zu anderen allelomorphen Anlagenpaaren unabhängig verhalten. Wenn wir ein Beispiel aus der Botanik heranziehen, so würde unserer Untersuchung folgende Feststellung gleichkommen: eine bestimmte Pflanze hat ein (oder mehrere) allelomorphes Anlagenpaar für Blütenfarbe, ebenso für Blütenform, Blattform, Behaarung, Wuchs usw., die sich voneinander unabhängig vererben, also nicht miteinander gekoppelt sind; das Anlagenpaar für Blütenfarbe ist erbbiologisch selbständig und hat nichts zu schaffen mit dem für Blütenform usw.

Über die allelomorphen Anlagepaarlinge im Psychischen wissen wir noch nichts. Was haben wir uns z. B. unter den antagonistischen Anlagen des Machttriebes (analog dem Anlagenpaar zur roten und zur elfenbeinfarbigem Blüte bei Antirrhinum) zu denken? Vielleicht kommen wir noch am ehesten durch mit der Annahme, daß sich der Genotypus des Machttriebes aus zwei Paarlingen zusammensetzt, die verschiedene Wertigkeit besitzen. Haben wir eine Elternkreuzung vor uns, von der ein Partner einen starken, der andere nur

einen schwachen Machttrieb besitzt (das ist ja ein Fall, der in Wirklichkeit sehr oft vorkommt), so würde man sich folgende mendelistische Formel denken können: ♂  $Mm$  × ♀  $mm$ , wenn  $M$  die (dominante) Anlage für starken Machttrieb wäre,  $m$  die (rezessive) Anlage für die gleiche Eigenschaft in sehr schwacher Ausprägung. Bei den Kindern würde man unter Umständen solche finden mit starkem ( $Mm$ ) und solche mit schwachem Machttrieb ( $mm$ ). Rein phänotypisch gedacht würden wir sagen, die einen haben ihren starken Machttrieb vom Vater, die anderen ihre Schwäche dieses Triebes von der Mutter geerbt. So dürfen wir uns unbedenklich ausdrücken, wenn wir uns über die Unterschiede im Phänotypischen und Genotypischen jederzeit klar sind. — In einer anderen Kreuzung wäre der starke Machttrieb vielleicht homozygot angelegt: ♂  $MM$  × ♀  $mm$ . Dann würden wir nur Kinder mit starkem Machttrieb ( $Mm$ ) zu erwarten haben.

Möglicherweise gibt es beim Menschen eine ganze Reihe von Anlagen zum Machttrieb (dies trifft natürlich auch für andere Eigenschaften zu), die ganz verschiedene Wertigkeit besitzen und alle im Verhältnis von Allelomorphen zueinander stehen können (multiple Allelomorphe).

Der Mendelismus ist ein Weg, der uns noch bevorsteht. Wir sehen, daß eine mögliche mendelistische Fundierung unseren Versuch in gar keiner Weise erschüttert. Wir stecken gewissermaßen noch in den Vorstudien zu mendelistischen Untersuchungen, die selbstverständlich statistisch zu erfolgen haben. Daß auch diese großen Schwierigkeiten begegnen werden, brauche ich nicht ausdrücklich zu betonen. Bei den Beispielen, die ich bringe, bin ich absichtlich nicht auf die mendelistische Fundierung eingegangen, da sie einmal für viele Leser das Verständnis erschweren würde, da wir uns zum andern nur in Vermutungen ergehen könnten, weil wir nichts Sicheres wissen; damit aber wäre nicht viel gewonnen. Trotzdem aber wollte ich die MENDELsche Theorie nicht ganz übergehen. Man könnte mir sonst den Vorwurf machen, ich hätte gar nicht an sie gedacht. Ich bin mir auch darüber klar, daß die mendelistischen Verhältnisse wohl noch wesentlich komplizierter liegen, als ich sie hier dargelegt habe.

Wenn wir es nunmehr wagen, unsere theoretischen Anschauungen hier durch einige Beispiele zu illustrieren, so möchte ich bitten, die Erwartungen nicht allzu hoch zu spannen. Es kann sich nur um Versuche handeln, die zunächst nur den Zweck haben sollen, die Brauchbarkeit der Methode zu erweisen. Der Weg ist schwierig. Es werden eine Unzahl von gründlichen Einzelanalysen notwendig sein, ehe wir auch nur zu ganz bescheidenen Endergebnissen gelangen können. Diese schon heute zu fordern, wäre verfrüht.

Als erstes Beispiel wähle ich die Familie NAPOLEONS DES GROSSEN, die in hohem Maße den erwähnten Bedingungen genügt. — Wir sind uns darüber klar, daß sich stets nur die Anlage zu einer bestimmten Eigenschaft vererbt, d. h. der Genotypus, der für die Entwicklung dieser Eigenschaft verantwortlich ist. Der Einfachheit halber rede ich aber von der Vererbung der Eigenschaften selbst, d. h. des Phänotypus, wobei man selbstverständlich über dieser Ausdrucksweise nicht die tatsächlichen Verhältnisse vergessen darf. Eigentlich sollte man Phänotypus und Genotypus nicht einander gleichsetzen. Wir tun das trotzdem in dem Bewußtsein, daß damit das Wesen unserer Untersuchungen nicht beeinträchtigt wird.

Die Eltern NAPOLEONS<sup>1)</sup> stammen aus Familien mit ganz verschiedenem Sippschaftscharakter. Die BUONAPARTES (väterlich) besaßen einen hochentwickelten Familiensinn. Die Idee der Familie war die Grundlage all ihrer ehr-

<sup>1)</sup> MASSON, FRÉDÉRIC: Napoléon et sa famille. Bd. I u. ff. Paris: 1897. — LUDWIG, EML: Napoleon. Berlin: Ernst Rowohlt Verlag 1925. — KLEINSCHMIDT, ARTH.: Die Eltern und Geschwister Napoleons I. Berlin 1878. — FOURNIER, AUG.: Napoleon I. Eine Biographie. I. Bd. Leipzig u. Wien: 1904. — GOURGAUD, G. de: Napoleons Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart: Robert Lutz Verlag. 10. Aufl.

geizigen Unternehmungen und die Rechtfertigung ihrer mannigfachen, oft wilden Abenteuer. Die RAMOLINO (mütterlich) lebten dagegen in geordneten ruhigen Verhältnissen. Ihre Eigenart ist durch Mildtätigkeit und soziale Fürsorge gekennzeichnet.

Der Vater, CARLO BUONAPARTE, war ein unruhiger Charakter, der sich nirgends wohl fühlte und mit keinem Amt zufrieden war. Alles war ihm zu wenig. Sein Blick war stets auf die Zukunft gerichtet, sein Denken von hochfliegenden ehrgeizigen Plänen erfüllt. Er träumte von erfolgreichen Unternehmungen; von Missionen, die ihm Ruhm und materiellen Gewinn einbringen; von ehrenvollen Positionen, die seinen Söhnen eine sichere Zukunft gewähren könnten. Dabei scheute er keine Mühe und keine Intrige, um seine Idee zu verwirklichen. In stürmischer Ungeduld wollte er alles auf einmal erringen. Mit großem diplomatischem Geschick und zäher konsequenter Energie, bald bescheiden und demütig bittend, bald souverän anmaßend (wenn er sich im Recht fühlte) verfolgte er sein Ziel. Er triumphtierte über alle Widerstände. War jedoch ein Wunsch erfüllt, so jagte er einem neuen Phantom nach und vernachlässigte das Erworbene. Er betätigte sich auf politischem Gebiete, desgleichen aber auch in seinem eigentlichen Beruf als Jurist. So führte er unzählige Prozesse, und zwar nicht nur um des eigenen Rechts willen, sondern auch für Verwandte, deren Angelegenheiten er mit Eifer betrieb. Er war immer in Bewegung, immer in Unruhe (ständig auf Reisen, bald hier, bald dort, nur selten daheim bei der Familie); stets voller Hoffnungen und Pläne; dabei von ungeahnter Anpassungsfähigkeit. Als Corsica an Frankreich gekommen, hat er die Eigenart des französischen Volkes sofort erfaßt. Er sah, daß es nunmehr auf den Adel ankomme. Er war der Erste von seinen Landsleuten, der die notwendigen Dokumente herbeischaffte zur Bestätigung seiner adligen Abstammung; der Erste, der die in Frankreich vorhandenen Einrichtungen für den armen Adel zur Ausbildung seiner Söhne auszunützen verstand; der Erste, der einsah, was man erreichen konnte, wenn man sich der Macht des Degens und der Kirche beugte. Er war ein tapferer Soldat, liebte aber das Kriegshandwerk nicht. Er legte großen Wert auf repräsentatives Auftreten. Als Student soll er sich „Graf Buonaparte“ genannt haben. Er lebte gern gut, bewirtete vornehm, war leichten Sinnes, vergnügungssüchtig und nicht frei von Großsprecherei. Napoleon selbst sagt von ihm, er hatte die Sucht, den großen Herren zu spielen. Um seine Finanzen kümmerte er sich wenig, er selbst gab das Geld mit vollen Händen aus, während die Familie unter weiser Führung der Mutter ein sparsames und zurückgezogenes Leben führte. Sein unruhiger Geist konnte nicht seßhaft werden. Der Großvater, der die Verschwendungssucht seines Sohnes kannte, hinterließ sein Vermögen einem der Brüder, einem Geistlichen, so daß es auf diese Weise der Familie erhalten blieb. In wilder genußsüchtiger Hast durchraste er das Leben, bis er im Alter von 38 Jahren anlässlich einer ersten Magenkrankung plötzlich fromm wurde und im Beisein von mehreren Priestern und Kapuzinern ein so „gottseliges“ Ende fand, daß manche ihn für einen „Heiligen“ hielten.

Versuchen wir einzelne charakterologische Grundeigenschaften (die wichtigsten) aus dieser kurzen Persönlichkeitsschilderung herauszuheben, so scheint CARLO BUONAPARTE in erster Linie von hochgespanntem Ehrgeiz, von dem zwingenden Bedürfnis nach Geltung und Macht beherrscht. Ehrgeiz ist die Trieb-

feder all seiner Handlungen, die ihn zu unermüdlicher Aktivität, zu zäher Energie und Kühnheit aufpeitschte; Eigenschaften, die in diesem Ausmaß ohne eine gewisse Freude an der Tätigkeit, an der Leistung nicht denkbar wären. Er war ein unruhiger Geist, d. h. seine ehrgeizigen Bestrebungen richteten sich nicht auf eine umfassende, einheitliche, in sich geschlossene Leitidee. Dazu war er allzu unbeständig und ungeduldig (Mangel an Beharrlichkeit). Seine ungeheure geistige Beweglichkeit, sein Abwechslungsbedürfnis ließen es nicht zu, eine große Sache zum Siege zu führen. Seine Phantasie war stets mit einer Fülle von Entwürfen, Projekten und Unternehmungen beschäftigt, die er mit rascher Hand erledigte, ohne sie immer zur vollen Reife gedeihen zu lassen (hypomanische Züge?). Er hatte etwas vom ewig projektierenden Illusionisten, der sich jedoch niemals allzusehr von der Wirklichkeit entfernt. Er verstand es, mit berechnender Schlauheit sich den gegebenen Situationen anzupassen und mit meisterhafter diplomatischer Gewandtheit seine Vorteile herauszufinden. Die Großsprecherei, teilweise auch die haltlose Lebensführung (Verschwendungssucht) ist erklärt durch das ehrgeizige Verlangen, eine große Rolle zu spielen (Eitelkeit). Diese Tendenz war so stark, daß er sich über die Rücksicht auf seine Familie, insbesondere auf ihr leibliches Wohlergehen, unbedenklich skrupellos hinwegsetzte; ihm fehlte offenbar überhaupt die Fähigkeit zu echten Sympathiegefühlen. Die Fürsorge für seine Angehörigen spielte bei ihm nur eine sekundäre Rolle. Allerdings hören wir, daß er um die Ausbildung seiner Söhne, ja auch um das Gedeihen anderer Verwandten sich bemühte. Dabei sind aber in erster Linie eigensüchtige Tendenzen wirksam gewesen; in der Regel setzte er sich nur so weit ein, als sein eigener Ehrgeiz dabei befriedigt wurde. Der Grund seines Wesens zeigt eine ausgesprochen egoistische Einstellung. Die religiöse Umwandlung gegen Ende seines Lebens trägt den Charakter pathetisch-schwärmerischer Sentimentalität (unechte Bigotterie).

Der maßlose Ehrgeiz gibt dieser Persönlichkeit eine hochgradige neurotische Spannung, durch die sie gewissermaßen sich selbst zu Tode hetzte.

Die Mutter, MARIA LÄTTIA RAMOLINO hat zwölf Kindern das Leben geschenkt; eine Tatsache, die sie selbst durchaus natürlich fand. Sie führte ein stilles, bescheidenes Dasein als ergebene Magd des Mannes, wie es in Corsica Sitte war (eine Kritik an seinem Verhalten gab es nicht). Sie trug ihr schweres Joch (rücksichtslose Verschwendungssucht und Haltlosigkeit des Mannes) mit Geduld, ohne unter seinem Gewicht besonders zu leiden. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Mit fester, umsichtiger Hand leitete sie ihren Haushalt; von Dienstboten und Kindern verlangte sie unbedingten Gehorsam. Ihre Bildung stand auf tiefem Niveau; ihre Kenntnisse im Lesen und Schreiben wiesen empfindliche Lücken auf, nicht einmal ihre Sprache war gebildet und korrekt. Frei von jeglicher Träumerei und Sentimentalität, war sie ganz auf das Praktische eingestellt. Sie war sparsam, ja fast geizig, und mußte es sein. Mit einer gewissen Pedanterie pflegte sie aufmerksam auch die kleinsten Details zu beachten. Mütterliche Fürsorge ließ sie vor allem den kleinen Kindern angedeihen. In der Erziehung war sie streng, aber gerecht. Ungezogenheiten trieb sie durch handgreifliche Züchtigung aus. Sie wußte sich Respekt zu verschaffen und bemühte sich, ihren Kindern den Geist der Solidarität und der Wahrhaftigkeit einzugeben.

Sie verabscheute die Lüge und alles, was den Schein einer niedrigen Gesinnung an sich trug. Schön war sie, stolz, fromm und sittenrein; ganz Mutter und Ehefrau; eine Schönheit, die man bewundern muß, ohne Koketterie und Verführungskunst. Einfach und bescheiden blieb sie auch, als ihr Sohn die höchste Würde seines Reiches erklommen hatte. Obwohl ihr große Summen zur Verfügung standen, lebte sie sparsam und zurückgezogen wie früher. Sie mißtraute allem Glanze. Sogar der Krönung des Sohnes blieb sie fern. Mit instinktiver Scheu wich sie diesem ehrenvollen Feste aus; dem höchsten wohl, das die Welt einer sterblichen Mutter bieten kann. Sie konnte sich in die hohe Rolle einer Kaiserin-Mutter nicht schicken; das höfische Zeremoniell war ihr zuwider. Nur im engsten Freundeskreise war es ihr wohl, hier fühlte sie sich sicher, hier vermochte sie aus sich herauszugehen. Fremden gegenüber blieb sie schweigsam. Mit großer Sorge und innerer Angst verfolgte sie das Schicksal ihres Sohnes; sie zitterte um ihn und witterte allenthalben Verrat. Trotz alledem läßt sich eine gewisse Größe an ihr nicht verkennen. Handelte es sich um Ehre, Glück und Freiheit der Kinder, so konnte sie alles opfern. Drohte ihnen Gefahr, so setzte sie sich mit bewundernswerter Selbstlosigkeit und Energie für sie ein. Sie litt unsagbar unter den späteren Zerwürfnissen der Kinder und bemühte sich immer wieder, Frieden zu stiften. Dabei stellte sie sich gerne auf seiten der Partei, die sie unglücklich glaubte; wie sie überhaupt allen Schwachen, Kranken und Unglücklichen ihr gütiges, mildtätiges Herz zuwandte. Der Sturz des Sohnes war für sie der tiefste Schmerz ihres Lebens, doch trug sie das Schicksal mit der ihr eigenen, stolzen Ergebenheit.

Im Gegensatz zu CARLO ist LÄTITIA ein ernster beständiger Charakter mit praktisch-nüchternem Sinn, gütig, sittenrein und von großer Wahrheitsliebe. Wenn auch nicht ohne Stolz und Selbstbewußtsein, so fehlt ihr der triebmächtige Ehrgeiz des Gatten ganz und gar. Sie liebt schlichte Einfachheit, Bescheidenheit und Stille. Im engsten Kreise ihrer Häuslichkeit führt sie ein strenges und weises Regiment; eine echte Mutter, die mit wahrer Hingabe ihre Pflicht erfüllt. Nur ungern und mit Zagen wagt sie sich in die große Welt hinaus. Fern von dem allgewohnten Milieu, wird sie von Angst, Unsicherheit und Unheimlichkeitsgefühl befallen. Sie vermag der äußeren Größe ihrer Kinder nur schwer zu folgen. Fast empfindet sie die Machtstellung ihres Sohnes als eine Herausforderung des Schicksals, die zu keinem guten Ende führen kann. Es ist bei ihr eine gewisse Neigung zu ängstlichem Mißtrauen nicht zu verkennen. Und doch entfaltet sie ungeahnte Kraft, sobald es gilt, ihre Kinder zu beschützen. Sie opfert alles, wenn deren Glück auf dem Spiel steht. Dann bringt der allmächtige Mutterinstinkt alle anderen Gefühle zum Schweigen. Der Stimmungshintergrund ihrer Persönlichkeit neigte wohl dem Depressiven zu.

Die Kinder von CARLO und LÄTITIA (Geschwister NAPOLEONS).

1. JOSEF (geb. 1768), zuerst König von Neapel, später in Spanien, wo er dem Widerstand des Volkes in kürzester Zeit weichen mußte. Er besaß den leichten beweglichen Sinn des Vaters; ein Weltmann, gewandt und diplomatisch geschickt. Ein wichtiges Moment seines Wesens war die Eitelkeit. Er gefiel sich darin, wie sein Vater, als großer Herr aufzutreten. Er spielte gerne die Rolle des Königs und soll sich für einen gottgesandten, geborenen Monarchen gehalten haben; nach der Abdankung fiel es ihm recht schwer, auf diese Würde zu verzichten. Doch

fehlte ihm die unermüdlige Aktivität, die Unternehmungslust, die wir am Vater bewundern müssen. JOSEF begnügte sich mit Träumen und Wahrscheinlichkeiten; er war Illusionist ohne Freude an der aktiven Bemeisterung des Schicksals. Ja ängstlich fast und unsicher; er verstand nicht zu herrschen, ihm fehlte die Kühnheit, um den Gefahren einer Schlacht zu trotzen. Schwierigen Verhältnissen (Spanien) war er nicht gewachsen. Er hatte keinen Sinn für die Überwindung von Hindernissen. Hier scheint die Welt- und Schicksalsangst der Mutter durchzuschimmern. JOSEF war keine Kampfnatur, die sich um jeden Preis ihre Position schafft. Dem stand sein sanftes, friedliebendes Gemüt als Hemmung entgegen. Es heißt von ihm, daß er mehr Herzens- als Verstandeseigenschaften besessen habe (obwohl er nicht dumm war). Im engsten Verkehr war er treu, offen und herzensgut, dem Volke gegenüber leutselig und liebenswürdig. Er hatte den ersten Willen, für seine Untertanen zu sorgen. Er wollte von ihnen nicht gefürchtet, sondern geliebt sein. So schaffte er als König von Neapel von sich aus eine wohlthätige soziale Gesetzgebung und begünstigte gelehrte und mildtätige Unternehmungen. Er dachte zu human, um Freude am Krieg haben zu können. Er soll etwas von einem kontemplativen philosophischen Grübler an sich gehabt haben. Doch verstand er trotzdem, gut ja verschwenderisch zu leben. Auch später schuf er sich sein Dasein so angenehm wie möglich.

Wir sehen in JOSEF Eigentümlichkeiten von beiden Eltern vereint. Sanftmut, Herzensgüte und Hilfsbereitschaft (d. h. die starken sozialen Tendenzen), sowie die schicksalsängstliche Unsicherheit weisen auf die Mutter hin; ebenso das Fehlen der Aktivität im Kampf mit dem Schicksal (Leistungsehrgeiz). Doch vermischen wir den mütterlichen praktisch-nüchternen Sinn (Illusionist). Dazu gesellen sich beweglicher Geist, diplomatische Gewandtheit, Eitelkeit und genußfreudige Lebensart des Vaters (hypomanische Züge?). Diese Kombination läßt vor uns das Bild eines geistvollen, schwachen, aber anständigen, gutmütigen und sozial denkenden Herrschers entstehen.

## 2. LUCIAN (geb. 1775).

Er ist am meisten NAPOLEON ähnlich, ein guter Organisator und fähiger Führer, rasch von Entschluß, energisch und kühn, allen schwierigen Situationen gewachsen; unter Umständen auch Gewalt nicht scheuend; ein glänzender Redner, der die Menge begeistert; ein äußerst geschickter Demagoge, der alle mit sich fortreibt. Er war es, der bei Ausbruch der Revolution den BUONAPARTES die erste Stelle erkämpfte, der für NAPOLEON die Situation rettete, als er später vom Rat der 500 geächtet wurde. So fühlte er sich als der Königsmacher seines Bruders, dachte im stillen wohl, er sei ihm im Grunde überlegen. Nur ungern fügte er sich der Macht des sechs Jahre Älteren, in dem er stets den Konkurrenten sah. Von Jugend auf hatte er den Ehrgeiz, ihn zu überflügeln. Sein hochgespanntes Geltungsbedürfnis war durch den glänzenden Aufstieg NAPOLEONS aufs tiefste verletzt; er haßte ihn mit aller Kraft seines heißblütigen Herzens. Doch war er zu verwegen, zu skrupellos, zu unbeständig, zu maßlos in seinem Ehrgeiz und seiner Kampflust, um aufbauen und neue Werte schaffen zu können. Seine Unternehmungslust wagte alles und schreckte vor nichts zurück. Ihm fehlte der kühl abwägende Verstand des Staatsmannes, der die Grenzen des Möglichen zu erkennen weiß. Er spielte zu sehr die Rolle des wilden aufrührerischen Feuer-

geistes, der vor lauter Projekten und Plänen nicht zu einer kraftvollen, geordneten Gestaltung der Wirklichkeit kommt. Er lebte verschwenderisch anstatt zu arbeiten, spekulierte in Getreide, gab überladene Feste, spielte Theater und machte Verse. Er verglich sich mit Homer und kämpfte für seinen dichterischen Ruhm. Ein wenig mehr rationale „Hemmung“ und ein Grad weniger Abenteuerblut, dann wäre er fast mit NAPOLEON identisch gewesen.

LUCIAN ist in jeder Beziehung ein Ebenbild seines Vaters; mütterliche Züge lassen sich nach unserer Schilderung bei ihm nicht erkennen.

### 3. ELISA (geb. 1777), Fürstin v. LUCCA.

In jungen Jahren sehr wohlherzogen und pedantisch ohne Charme und Koketterie, blieb ihr auch später die weibliche Blüte versagt. NAPOLEON spricht von ihren männlichen Zügen. Sie wurde im Laufe der Jahre immer unansehnlicher und häßlicher, vernachlässigte ihre Kleidung; diese Dinge waren ihr gleichgültig. Zwar ließ sie sich nicht ungern von Männern den Hof machen, doch mehr aus Geltungssucht als aus erotischen Bedürfnissen. Sie behandelte ihre Liebhaber herzlos und schlecht, etwa wie ihr Bruder seine Maitressen. Ihr „Gefühl“ bestand nur in Ehrgeiz, für einen Königsmantel hätte sie jede Dummheit begangen. Ihr Geist war fast männlich zu nennen; rasch von Entschluß, energisch und willenskräftig im Handeln; ein aufrechter unbeugsamer Charakter, der NAPOLEON gelegentlich mannhaft Widerstand leistete. Sie ließ sich auch im Unglück nicht entmutigen. Schien es ihr nützlich, so konnte sie ergeben und folgsam sein; nicht selten hat sie NAPOLEON durch einschmeichelnde Liebenswürdigkeit für sich gewonnen. Ihren Mann, einen unbedeutenden Menschen, beherrschte sie vollkommen; sie regierte unter seinem Namen. Arbeit war ihr das höchste, das oberste Lebensgesetz. Sie hatte große Freude am Regieren und Verwalten. Sie förderte ihr Land in jeder Beziehung, sie pflegte Kunst und Wissenschaft, verbreitete Zivilisation und feine Sitte und hatte stets das Wohl ihrer Untertanen im Auge. Sie schuf eine neue Verfassung und hielt selbst Truppenparaden ab. An ihrem Hof herrschte strengere Etikette als bei ihrem kaiserlichen Bruder. Auch sie hatte einen gewissen Hang zu rauschenden Vergnügungen und Festen. Dazu brauchte sie Geld, was sie durch Hebung von Handel und Industrie aus ihrem Lande zu gewinnen verstand. Sie war nicht eigentlich verschwendungssüchtig. Denn, wie sie selbst einmal sagt, konnte sie sparen wie ihre Mutter, ebenso aber auch das Geld mit vollen Händen hinauswerfen, wie es ihre Brüder zu tun pflegten.

ELISAS Charakterbild schillert in allen möglichen Nuancen. Sie war eitel und geltungssüchtig wie ihr Vater, auch konnte sie herzlos sein wie er. Sie besaß seinen raschen beweglichen Geist und verstand es immer, auf diese oder jene Art ihren Willen durchzusetzen (schlau, gewandt; unternehmungslustig, Leistungsehrgeiz); dabei scheute sie nicht vor harten Kämpfen zurück. Sogar die väterliche Genußfreudigkeit und Verschwendungssucht ist bei ihr angedeutet. In diesen väterlichen Persönlichkeitskomplex (dem die unruhige Veränderungssucht und die Neigung zu sentimentaler Schwärmerei fehlte) greifen mütterliche Komponenten modifizierend ein. Sie sorgte für das Wohl ihrer Untertanen und förderte sie, soweit sie es vermochte. Sie erkannte also bestimmte soziale Pflichten für sich an, die sie mit einem gewissen ernststen Interesse durchführte. Sie ging



bei dieser Aufgabe mit klarer nüchterner Überlegung, mit derselben inneren Festigkeit und Beständigkeit zu Werke, wie es die Mutter in ihrem häuslichen Pflichtenkreis getan hatte. Diese Pflichteinstellung den Untertanen gegenüber wurde gelegentlich durch die vom Vater ererbte Vergnügungssucht durchbrochen. Und in ihren persönlichen Beziehungen herrschte vielfach die mehr skrupellose und herzlose Art des Vaters vor. Sicherlich fehlte ihr die ängstliche Lebenseinstellung, die für die mütterliche Art so charakteristisch ist.

#### 4. LUDWIG (geb. 1778), König v. Holland.

NAPOLEON bezeichnet ihn anfangs als tätig, geschickt und gefällig; er sei ein guter Kerl mit Geist und Talent, zuverlässig, voll Wärme und Herzengüte. In jungen Jahren war er seinem Bruder treu ergeben und blind gefügig. Was NAPOLEON verlangte, wurde von ihm unbedingt ausgeführt. Er hatte ein sanftes Gemüt; seine Menschenfreundlichkeit grenzte an Schwäche. Auch er legte (wie JOSEF, mit dem er manches gemeinsam hatte) besonderen Wert darauf, von seinen holländischen Untertanen nicht gefürchtet, sondern geliebt zu werden. Er begnadigte fast alle Verbrecher und dachte daran, die Todesstrafe abzuschaffen. Er wollte immer die Lasten des Landes (Heer und Steuern) vermindern, außerdem gab er viel Geld an Arme und Lumpen. NAPOLEON spricht von Humanitätsmanie. Ihm fehlte die durchgreifende Energie eines fähigen Staatsmannes. NAPOLEON nennt ihn später eine „Krämerseele“ mit „dürftigen Ideen“, „nicht großzügig“, „ohne Kraft und Charakter“. Die Rolle des Monarchen stand ihm schlecht; er war allzu skrupulös, zu wenig selbstbewußt und übertrieben nachsichtig; dabei sich der eigenen Unzulänglichkeit wohl bewußt. Er besaß keinen Ehrgeiz; der Drang, sich hervorzutun, war ihm fremd. Er sehnte sich nach Ruhe, damit er ungestört seinen literarischen und künstlerischen Interessen nachgehen konnte (schrieb selbst Romane, Memoiren und historische Aufsätze).

Zweifellos, darin sind sich alle Schilderungen einig, neigte er zu melancholischen Verstimmungen. Von Jugend auf hatte er nur wenig Freunde (meist arm und dunkler Herkunft), denen er seine Verse und seine ethisch-philosophischen Ideen vortrug. Dabei sah er eifersüchtig darauf, daß sie nur mit ihm verkehrten. Er war begeistert von deutscher Literatur (vor allem von GOETHES Werther) und neigte zu sentimentaler Gefühlsschwärmerei. Zeitweise lebte er wie ein Eremit, da er sich unsicher und verfolgt fühlte; er soll sich auch öfters mit Selbstmordgedanken getragen haben. Anders ist das Bild nach seiner Ernennung zum König. Plötzlich tritt, wie es heißt, ein „Größenwahn“ zutage. Er führt eine glänzende Hofhaltung; sie sollte, wenn möglich, glänzender sein als bei seinem kaiserlichen Bruder. Es erfaßte ihn eine krankhafte innere Unruhe. Jeden Augenblick hatte er eine andere Residenz. Er konnte sich zum Diner in drei und vier Städten ansagen, um schließlich in einer fünften zu speisen. Er versuchte, die Holländer zu sich heranzuziehen, wurde aber dauernd von einem dumpfen Mißtrauen gequält. Selbst in den einfachsten Situationen wußte er sich nicht zu helfen. Als er schließlich wegen seiner Unfähigkeit, nach dem Willen NAPOLEONS, abdanken mußte, machte er diesem bittere Vorwürfe, daß er ihm seinen von Gott übergebenen Pflichtenkreis genommen habe. Überspannt und pathetisch wirkt seine Äußerung, Gott habe ihm den Thron überantwortet, daher müsse er auch ihm folgen und nach seinem Gewissen Politik treiben. Haßerfüllt sagte er in einem Briefe, der Bruder habe ihm sein Leben vergiftet.

Gewisse Eigentümlichkeiten weist auch sein Liebesleben auf. In jungen Jahren unterhielt er längere Zeit ein platonisches Verhältnis zu einem unbekanntem jungen Mädchen. Seine Ehe mit HORTENSE BEAUHARNAIS war unglücklich. In späteren Jahren erwachte in ihm eine neue Liebe, doch lebte sie sich mehr in überschwenglichen Gedichten aus, als daß er intime Beziehungen mit der Geliebten gesucht hätte. — Seinen Kindern war er in rührender Liebe zugetan.

Im Alter stellten sich Lähmungen ein, er litt unter Kongestionen und klagte über Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit, daß er „die Gedanken verliere“.

LUDWIGS Charakter ist wohl in erster Linie durch mütterliche Erbmassen zu erklären. Ihre Wärme und Herzengüte, die hilfreiche Unterstützung von Schwachen und Kranken wird in uns lebendig, wenn wir die rührenden, fast weichlich anmutenden Humanitätsbestrebungen des holländischen Königs ins Auge fassen. Er ist zu skrupulös, er sehnt sich nach Ruhe (kein Leistungsehrgeiz, Tatendrang); ihn gelüstet im Grunde nicht nach Ehre und Ruhm. Wenn wir uns ausmalen, die Mutter LÄTITIA wäre plötzlich aus ihrem häuslichen Milieu heraus auf einen Thron gesetzt worden, so hätte sie vielleicht ein ähnliches Bild der Unfähigkeit und Hilflosigkeit gezeigt wie ihr Sohn LUDWIG. Denn als nichts anderes ist seine verzweifelte Unruhe, seine unglückliche Unstetigkeit, seine übersteigerte Prunksucht und sein krankhaftes Mißtrauen in der Regentenzeit zu werten (In der inneren Unruhe, in Größenwahn und eitler Selbsterhöhung kommt ein Stück väterlicher Veranlagung zum Ausdruck, das bei LUDWIG allerdings psychologisch anders zu werten wäre als beim Vater, nämlich im Sinne der Kompensation). Er war den Aufgaben des Monarchen in keiner Weise gewachsen, was wir mit Sicherheit auch von seiner Mutter annehmen dürfen. Doch in einer Beziehung ist er von ihr wesentlich verschieden. Statt ihres nüchternen praktischen Sinnes sehen wir bei LUDWIG übersteigertes Pathos, süßliches Schwärmertum, dessen erbbiologische Quelle vermutlich auf den Vater zurückgeht (s. dessen überspannte sentimentale Religiosität am Ende seines Lebens?). Fast möchte man an feminine Einschläge denken, womit auch sein distanzierendes erotisches Verhalten gut übereinstimmen würde<sup>1</sup>). Sein Mißtrauen hängt z. T. fraglos mit dem mütterlichen Erbteil der (bei ihm noch gesteigerten) allgemeinen Lebensunsicherheit und Schicksalsangst zusammen, die mit einer extrem selbstkritischen Einstellung verbunden ist. Die Neigung zum Mißtrauen erinnert uns an einen kleinen Zug der Mutter, die überall Verrat und Gefahr für ihren Sohn NAPOLEON witterte; doch ist diese paranoide Eigentümlichkeit bei ihr nur angedeutet. Wir dürfen ihr im ganzen wohl ein wenig mehr innere Sicherheit zuerkennen, als LUDWIG sie besitzen hat. Ihr ernstes Wesen tritt bei ihm als ausgesprochene Schwerblütig-

<sup>1</sup>) Es liegt der Verdacht nahe, daß bei LUDWIG gewisse Abwegigkeiten des Sexuallebens vorhanden gewesen sind, die allerdings für uns nicht mehr recht faßbar sind, für die wir auch keine erbbiologische Wurzel nachweisen können. Oft ist das Paranoide eine Folge von Schuldgefühlen, von ethischer Insuffizienz, die ihrerseits wieder aufs engste mit einer abnormen Sexualität in Zusammenhang steht. So könnte es bei LUDWIG sein. Wir wollen auch bedenken, daß bei der Schwester ELISA von männlichen Zügen die Rede war. Von den Eltern ist uns in sexueller Beziehung zu wenig bekannt. Der Komplex des Paranoiden ist zweifellos bei der Mutter vorgebildet gewesen. Ob auch sexuelle Abwegigkeiten bei ihr vorhanden waren, steht dahin.

keit in Erscheinung. Psychiatrisch gesprochen, wäre er ein komplizierter Typus depressiv-paranoider Psychopathie.

5. PAULINE (geb. 1782), Fürstin BORGHESE.

Sie war kapriziös und kokett, schlecht erzogen, gern lachend, immer lustig, verschwenderisch und leichtsinnig. Ihr Leben floß in Saus und Braus dahin. Liebe war ihr Ziel. Sie wollte den Männern gefallen, um sie zu verführen. Sie bewunderte sich selbst und betete ihren eigenen Körper an. Zur Erhaltung ihrer Schönheit gab sie unendliche Summen aus; sie belud sich mit Brillanten und Perlen. Sie erfand neue Moden, um auf sich aufmerksam zu machen. Ihre reiche Phantasie verwandte sie zu nichtig eitlen Zwecken. Ernste Arbeit war ihr zuwider. Sie entzückte die Männerwelt. Doch war sie unbeständig in ihrer Liebe, sie brauchte Abwechslung. Ihres Mannes, dessen alter Fürstentitel ihrem Stolz schmeichelte, wurde sie bald überdrüssig. Sie stellte sich sterbenskrank, um von ihm fortzukommen. Auch sonst brauchte sie ständig neue Reize. Sie hielt es nicht lange an einem Ort aus, gleich empfand sie Langeweile. Sie hatte unendlich viele Launen und Wünsche. Doch konnte ihr niemand gram sein, da sie im Grunde herzensgut und liebenswürdig war. Ihrem Bruder NAPOLEON war sie in abgöttischer Verehrung zugetan. Als er Geld brauchte, gab sie bereitwillig all ihren Schmuck für ihn hin. Überhaupt konnte sie gelegentlich wohlthätig und freigebig sein, wenn auch die meisten Ausgaben ihre eigene Person betrafen. Allen Gefahren gegenüber zeigte sie heroische Entschlossenheit; sie befriedigten gewissermaßen ihre Sensationslust. So ließ sie es sich nicht nehmen, ihren Mann, der am gelben Fieber erkrankt war, bis zum Tode selbst zu pflegen. Sie suchte ein Abenteuer, um über das Schicksal zu triumphieren.

Viel ist von ihrer chronischen Erkrankung die Rede (Fieber, Schmerzen, Abmagerung). Vielleicht hat es sich um ein Lungenleiden gehandelt. Sie starb „mit einem Spiegel in der Hand“.

PAULINE ist im wesentlichen ein Kind des Vaters, die weibliche Version seiner Veranlagung. Maßlos eitel und gefallsüchtig, leichtsinnig, ewig reizhungrig, stets unzufrieden, unbeständig, dabei von einer gewissen Kühnheit, heiter, ausgelassen; nicht ohne Herzensgüte (Andeutung eines mütterlichen Einschlags), doch überwiegt bei ihr die egozentrische Lebenseinstellung. Eine haltlose, kapriziöse Kokette mit gewissen ethischen Defekten. Ihr fehlte der väterliche Leistungs Ehrgeiz; der Trieb, selbstgestellte Aufgaben gegen alle Schwierigkeiten mit zäher Energie zur Lösung zu führen. Sie hatte keine Interessen, nur die des erotischen Geltungsdranges. Allein ihrem Bruder gegenüber bewies sie aktive Selbstlosigkeit und Fürsorge, die zu ihrem übrigen Wesen nicht recht passen will. Er war der einzige Mensch, der ihr wirklich imponierte; ihr Abgott, dem sie ihr Letztes opferte. In psychiatrischem Lichte erscheint sie als hypomanisch-degenerative Persönlichkeit.

6. KAROLINE (geb. 1782), Königin beider Sizilien.

Sie interessierte sich nur für Dinge, die ihr Gewinn bringen konnten. Ehrgeiz und Intrige standen ihr höher als die „Liebe“. Sie konnte freundlich sein auch gegen Menschen, die sie haßte. Sie wurde Mätresse des Gouverneurs von Paris, weil sie hoffte, ihn für ihre Pläne dienstbar zu machen. Auch scheute sie nicht davor zurück, die Ehe ihres Bruders LUDWIG zu stören um eigener Vorteile willen. Ihren Mann MURAT beherrschte sie vollkommen. Er hätte sich gerne von ihr

getrennt, doch wagte er es nicht, da er ihr die Königswürde verdankte. Sie war eine eitle kokette Dirne mit geschmeidigem, listigem Sinn; charmant und anmutig, geistvoll, mit überlegenem Verstand begabt, sehr rührig und geschäftig, immer lustig und guter Dinge, außerordentlich gewandt und geschickt in der Verfolgung ihrer Ziele. Sie trat ihrem Bruder NAPOLEON mit diplomatischer Überlegenheit entgegen; sie verstand ihn zu nehmen, wie keines ihrer Geschwister. Er hielt viel von ihr: sie sei vollkommen fähig, an der Spitze einer Regentschaft zu stehen.

Wir erkennen bei KAROLINE in dem maßlosen Ehrgeiz die Eigenart des Vaters wieder. Auch sie setzt sich mit kalter Rücksichtslosigkeit über alle Schwierigkeiten hinweg, ohne das Wohl ihrer Mitmenschen zu achten. Bei all ihren Unternehmungen geht sie mit durchtriebener Schlaueit und Gewandtheit zu Werke. Sie hat ihr Ziel fest im Auge und führt ihre Sache mit rühriger, energischer Hand zur Vollendung. Sie ist im wesentlichen ein Ebenbild ihres Vaters, vielleicht noch ein wenig skrupelloser, sicherlich aber zielbewußter und beständiger als er (letzteres ein mütterlicher Einschlag).

7. JÉRÔME (geb. 1784), König von Westfalen.

Er glich im Wesen, auch im Äußern am meisten seiner Schwester PAULINE. Ein gutmütiger, aber maßlos leichtsinniger Bonvivant, der sich nicht nur in der Jugend durch allerhand tolle Streiche hervortat. Er heiratete mit 19 Jahren in Amerika die Tochter eines einfachen Mannes. Diese Ehe wurde von NAPOLEON für ungültig erklärt. Und nachdem der erste Rausch vorüber war, sah er selbst seine Unbesonnenheit ein. Auch später noch gebärdete er sich oft wie ein übermütiger leichtfertiger Springinsfeld. In der Krone Westfalens sah er die ersehnte Gelegenheit, zu schlemmen und zu prassen. Er war ein eleganter lebenswürdiger Kavalier mit natürlicher Ritterlichkeit und Grazie; ein Freund lustiger Gesellschaft. Seine württembergische Gemahlin betrog er mit zahllosen Mätresen, doch war er stets galant gegen sie und lebte trotz allem mit ihr in glücklicher Ehe. Er machte überall Schulden, denn er brauchte unsinnige Summen für seine glanzvolle Hofhaltung. Sein Land mußte dafür bluten. So amüsierte er mehr sich als seine Untertanen. NAPOLEON sagte von ihm, er müsse streng gehalten werden. Er aber verlachte alle Ermahnungen des großen Bruders. Es war eine rasende Leidenschaft in ihm, durch theatralischen Glanz und Pomp zu imponieren.

Haltlos war er, doch nicht eigentlich schlecht. Er konnte selbst mild und großmütig sein. Zum echten Tyrannen war er nicht geboren. Sein Fehler war, daß er selbst wichtige Dinge nicht ernst nahm. So faßte er den russischen Feldzug als ein Kinderspiel auf und hat dadurch mehr als einmal seinen Bruder verärgert. Doch konnte auch NAPOLEON ihm nicht ernstlich gram sein; immer wieder wußte er durch sein angenehmes, lebenswürdiges Wesen zu versöhnen. Gerne legte er sein militärisches Kommando nieder, denn er verstand nichts von der Kriegführung. Feig war er nicht, ihm fehlte nur Exaktheit und Festigkeit.

Doch sind auch einige positive Eigenschaften nicht zu verkennen. Er besaß ein klares und gesundes Urteil. Trotz seiner haltlos-leichtsinnigen Lebensführung hat er seinem Reiche manchen Nutzen gebracht; er gab neue Gesetze, baute Straßen und Brücken und hat auch die Armen seines Landes gefördert.

JERÔME unterscheidet sich vielleicht darin noch von PAULINE, daß er mehr Gutmütigkeit und Herzlichkeit besaß, die allerdings neben der haltlos-unbeständigen, genußfreudigen Lebenseinstellung zeitweise zu verschwinden drohten. Im übrigen ist er ein getreues Abbild seiner Schwester.

Auf NAPOLEON selbst möchte ich hier nur kurz eingehen. Wir kommen später noch einmal auf ihn zurück. Wir hörten, daß LUCIAN ihm sehr ähnlich war. Zweifellos hatte NAPOLEON außerordentlich viel von der Wesensart seines Vaters. Vor allem bestand auch bei ihm eine ungeheure neurotische Spannung als Ausfluß des rasend übersteigerten Geltungsdranges. Durch sie ist in erster Linie seine Empfindlichkeit eigenen Schwächen gegenüber und seine Steigung zu maßlosen Wutausbrüchen bedingt.<sup>1)</sup> NAPOLEON ist durch und durch Machttypus, rücksichtslos, kalt, unbedenklich, gewissenlos, wenn es sich um die Durchführung seiner Pläne handelt; von unermüdlicher, zähester Energie und wilder Kühnheit seiner Entschlüsse; geschickt, gewandt und anpassungsfähig; ein Schauspieler mit großer Kraft der Selbstdarstellung. Die ungeheure geistige Beweglichkeit, die fast phantastische Fülle der Projekte und Unternehmungen hat er ebenfalls mit seinem Vater gemeinsam. Auch von Sentimentalität und überspanntem Pathos ist er nicht ganz frei. Als wichtige „Steuerung“ dieser väterlichen Eigenart fungierten mütterliche Komponenten; in erster Linie die Tendenz zur Beharrung und Beständigkeit, ferner die Fähigkeit zu nüchterner, praktischer Überlegung. Ohne sie wäre er wohl frühzeitig an der Maßlosigkeit der Projekte gescheitert; tatsächlich hat ja später dieser Konflikt ihn zugrunde gerichtet. Er war gerecht und oft in Geldangelegenheiten von berechnender Genauigkeit. Ein gewisser Hang zum Aberglauben scheint außerdem noch auf die mütterliche Schicksalsangst hinzuweisen. — NAPOLEON ist die glücklichste Kombination aus der Veranlagung seiner Eltern, was die Möglichkeit eines äußeren Erfolges anbetrifft. Seine eigene Meinung geht dahin, daß er seiner Mutter am ähnlichsten gewesen sei. Dies trifft nur bedingt zu. Die Natur seines Vaters war für ihn gleichermaßen bedeutungsvoll. Die Art seiner intellektuellen Fähigkeit müssen wir übergehen, da hierüber bei den Eltern zu wenig bekannt ist.

Ehe wir uns nun einer eingehenden Erörterung der erbbiologischen Verhältnisse in der Familie BUONAPARTE zuwenden, möchte ich einzelne Einwände vorwegnehmen: Ungenaue, vielleicht auch oberflächliche Persönlichkeitsschilderungen; Gefahr der ungewissen Konstruktion; Unmöglichkeit eines sicheren Arbeitens, da sich kein Charakter rational begreifen läßt; unsinniges Verlangen, mit biologischen Hilfsmitteln nach Aufbauelementen des Charakters zu suchen usw. Mancher mag vielleicht noch darin eine besondere Gefahr sehen, daß man bei erbbiologischen Untersuchungen allzu leicht das in die untersuchten Familienglieder hineindeutet, was man zu finden wünscht. Kurzum, man kann, wenn man es will, vieles aussetzen. Alle Einwände sind bis zu einem gewissen Grade

---

<sup>1)</sup> Äußerlich fiel Napoleon durch eine starke motorische Unruhe und durch lebhaftes Gestikulieren auf (s. F. DUMSTREY: Der erste Napoleon. O. Wigand, Leipzig 1908). Sein Habitus war gedunsen — fett. Er hatte in seiner Körperfülle etwas, das an die weibl. Form erinnerte, worüber er selbst gern scherzte. Außerdem war er am Körper fast gänzlich haarlos. So sehen wir auch bei ihm wieder feminine Einschläge (s. LUDWIG). Im Sexuellen ging ihm jegliche Hingabefähigkeit ab, trotzdem er sehr sinnlich war.

schon berechtigt<sup>1)</sup>. Gewiß wird man viele Fehler machen können. Und diese Erkenntnis soll uns zur Vorsicht mahnen; doch nicht so sehr, daß aus übergroßer Vorsicht schließlich sterile Krittelei wird.

Wenn wir NAPOLEONS Geschwisterserie unbefangen betrachten, so ergibt sich ohne weiteres — wir fühlen das intuitiv heraus, ohne daß wir uns zunächst begrifflich darüber ganz klar werden —, daß die verschiedenen Typen sich immer wieder in ganz verschiedener Form aus der Veranlagung beider Eltern zusammensetzen. Es wäre vermessen, dies bestreiten zu wollen. Dann aber müssen sich auch — und das ist die zwingende logische Schlußfolgerung — die einzelnen erbbiologischen Aufbauelemente isolieren und begrifflich fassen lassen. Diese Überzeugung steht bei mir unwandelbar fest. Allerdings wird man nicht verlangen dürfen, daß wir dieses Ziel heute schon in vollendeter Form erreichen können. Für mich war es an dieser Stelle wesentlich, die Methode und ihre Durchführung anzudeuten. Sie wird weder dadurch erschüttert, daß die einzelnen Persönlichkeitsbilder eventuell unvollständig sind, noch dadurch, daß die im folgenden herausgestellten erbbiologisch selbständigen Eigenschaften als solche später nicht bestehen bleiben.

Zunächst stellen wir als wichtiges Ergebnis unserer Untersuchung fest, daß sich für die charakterologische Eigenart jedes der Kinder erbbiologische Quellen bei den Eltern aufzeigen lassen; vielfach in eindeutiger, absolut einleuchtender Form. Dabei ergibt sich die interessante Tatsache, daß Charakterzüge der Eltern ihre „Aufbaubedeutung“ bei den Kindern ändern können (Strukturverschiebung). Eigentümlichkeiten, die bei den Eltern gewissermaßen im Zentrum, im Kern der Persönlichkeit stehen, haben für die Kinder nur periphere, nebensächliche Bedeutung; umgekehrt können nebensächliche Eigenschaften der Eltern bei den Kindern ins Zentrum der Persönlichkeit rücken. Dieser Vorgang gibt zu allen möglichen Verschiebungen der Eigenschaftsnuancen im Persönlichkeitsbild bei den Kindern Anlaß.

Einige Beispiele: Die Mutter wird gerühmt wegen ihrer selbstlosen Herzengüte und mütterlichen Fürsorge, die sie allen Schwachen und Kranken angeeignet ließ; dieser Zug hat für sie eine gewisse zentrale Bedeutung. Bei manchen Kindern (PAULINE, JÉRÔME) kommt diese Eigentümlichkeit nur schwach oder zum mindesten nur in bestimmten Lebenskreisen (etwa den Untertanen gegenüber; ELISA) und nur zeitweise (soweit nicht andere Gefühle vorherrschen) zur Geltung. Sie hat für sie mehr peripheren Charakter.

Die Mutter zeigt in bestimmten Lebenssituationen, wenn sie das ihr gewohnte häusliche Milieu verläßt, gewisse ängstliche Unsicherheits- und Unheimlichkeitsgefühle, die zu einer angedeuteten paranoiden Einstellung führen. Dieser Zug steht bei LUDWIG, dem depressiv-paranoiden Psychopathen im Vordergrund seines Wesens.

Der Vater erscheint in seinen ehrgeizigen Bestrebungen egozentrisch und rücksichtslos. Und doch ist diese Eigenschaft bei ihm nicht so vorherrschend wie etwa bei KAROLINE, der kaltberechnenden Dirne; und wohl auch bei NAPOLEON selbst.

Die väterliche haltlos-unbeständige Art steht bei PAULINE und JÉRÔME weit mehr im Vordergrund; ja sie ist für diese fast persönlichkeitsbeherrschend, jedenfalls in höherem Maße, als es beim Vater der Fall war.

<sup>1)</sup> Sie lassen sich auch auf spätere Beispiele anwenden.

Wir fragen uns, wie diese erbbiologischen Strukturverschiebungen zu erklären sind? Entweder dadurch, daß gewisse Eigentümlichkeiten, die bei den Eltern mit wirksam waren, bei den Kindern wegfallen; etwa gewisse moralische Hemmungen (Überdeckung) beim Vater, die einer allzu expansiven Ausdehnung der egozentrischen Rücksichtslosigkeit entgegengewirkt haben. Oder könnten andererseits hinzukommende Eigentümlichkeiten von der andern Elternseite dafür verantwortlich zu machen sein; so z. B. bei der selbstlosen Herzensgüte der Mutter, die sich bei manchen der Kinder infolge des väterlichen Geltungsdranges nicht recht zu entfalten vermag. Es gibt noch andere Erklärungsmöglichkeiten; z. B. homo- oder heterozygote Anlage usw. Für die Erklärung dieser Strukturverschiebung ist jedenfalls die erbbiologische Betrachtung in hohem Maße geeignet<sup>1)</sup>. Ich möchte noch einmal ausdrücklich betonen, daß natürlich die phänotypische Strukturverschiebung nicht ohne weiteres mit der genotypischen identifiziert werden darf. Die Verschiebung des phänotypischen Bildes kann jeweils ganz verschiedene genotypische Ursachen haben; und zwar Ursachen, die man im Laufe der Zeit wird erkennen können.

Die Tatsache, daß die mehr peripheren (oder teilweise latente) Eigentümlichkeiten der Eltern bei den Kindern plötzlich zentrale Bedeutung bekommen können, ist für alle die Erbfälle wichtig, in denen gewissermaßen unvorbereitet im Erbgang Charaktertypen auftreten, die in gleicher Form bei den Aszendenten nicht deutlich nachweisbar sind.

Noch wichtiger und der eigentliche Zweck unserer Betrachtung ist die Isolierung erbbiologisch selbständiger Charakterelemente. Auch auf diese Frage gibt uns die Familie BUONAPARTE eine in gewisser Hinsicht brauchbare Antwort (s. auch Tabelle 5).

Wir fassen zunächst eine Eigentümlichkeit des Vaters ins Auge, seinen Ehrgeiz. Diese Tendenz richtete sich bei ihm nicht nur darauf, den großen Herrn zu spielen, sondern auch auf die Verwirklichung seiner Pläne und Projekte. Wir müssen diese beiden Versionen der Geltungssucht voneinander unterscheiden; die reine Großmannssucht oder Eitelkeit einerseits und den Leistungsehrgeiz andererseits, der ohne einen gewissen Tätigkeitstrieb (Freude am Wirken) nicht denkbar ist. Bei den Kindern ist vielfach (PAULINE, JÉRÔME) nur die erste Eigenschaft vorhanden; d. h. es hat sich von der komplexen Eigentümlichkeit des Vaters nur eine Komponente auf diese Kinder übertragen. Dadurch wird die erbbiologische Selbständigkeit der beiden Aufbauelemente des väterlichen Geltungsdranges nahegelegt.

KAROLINE ist, wie wir festgestellt hatten, im wesentlichen ein getreues Abbild des Vaters; nur besaß sie mehr Beständigkeit und Beharrlichkeit als dieser. Die väterliche (sehr starke) Veränderungssucht ist bei ihr gewissermaßen ausgetauscht durch ein deutliches Beharrungsvermögen, das vermutlich als isolierte Eigentümlichkeit von der Mutterseite zu werten ist. So würden auch Beharrungstendenz und Veränderungssucht als erbbiologisch selbständige Eigentümlichkeiten aufzufassen sein.

<sup>1)</sup> Durch Strukturverschiebungen ist es auch zu erklären, daß periphere oder teilweise (mehr oder weniger) latente Eigentümlichkeiten eines Probanden bei nahen Verwandten oft persönlichkeitsbeherrschend sind.

Tabelle 5. Familie BUONAPARTE.

BUONAPARTE		RAMOLINO						
<p>♂ <b>CARLO</b> Ehrgeizig, geltungssüchtig. Energisch, kühn, von unermüdlicher Aktivität und großem Elan. Unruhiger Geist, beweglich, abwechslungsbedürftig, veränderungssüchtig. Illusionist, voller Projekte und Pläne. Klug, berechnend, geschickt, schlau, gewandt und anpassungsfähig. Verschwendungssüchtig, halbtölpelhaft. Rücksichtslos, egozentrisch. Im Alter pathetische Frömmerei, sentimentale Bigotterie.</p>	<p>♀ <b>MARIA LATTIA</b> Ernster, beständiger Charakter. Praktisch-nüchterner Sinn. Gültig, sittenrein, wahrheitsliebend. Schlicht, einfach, still, bescheiden. Strenge, aber gute Mutter; hingebungsvoll, pflichtteifrig, fürsorglich für alle Schwachen und Kranken. Ängstlich, unsicher, zu Unheimlichkeitsgefühlen und mißtrauischer Lebensinstellung geneigt. Frei von trauischer Eitelkeit und Geltungssucht.</p>	<p>♂ <b>JOSEF</b> Sanftmütig, schwach, herzensgut u. hilfsbereit. Schicksalsängstlich, unsicher. Ohne Elan. Beweglicher Geist. Diplomatisch gewandt. Eitel, großmannstüchtig, genussfreudig.</p>	<p>♂ <b>LUCIAN</b> Ebenbild des Vaters.</p>	<p>♀ <b>ELSA</b> Männl. Einschlägungssüchtig, oft persönlich herzlos. Beweglichen Geistes, kühn, zielbewußt, von unermüdl. Aktivität. Genussfreudig, verschwendungssüchtig. Soziales Pflichtbewußtsein. Klarer, nüchterner Verstand. Innere Festigkeit u. Beständigkeit.</p>	<p>♂ <b>LUDWIG</b> Weichl. feminin. Sanftmütig, schwach, menschenfreundlich, nachsichtig. „Ohne Kraft des Charakters.“ Hilfsreich, gütig, „Humanitätsmanie“. Skrupulos, wenig selbstbewußt, ohne Energie. Zu melancholischen Stimmungen u. zu Mißtrauen geneigt. Vorwiegend platonische Erotik. Neigung zu pathetischer Gefühlsüberschwänglichkeit. Während der Regentezeit krampfhaft übersteigerte Prunksucht.</p>	<p>♀ <b>PAULINE</b> Grazios, kokett, eitel, gefallsüchtig; ewig reizungstüchtig, unbeständig; heiter, ausgelassen. Dabei nicht ohne Herzensgüte, doch vorwiegend egozentrisch. Haltlos, ethisch defekt. Nicht ohne Mut und Kühnheit.</p>	<p>♀ <b>KAROLINE</b> Maßlos ehrgeizig, intrigant, rücksichtslos, egozentrisch. Schlaue u. gewandte. Rührig, energisch, zielbewußt, beständig und beharrlich in der Verfolgung ihrer Ziele. Charmant, anmutig; kokette Dirne. Immer lustig und guter Dinge.</p>	<p>♂ <b>JERÔME</b> Gutmütiger, leichtsinniger Bon vivant. Liebenswürdig, galant; übermütig, leichtfertig, haltlos, unbeständig, genussüchtig, eitel; doch nicht eigentlich „schlecht“. Nimm nichts ernst. Klares, gesundes Urteil. Konnte auch milde u. großmütig sein.</p>



Dieselbe Erbsituation zeigen die folgenden Beispiele:

JERÔME, ebenfalls in der Hauptsache ein Kind des Vaters, weicht insofern von diesem ab, als die väterliche, ausschließlich egozentrische Einstellung bei ihm durch mütterliche Einschläge von Gutmütigkeit und Treuherzigkeit (Mutter gütig und wahrheitsliebend) modifiziert erscheint. JERÔME ist erheblich weniger egozentrisch, rücksichtslos und berechnend als der Vater.

Noch ein weiterer mütterlicher Komplex tritt bei JERÔME auf in Form der nüchtern-praktischen (rationalen) Art des Denkens und Urteilens. Der Vater war im Gegensatz zu ihm weit mehr phantastischer Projektentwerfer und Illusionist.

Bei LUDWIG, der im übrigen der Mutter sehr ähnlich ist, finden wir statt ihres praktisch-nüchternen Sinnes Einschläge des väterlichen schwärmerisch-phantastischen Illusionsdenkens.

JOSEF zeigt neben vielfachen Eigentümlichkeiten der väterlichen Wesensart zwei mütterliche Eigenschaftskomplexe; einmal Herzensgüte und Hilfsbereitschaft, zweitens die schicksalsängstliche Unsicherheit, die ihn zum aktiven Eingreifen in schwierigen Situationen unfähig macht. Davon wäre wieder die sog. Bescheidenheit, das Fehlen großmannssüchtiger Eitelkeit zu trennen; denn diese mütterliche Eigentümlichkeit besaß er nicht.

Fassen wir kurz zusammen, so hätten wir in der Familie BUONAPARTE für folgende charakterologische Elemente (oder Komplexe) die erbbiologische Selbständigkeit wahrscheinlich gemacht.

Väterliche Eigentümlichkeiten: Großmannssüchtige Eitelkeit — Leistungsehrgeiz und Tätigkeitstrieb (Freude am Wirken) — Reizhunger, Veränderungssucht — Egozentrische Lebenseinstellung — schwärmerisches Illusionsdenken, Begeisterungsfähigkeit.

Mütterliche Eigentümlichkeiten: Beständigkeit, Beharrlichkeit (Beharrungstendenz) — Herzensgüte, Hilfsbereitschaft — Schicksalsängstliche Unsicherheit — Mangel an Eitelkeit und Ehrgeiz (Bescheidenheit) — Nüchtern, praktischer Sinn (rationale Einstellung).

Wir beobachten, wie diese Charakterzüge sich bei den Kindern zu jeweils verschiedenen Kombinationen verbinden. — Daß eine restlose Analyse zunächst unmöglich ist, brauche ich nicht ausdrücklich zu erwähnen. Selbstverständlich müssen wir noch weitere erbbiologisch selbständige Eigenschaften annehmen, die sich jedoch in diesem Falle nicht recht isolieren lassen. Die Beantwortung mancher Fragen scheidet vorerst an der Unzulänglichkeit des Materials. Wenn wir einmal eine große Zahl von Einzelanalysen überschauen, werden wir in vieler Beziehung klarer sehen.

Als zweites Beispiel wählen wir die schwedische Bauernfamilie PEHR PEHRSSON [s. LUNDBORG<sup>1</sup>].

PEHR PEHRSSON (Vater), der Sohn eines rechthaberischen schwedischen Großbauern, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Großbauer, Gerichtsbesitzer und Reichstagsabgeordneter in der Provinz Blekinge. Er war über den Durchschnitt begabt und galt als sehr heftig und herrschsüchtig. Streitigkeiten und Prozesse waren bei ihm an der Tagesordnung. Einmal stand er vor

<sup>1</sup>) Fam. Ia, I in LUNDBORG, H.: Medizinisch-biologische Familienforschung innerhalb eines 2232 köpfigen Bauerngeschlechts in Schweden. Jena: G. Fischer 1913.

Gericht sogar seinem eigenen Sohn PEHR PEHRSSON gegenüber, wegen einer groben Prügelei, bei der es sehr „hitzig und boshaft“ zuing. PEHR (Vater) schlug bei einer Besprechung, gereizt durch den Widerspruch des Sohnes, mit einem Holzschuh auf diesen ein. Der Sohn wich aus, wurde aber vom Vater „in seiner Bosheit“ immer mehr in die Enge getrieben. Das Ergebnis der Prügelei war eine Handverletzung auf seiten des Vaters, derentwegen sich der Sohn vor Gericht zu verantworten hatte. Die Gerichtsverhandlung verlief im Sande, da der Vater später seinen Strafantrag zurückzog. Sehr bezeichnend ist ein Brief des PEHR (Vater), der sich bei den Gerichtsakten findet: „Als Herr in meinem Hause und Vater meiner Kinder glaube ich das unumschränkte Recht zu haben, obwohl ohne Gewalttätigkeiten, zu tun und zu lassen, was mir beliebt. — Ich, der ich beide diese Personen vorstelle, nämlich sowohl Hausherr wie Vater, habe wohl mit der Autorität, die dem Alter zukommt, bei der erwähnten Gelegenheit mit meinem Sohne, dem Schöffen PEHR PEHRSSON, einen Wortwechsel gehabt, glaube aber wohl die ganze Welt fragen zu dürfen, wen das etwas angehen sollte, oder ob mir jemand diese angeborenen und natürlichen Rechte nehmen kann; denn ein Vater und ein Sohn, die täglich zusammenwohnen, können ja oft, ebenso wie Eheleute, mit mehr oder weniger rücksichtsvollen Worten miteinander überlegen und beraten.“ — Bei dieser „Beratung“ hatte der Vater dem Sohn seine Ansicht einprägen wollen, was ihm jedoch mißlungen war.

Aus den kernigen, markigen Worten des alten PEHR PEHRSSON (Vater) erkennen wir die harte, zähe, eigensinnige, rücksichtslose Gewaltnatur, die außer der Autorität keine andern Menschenrechte gelten läßt und selbst vor rohen Mißhandlungen der Kinder nicht zurückschreckt. Selbstbewußt, streitbar, willensstark, heftig und skrupellos egozentrisch.

KERSTA PEHRSDOTTER (Mutter) war im Gegensatz zu ihrem Mann eine zärtliche, sanftmütige Frau, die über die in der Familie waltende Uneinigkeit sehr betrübt war. Sie besaß offenbar ein gutes, warmes Herz; eine Eigenschaft, die wir bei ihrem Manne vergeblich suchen.

Wenn wir PEHR (Vater) als sthenische, egozentrische Kampfnatur bezeichnen, so gehört KERSTA zu den asthenischen, duldsamen, schwachen, gemütsweichen Charakteren, die nur zum Dienen und nicht zum Herrschen geboren sind.

Bei den Kindern schlägt mehr oder weniger die väterliche Eigenart durch.

1. KNUT PEHRSSON (Großbauer, Gerichtsbesitzer, Reichstagsabgeordneter und Mitglied der Reichsschuldenkommission) war ein angesehener und in seiner Art bedeutender Mann. Sehr früh zeigte er eine große Wißbegierde. Er vereinigte eine in seinem Stande höchst ungewöhnliche Büchergelehrsamkeit mit Liebe und Geschick für die Landarbeit; denn er gehörte zu den harten kraftbewußten Naturen, denen die körperliche Arbeit nicht als Mühe, sondern als Erquickung gilt. Trotz seiner rauen und heftigen Art erfreute er sich einer großen Beliebtheit, so daß er mit 41 Jahren einstimmig zum Reichstagsabgeordneten gewählt wurde. Nun entfaltete er eine rege politische Tätigkeit. Er arbeitete in den verschiedensten Kommissionen und Ausschüssen. Binnen kurzem war sein Ansehen in der Heimatgemeinde derart gewachsen, daß er vielfach als „Vize-Regierungspräsident“ bezeichnet wurde. Dieser glänzende Aufstieg erweckte bei vielen Mißgunst und Neid. In erster Linie traten die eigenen Geschwister gegen den

mächtigen Bruder auf. Es gab allerhand wüste Streitigkeiten. In seiner heftigen Art ließ KNUT sich mehrfach zu Beleidigungen und Drohungen hinreißen, die er regelmäßig mit großen und kleinen Gerichtsstrafen büßen mußte. Darunter litt sein Ruf, so daß er bei der Neuwahl trotz Stimmenmehrheit vom Reichstag als Kandidat nicht mehr anerkannt wurde. Die Familienstreitigkeiten — in dem geschwisterlichen Komplott war Bruder PEHR der Hauptanführer — nahmen kein Ende. Und als später PEHR zum Abgeordneten gewählt war, verließ KNUT verbitterten Herzens seine Heimat. Aber selbst am fremden Ort hatte sich seine überlegene Persönlichkeit in kurzer Zeit durchgesetzt; er wurde wieder einstimmig zum Abgeordneten gewählt. Doch hatte ihn der Reichstag auch diesmal, wegen der Angaben und Bemerkungen, die von früher her gegen ihn vorlagen, vom Stande ausgeschlossen. Gegen das Urteil gab es keinen Appell. Er mußte sich darein finden, dem politischen Leben für alle Zeiten fernzubleiben. Daraufhin schaffte er sich in der neuen Gemeinde einen Wirkungskreis und hat für allerhand soziale Einrichtungen mit unermüdlicher Aufopferung seine Kraft eingesetzt. Er war, so sagt ein Biograph, eine Wikingernatur, er liebte es, sich mit mächtigen Widerstandskräften zu messen, Streit zu suchen, um des zu erwartenden Sieges willen, der Gefahr zu trotzen und allen Feinden auf einmal die Spitze zu bieten.

In seinem Hause sah KNUT auf peinliche Ordnung. Er führte ein strenges Regiment. Seine Gewalttätigkeit schreckte selbst nicht vor seiner in jeder Hinsicht ausgezeichneten Gattin zurück. Es heißt von ihm, daß er ihr unter anderem oft mit dem Stocke in der Hand die Wichtigkeit seiner Vorschriften eingeschärft habe.

Und doch dürfen wir einen Zug nicht vergessen, der uns eine ganz andere Seite seiner Persönlichkeit enthüllt. Als 74jähriger Mann hat er beim Tode seiner Frau, die wegen ihrer seltenen Eigenschaften als Hausfrau und Gattin überall gerühmt wurde, ein rührendes Trauergedicht verfaßt. Auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten hatte KNUT Trauergesänge drucken lassen (so schreibt der Chronist), die auf ein warmes Mitgefühl, auf ein für poetische Eindrücke offenes Gemüt und lebhaft schaffende Einbildungskraft hindeuten.

Nach LUNDBORGS Schilderung scheint KNUT PEHRSSON im Laufe der Jahrzehnte offenbar ruhiger und milder geworden zu sein. Von den poetischen Trauergesängen, die ein ernstes, tiefes Gemüt verraten, wird auch erst im späteren Alter berichtet. Vielleicht konnten die zweifellos von der Mutter ererbten weichen inneren Regungen erst dann durchbrechen, als die rauhen Kampfinstinkte bei Nachlassen der jugendlichen Frische an Energie verloren hatten. Auf der Höhe seiner Kraft bietet KNUT das Bild einer unbeugsamen Gewaltnatur (väterliches Erbteil), die sich nicht davor scheut, ihren Standpunkt unter Umständen auch mit roher Gewalt zu vertreten. Er war ein reizbarer, streitsüchtiger, herausfordernder Charakter; von unerschütterlichem Selbstvertrauen und ungeheurer Energie. Im ganzen genommen war er zweifellos weniger hart und lieblos als der Vater. Bemerkenswert ist vor allem das durchaus uneigennützig-eigensinnige Sicheinsetzen für soziale Ziele, das Aufgehen in der Arbeit für die Gemeinschaft. Er verwandte seine Kraft für das Gemeinwohl, während der Vater in egozentrischer Weise seine Energie in kleinlichen Streitereien und unfruchtbaren Prozessen erschöpfte. Die gerichtlichen Konflikte hatte

KNUT in erster Linie seiner heftigen, reizbaren Gemütsart zu verdanken. Niemals unternahm er etwas, das gegen Recht und Gerechtigkeit verstoßen hätte. Sogar seine Feinde mußten zugeben, daß er ein gegebenes Wort stets einlöste, selbst wenn es gegen seinen eigenen Vorteil ging.

2. BENGTE PEHRSSON (Großbauer, Gerichtsbeisitzer) hatte keinen guten Charakter. Sein ganzes Leben war mit Streit und Haß ausgefüllt. Er war unter den Geschwistern der Hauptgegner seines Bruders KNUT. Mit allen nur möglichen Mitteln versuchte er, ihn öffentlich bloßzustellen und dadurch seine angesehene Stellung zu untergraben. Seine Gehässigkeit ging so weit, daß er sich nicht scheute, KNUT auf offener Landstraße wie ein Räuber zu überfallen. Er brach allerhand kleinliche Streitereien vom Zaun, um KNUT zu reizen und Gewalttaten bei ihm zu provozieren. Später lag er sich mit seinem Bruder PEHR in den Haaren, nachdem er vorher mit diesem zusammen gegen KNUT intrigiert hatte. Er behauptete einmal vor Gericht, aller Schaden, der ihm mit Willen und Gewalt angetan sei, komme von dem rachsüchtigen PEHR. Das ganze Land wisse, wie er jahrelang unter den Verfolgungen dieses Bruders habe leiden müssen.

Die charakterologische Reizbarkeit und Gewalttätigkeit wurde durch unverbesserliche Trunksucht noch mehr gesteigert. Mit Drohungen und Gewalttaten war er rasch bei der Hand. Seine Lust an Zwietracht und an Prozessen hat, wie es heißt, die Familie in Scham und Schande gebracht. Haß, Mißgunst, Neid und Rachsucht waren bei ihm die hervorstechendsten Charakterzüge. Sein eigenes Wohl opferte er auf, um andern Schaden und Nachteil zu schaffen. Vor allem konnte er nicht vertragen, daß sein Bruder KNUT tüchtiger war als er. Er ruhte nicht eher, als bis er diesen zu Fall gebracht hatte. Und als er KNUT nichts mehr anhaben konnte, wandte er sich gegen PEHR, von dem er sich nunmehr beeinträchtigt und verfolgt glaubte. Trotz alledem war er ein tüchtiger Landwirt, der allerdings in der Begabung weit hinter KNUT zurückstand.

BENGTE PEHRSSON ist der Typus eines rachsüchtigen, ewig gehässigen Querulanten, der seine eigene Schwäche und Unzulänglichkeit in Form der Beeinträchtigung durch andere kompensatorisch umdeutete. Rücksichtslos-egozentrisch, ohne Verantwortungsgefühl; eine reizbare Kampfnatur, doch ohne Selbstbewußtsein und innere Sicherheit. Er ist eine ins Minderwertige verzerrte Karikatur des Vaters mit absolut egoistisch gerichtetem Kampfeswillen, in die asthenische Einschläge (Neigung zu Insuffizienzgefühlen) eingestreut sind (mütterliches Erbteil). Letztere geben ihm die Färbung des ressentiment erfüllten Querulanten.

3. ELSA PEHRSDOTTER war ein kluges, aber böses Weib, die verkörperte Zwietracht und Gehässigkeit, außerordentlich stolz und herrschsüchtig. Wehe dem, der ihr, auch ohne seinen ausdrücklichen Willen, ein Unrecht oder eine kleine Kränkung zufügte. Er hatte es bitter zu büßen. Sie war verheiratet mit einem sehr friedlichen Manne, den sie voll und ganz in der Hand hatte. Sie dirigierte bis zu einem gewissen Grade ihre Brüder BENGTE und PEHR; sie schürte den Streit mit KNUT, dessen Ansehen auch ihr ein Dorn im Auge war.

ELSA ist in ihrer egozentrischen Rücksichtslosigkeit, in ihrem unbeugsamen Herrscherwillen das leibhaftige Ebenbild des Vaters. Mütterliche Charakterzüge treten bei ihr nicht hervor.

4. PEHR PEHRSSON (Sohn), Großbauer und Gerichtsbeisitzer war, wie wir hörten, einst aus der Wahlkonkurrenz mit seinem Bruder KNUT als Reichstagsabgeordneter hervorgegangen. Der Chronist schreibt: „das war der Sieg der Dummheit über das Genie, der Unbrauchbarkeit über die Tauglichkeit“. „PEHR fehlte die Macht der Rede völlig und er war auch nicht durch irgendwelches Ansehen oder Vertrauen gestützt.“ Er war das Haupt der Verschwörung gegen KNUT und ist nur auf dem Wege der Verleumdung und Verhetzung seines Bruders zu der Würde des Volksvertreters gelangt. Er ist in vieler Beziehung ein Ebenbild von BENGT, nur scheint dessen Eigenart bei ihm erheblich gemildert zu sein.

Die PEHRSSONS (s. Tabelle 6) zeigen uns, wie der übersteigerte Kampftrieb eine Familie durch Zwietracht und Uneinigkeit zersetzen kann; insbesondere dann, wenn er sich mit egozentrischer Skrupellosigkeit verbindet. Diese Kombination finden wir beim Vater und bei allen Kindern mit Ausnahme von KNUT.

Der asthenische Charakter der Mutter bringt jedoch in die Geschwisterserie gewisse individuelle Variationen hinein. Der Querulant BENGT ist ohne Einschlag von Insuffizienz- und Ohnmachtsgefühlen nicht gut denkbar. Diese Eigentümlichkeit kann nur von der Mutter stammen, denn der Vater zeichnet sich gerade durch ein gefestigtes Selbstbewußtsein aus. Bei BENGT scheint die Neigung zu Insuffizienzgefühlen als einziger mütterlicher Charakterzug wirksam zu sein. Wir sehen daher in ihr einen Anlagekomplex von relativer Selbständigkeit. Andere mütterliche Eigenschaften fehlen.

KNUT hat mit dem Vater das streitbar-heftige Gemüt und das gehobene Selbstbewußtsein gemeinsam. Doch ist bei ihm die egozentrische Skrupellosigkeit durch mütterliche Einschlüge von Gemütsweichheit und sozialen Tendenzen gemildert. Er ist der einzige unter den Geschwistern, der uneigennützig zu denken und handeln weiß. Die mütterliche Schwäche und Insuffizienz tritt bei ihm nicht wesentlich hervor.

So können wir die Veranlagung der beiden PEHRSSON-Eltern erb-biologisch in folgende selbständige Komplexe aufspalten:

Beim Vater — starkes Kampfbedürfnis und egozentrische Skrupellosigkeit; gehobenes Selbstbewußtsein.

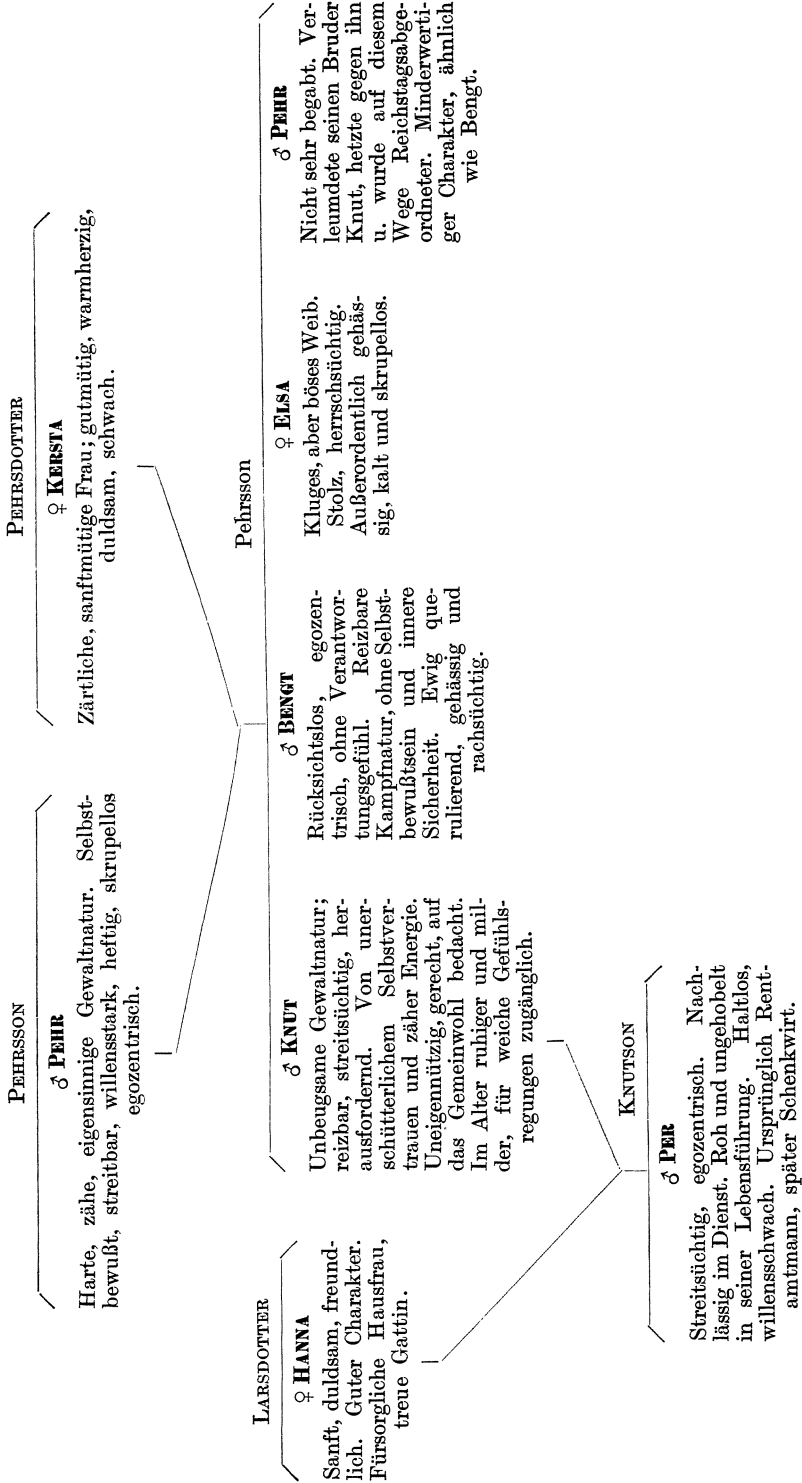
Bei der Mutter — Neigung zu Schwäche- und Insuffizienzgefühlen; Gemütsweichheit und soziale Einstellung.

Wir wollen anschließend noch kurz aus der dritten Generation einen Sohn des KNUT PEHRSSON betrachten.

KNUT (reizbare, streitsüchtige Herrennatur, rücksichtslos, unbeugsam und gemütsweich, uneigennützig zugleich) war verheiratet mit HANNA LARSDOTTER. Sie wird als sanfte duldsame Frau mit freundlichem Wesen, als fürsorgliche Hausfrau und treue Gattin geschildert; ein ungewöhnlich guter Charakter.

Der älteste Sohn, PER KNUTSON, wurde Jurist (Rentamtman), mußte jedoch wegen vielfacher Nachlässigkeiten im Dienst schon bald sein Amt quittieren. Er führte ein derart wüstes Leben (Raufereien, Trunksucht und Völlereien), daß er allmählich vom Verkehr mit der besseren Gesellschaft ausgeschlossen wurde. Eine Zeitlang noch versuchte ihn die Behörde in einer untergeordneten Sekretärstellung zu halten, doch erwies er sich auch in ihr als völlig unbrauchbar. Nach dem Ausscheiden aus dem Staatsdienst zog er sich in seine

Tabelle 6. Familie PEHRSSON (nach LUNDBORG).



Heimat zurück, wo er als Schenkwirt sein Leben fristete. Es wurde ihm in späteren Jahren manchmal vorgeworfen, daß er gerne unredliche Leute bei sich berberge.

Zweifellos ist PER in seiner streitsüchtigen und stark egozentrischen Art ein echter Sproß seines Stammes und in gewisser Hinsicht auch ein Sohn seines Vaters. Doch unterscheidet er sich von diesem in wichtigen Punkten. Ihm fehlte einmal die uneigennützig-soziale Einstellung, vor allem aber der eiserne, unbeugsame Wille, der den Vater hochgebracht hatte. Er ließ sich in willensschwacher Passivität gewissermaßen vom Schicksal und seinen eigenen Trieben leiten, anstatt mit aktiver Energie selbst das Steuer in die Hand zu nehmen. Die erbbiologische Wurzel für diese Eigenart der Willensveranlagung könnte vielleicht in der mütterlichen Veranlagung zu suchen sein; denn sanfte Naturen zeichnen sich in der Regel durch einen Mangel an Willensturgor aus.

Abgesehen von der Eigenschaftsisolierung gibt uns auch die Familie PEHRSSON Beispiele für die erbbiologische Strukturverschiebung einzelner Charaktertendenzen. Ich erinnere nur an die Gemütsweichheit bei KNUT PEHRSSON, die bei ihm von der harten und unbeugsamen Tyrannennatur mehr oder weniger zugedeckt wurde, während sie bei der Mutter im Zentrum der Persönlichkeit stand. Oder an die Willensschwäche des Enkels PER KNUTSON, die seine Persönlichkeit voll und ganz beherrschte, bei der Mutter wohl nur eine mehr periphere und von anderen Zügen modifizierte Rolle spielte. Auch hier kommen durch die Strukturverschiebung bei den Kindern ausgesprochene Verzerrungen der elterlichen Eigenart zustande.

Ausdrücklich möchte ich noch einmal betonen, daß unsere Versuche fürs erste roh und psychologisch simplifizierend anmuten müssen. Doch wird daran die Brauchbarkeit der Methode nicht scheitern. Im letzten Kapitel werde ich darauf hinweisen, was für Schwierigkeiten (vor allem begrifflicher Art) zu überwinden sind, ehe wir absolut einwandfreie Ergebnisse erwarten dürfen.

Wenn wir bisher in unserer Analyse die Beziehungen der einzelnen Anlagenelemente zueinander nur gestreift haben (s. erbbiologische Strukturverschiebungen), so kann uns doch gerade hier die Erbbiologie manche interessante Einblicke gewähren. Ganz besonders zeigt die Untersuchung komplizierter Persönlichkeiten, wie gegensätzliche Tendenzen sich in einem Individuum zusammen finden können, und was für psychologische Mechanismen und charakterologische Eigentümlichkeiten auf diese Weise zustande kommen. Diese Charakterantinomien und zunächst ihr besonderer Fall — die Kompensation — sollen uns in den folgenden Kapiteln beschäftigen.

#### 4. Die Kompensation.

Wir haben einen schüchternen, autistisch-weltfremden Träumer und Schwärmer vor uns, der sich selbst als „unglückliche Figur“ fühlt und nur mit Angst und Zagen den Mitmenschen gegenüberzutreten wagt. Wenn es diesem Menschen im Lauf der Zeit etwa gelingt, die Welt zu verachten, sich hoch über sie erhaben zu fühlen und diese Mißachtung deutlich zur Schau zu tragen, so nennen wir diesen Vorgang mit ADLER eine Kompensation. Das peinliche Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, der eigenen Insuffizienz wird durch die Steigerung

des Selbstwertbewußtseins überwunden. Dies kann mehr oder weniger plötzlich geschehen, aber auch in Form eines allmählichen Entwicklungsprozesses. Vorbedingung für den Kompensationsmechanismus ist das beschämende Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, der Schwäche und Unsicherheit in irgendeiner Beziehung. Erst auf der Basis dieses inneren Erlebnisses können die Antriebe erwachsen, die sich eine Erhöhung d. h. Sicherung des Persönlichkeitsgefühles zum Ziele setzen. Es ist dabei prinzipiell gleichgültig, ob dieser Vorgang sich voll bewußt oder mehr weniger unbewußt vollzieht. Letzten Endes ist es stets ein Sichhinwegtäuschenwollen, für das der Bewußtheitsgrad ganz unwesentlich ist.

ROUSSEAU<sup>1)</sup> ist ein typisches Beispiel. Er schreibt selbst über die Zeit seiner philosophischen Erweckung: „Ich war innerlich umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr jener schüchternen, eher verlegene als bescheidene Mensch, der sich weder zu zeigen noch zu reden wagte, den ein mutwilliges Wort aus der Fassung brachte und dem der Blick einer Frau alles Blut in die Wangen trieb. Kühn, stolz, unerschrocken zeigte ich überall eine um so festere Sicherheit, als sie schlicht war und mehr in meiner Seele als in meinem Äußeren herrschte. Die Verachtung, welche mir eine tiefdringende Betrachtung für die Sitten, Grundsätze und Vorurteile meines Jahrhunderts eingeflößt hatte, machte mich unempfindlich gegen die Spöttei derer, die sie teilten, und ich zermalmte mit meinen Aussprüchen ihre Wörtlein, wie man ein Insekt zwischen seinen Fingern zerdrückt. Welche Wandlung!“ Damit hatte er seine Verlegenheit und Schüchternheit überwunden. Er gewann einen herrlichen Sieg über die öde Scheinkultur seiner Zeit. Seine Weltanschauung bedeutete für ihn die Kompensation seiner Minderwertigkeitsgefühle.

Dieser Kompensationsmechanismus spielt in der menschlichen Psychologie, insbesondere beim differenzierten Kulturmenschen, eine große Rolle. Wir kennen die verschiedensten Formen.

So sind z. B. Menschen mit schwerblütiger Lebensauffassung oft kaum als Depressive zu erkennen [SCHNEIDER<sup>2)</sup>]. Sie sind nach außen hin durchaus nicht immer still und gedrückt. Sie steigern sich vielmehr oft in eine übertriebene Heiterkeit und Betriebsamkeit hinein, in der ihnen gar nicht wohl ist (Angst- oder Fluchtmanie). Die lebensunfrohe Stimmung, Grübelsucht und Skrupulosität versteckt sich hinter einer Maske anscheinend unkomplizierter Fröhlichkeit. Nur wer diese Menschen näher kennt, sieht ihre Achillesferse.

Nicht selten entwickelt sich auf dem Boden des depressiven Temperamentes eine andere Kompensation in Form der Neigung zur Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung. Namentlich kulturell höherstehende Depressive vergleichen sich gern mit denen, die es innerlich leicht und gut haben, die meistens einfachere, schlichte und auch wohl flachere Menschen sind. Sie sehen auf diesen Durchschnittstypus herab. Und so wandeln sie für ihre Person den eigenen Defekt in etwas Erstrebenswertes um. Es bedeutet dann das Anschleiden etwas Vornehmeres; sie empfinden sich als differenziertere, als aristokratische Menschen und geben dies auch äußerlich durch eine entsprechende Gesamthaltung kund.

<sup>1)</sup> HEIDENHAIN, A.: J. J. Rousseau. Persönlichkeit, Philosophie und Psychose. — Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens. H. 117. München: J. F. Bergmann 1924.

<sup>2)</sup> SCHNEIDER, K.: Die psychopathischen Persönlichkeiten. Handbuch d. Psychiatrie von Aschaffenburg. 1923.



Alle selbstunsicheren Naturen, die nach Geltung streben, neigen in hohem Maße zur Kompensation. Vermöge ihres Ehrgeizes, eines mehr oder weniger starken Machtstrebens, versuchen sie, dem Gefühl der eigenen Minderwertigkeit auszuweichen oder wenigstens die Unsicherheit nach außen zu verbergen. Die innere „Selbstwertleere“ und „Selbstwertsuche“<sup>1)</sup> drängt nach einer mehr oder weniger eindrucksvollen Fassade, die die Mitmenschen täuschen oder gar abschrecken soll<sup>2)</sup>. So kann sich die innerlich gefühlte Schwäche verschanzen hinter stolzem, anspruchsvollem oder gar herausforderndem Auftreten (Schüchternheit — Frechheit). Lautes Prahlen und Renommieren, Besserwissen und Rechthaberei verdeckt die Angst, nicht anerkannt und nicht beachtet zu werden. Die Leistungen anderer müssen entwertet werden, um die eigene Insuffizienz zu über-täuben. Mühsam und äußerst beschwerlich schwingt sich der ungestillte Ehrgeiz an einer unduldsamen, gehässigen Lebenseinstellung empor, wie sie für den Ressentimenttypus charakteristisch ist. Mit rücksichtsloser Herrenmoral wehrt sich der zarte Hyperästhet gegen die rauhe Wirklichkeit, der er sich sonst nicht gewachsen fühlt<sup>3)</sup>. Größenwahnsinnige Eitelkeit und müde gönnerhafte Blasiertheit sind gleichermaßen Heilmittel für den bohrenden Schmerz der eigenen Schwäche.

Bei Menschen mit verfeinerter ethischer Einstellung formt sich das kompensierende Selbstwertgefühl einen Idealtypus, mit dem man in Ehren bestehen kann. Es wird eine Rolle gespielt, vor der sich das Ich nicht zu schämen braucht. Konfabulatorische Tendenzen (Neigung zum Schwindeln) werden eingehüllt durch eine an Fanatismus grenzende Wahrheitsliebe. Aggressive Machtgelüste verstecken sich nicht selten hinter der Maske übertriebener Gewissensangst und Skrupulosität. Antimoralische Tendenzen werden durch hochgeschraubtes ethisches Pathos, durch pharisäische Bigotterie und moralischen Fanatismus zum Schweigen gebracht. Wilde, leidenschaftliche Triebe drohen die Seele in den Abgrund zu stoßen; da schafft sich das Ich wirksame Sicherungstendenzen, die der reißenden Flut einen festen Damm entgegenstellen. Weltverneinende Askese, lebensfeindliche Selbsterfleischung sollen die Stimme des Blutes übertönen. So findet der ethische Ehrgeiz seine Befriedigung vor sich selbst und vor den Menschen („Nur wer die Sünde kennt, für den gibt es ein Paradies“; HÄBERLIN).

Ein anderer Idealtypus setzt sich hochwertige Leistungen zum Ziel. Auch hier begegnen wir vielfach dem gleichen Kompensationsmechanismus. Der Aufwand eines tatkräftigen energischen Wirkens und Schaffens wird keines-

<sup>1)</sup> STORCH, A.: Zur Psychologie und Pathologie des Selbstwerterlebens. Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 37. 1918.

<sup>2)</sup> Selbstverständlich können auch körperliche Momente (Schwäche, Plumpheit, Zwergwuchs, Verkrüppelung usw.) die Wurzel der Kompensation bilden. Die physische Schwerfälligkeit soll durch geistige Beweglichkeit übertönt werden. Der Buckelige gleicht seine Schwäche aus durch gehässiges Ressentiment. URTZ geht näher auf die Frage ein, wie der Körper zu einem Moment der Charaktergestaltung werden kann.

<sup>3)</sup> SCHUBARTS Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker verfaßt. (Bücherei deutscher Autobiographen. Bd. 1. Lübeck: Antaeus-Verlag). „Eine der unbegreiflichsten Erscheinungen ist mir diese, daß, so wie es unter den Menschen Leute gibt, die das Böse unter einer heuchlerischen Maske verbergen, auch Heuchler von der entgegengesetzten Art erscheinen, die das Gute verstecken und das Schlimme herauskehren. Ein Phänomen, das ich mir nie zu erklären imstande war.“

wegs immer von unkomplizierten, robusten Kraftnaturen geleistet. Oft sind es selbstunsichere, nervöse, sensible Persönlichkeiten, deren Ehrgeiz extravagante Blüten treibt. Eine ähnliche Kontrastierung beobachten wir auch bei Naturen, die besonders unerschrocken und wagemutig erscheinen. Es gibt Menschen mit furchtsamer, ängstlicher Lebenseinstellung, denen die eigene Feigheit zur unerträglichen Qual wird. Ihr Ehrgefühl zwingt sie dazu, die innere Beschämung durch heldenmütige Tapferkeit, ja durch verbohrtete Herausforderung des Schicksals zu betäuben.

Nicht selten stehen sich mystische und rationale Einstellung in kompensatorischer Antithese gegenüber. Vielfach ist übersteigerte rationale Begrifflichkeit eine Sicherung gegen das drohende Versinken in eine mystische Innenschau.

Unter Umständen kann der Kompensationsmechanismus zu einer ausgesprochen antisozialen, gesellschaftsfeindlichen Einstellung führen. Ich entnehme der Verbrechersammlung von A. v. FEUERBACH<sup>1)</sup> einen sehr instruktiven Fall.

ANNA MARGARETHE ZWANZIGER war klein von Wuchs, hager, schief und verwachsen: kurzum ein Bild von Häßlichkeit mit bleichem, magerem, durchfurchtem Gesicht. Das ist zu viel Mißgeschick für ein eitles, gefallsüchtiges Weib. Je älter sie wurde, desto heftiger und leidenschaftlicher drängte das Geltungsverlangen nach Befriedigung, die ihr nicht beschieden sein sollte. Von Haus aus kalt und gefühllos veranlagt, wurde diese Seite ihres Wesens mehr und mehr zugespitzt. Ihr inneres Unglück trieb sie zu Härte und Boshaftigkeit, zu Menschenhaß und Menschenverachtung. Immer wieder versuchte sie als Hausfräulein oder Haushälterin hochfliegende ehrgeizige Heiratspläne zu verwirklichen. Unter der Maske demutsvoller, schlichter Vertraulichkeit und Redlichkeit wußte sie sich die Herzen ihrer Umgebung zu gewinnen. Doch wehe den Menschen, die ihre Kreise störten. Gegen sie ging sie mit rücksichtsloser Grausamkeit vor. Gift war ihr Machtmittel, mit dem sie kühl berechnend und geschickt alle Personen aus dem Wege räumte, die ihr unbequem wurden. War ihr Dienstherr verheiratet, so wurde die Gattin aus der Welt geschafft. Bemerkte sie bei einem ledigen Hausherrn, daß er zarte Bande anzuknüpfen suchte, mußte das Liebesobjekt bei einem zufälligen Besuch den Giftrank schlucken. Oder sie versetzte den Hausherrn in einen gelinden, aber anhaltenden Giftrausch, so daß die Verlobung infolge chronischen Siechtums des Bräutigams zur Auflösung kam. Wollte er auch dann nicht parieren, gab sie ihm den Todesstoß. Sie zog von einem Schauplatz ihrer grauenhaften Machtgier zum andern. In jeder Stelle wiederholten sich dieselben merkwürdigen Begebenheiten; ihr Abgang war stets mit gewissen Krankheiten oder Todesfällen der Beteiligten verbunden. Bis ihr endlich nach jahrelanger „fruchtbarer“ Tätigkeit das Handwerk gelegt wurde. Dann kam ihre heimtückische Falschheit und Verlogenheit, ihre unmenschliche Grausamkeit und Brutalität erst in vollem Umfange zutage. Sie leugnete hartnäckig und verleumdete Unschuldige. So blieb sie bis zu ihrem Henkerstode, obwohl der Beweis in jeder Beziehung als geschlossen gelten konnte.

Die Psychologie dieses Falles ist durchsichtig. Das Gefühl der körperlichen Minderwertigkeit war für sie, die eitle, geltungssüchtige Frau, unerträglich. Sie sehnte sich nach Erfolg, nach einer Machtposition, die sie jedoch mit allen erlaubten Mitteln nicht erringen konnte. Sie griff zum Gift, mit dem sie ohne viel Federlesens über das Leben ihrer Mitmenschen entschied, soweit sie ihr lästig waren oder sich ihren Plänen ostentativ widersetzten. Ja, im Laufe der Zeit liebte sie dieses Gift, wie etwa der Feldherr seine Soldaten; das Gift, das ihr die Möglichkeit gab, über das Schicksal ihrer Mitmenschen zu verfügen wie über Schachfiguren. Es war ihre Rache an der Mitwelt, die ihr das erträumte Glück versagte.

<sup>1)</sup> FEUERBACH, A. v.: Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1849.

E. SCHMIDT<sup>1)</sup> hat vor kurzem ausgeführt, daß diese Kompensationspsychologie die Leitlinie für viele Verbrechertypen darstellt. Minderwertigkeitsgefühle, oft ungewöhnlich stark entwickelt, treiben das Individuum zum ersehnten Ziel der Überlegenheit. Dieses Machtstreben richtet sich aber auf Grund eines erheblichen Mangels an Mitgefühl in rücksichtsloser Brutalität gegen die Gemeinschaftsinteressen, die als hinderlich und störend empfunden werden.

Die Überlegenheit wird auf drei verschiedenen Wegen erreicht. Zunächst durch Trotz und negativistisches Verhalten gegenüber Institutionen, welche Anerkennung verlangen; Beschimpfung religiöser Gemeinschaften, schamlose unzüchtige Handlungen als Vergehen gegen die Sitte; Anarchismus und Aufruhr als Verneinung des Staatsgedankens (s. MAX HÖLZ). Ein zweite Möglichkeit der Machtgewinnung ist die Entwertung des Mitmenschen, so z. B. Freiheitsberaubung, Tötung des Nebenbuhlers oder der ungetreuen Geliebten, Mord an lästigen unbequemen Personen, Bedrohung, Erpressung und endlich die Notzucht (hervorgehend aus einer gewissen Unsicherheit dem Weibe gegenüber mit dem Versuch, eine Situation zu schaffen, in der der Mann durch seine physischen Kräfte der unbedingt Überlegene ist). Ein dritter Typus ist der Räuber als Held und Herr (der volkstümliche RINALDO RINALDINI), der durch Verbrechen Ruhm und Ansehen erwerben möchte. Hierher gehören auch die politischen Verbrechen unreifer Jugendlicher.

Diese Beispiele mögen genügen, um die vielen Möglichkeiten der Kompensation zu zeigen.

Man fühlt sich versucht, zu fragen, welcher einigermaßen differenzierte Mensch etwa nicht kompensiert. Tatsächlich ist denn auch dieser Mechanismus außerordentlich weit verbreitet. Selbstverständlich müssen wir uns aber vor einer Übersteigerung des Begriffes hüten. Wir dürfen nicht ohne weiteres jedes charakteristische „Außenbild“ (MÜLLER-FREIENFELS) eines Menschen kurzerhand als Kompensation deuten. Es gibt selbstbewußte, energische, eitle, aggressive Menschen, bei denen wir vergeblich nach Minderwertigkeitsgefühlen suchen, deren Eigenart einfach und unkompliziert aufgebaut erscheint. Die Diagnose der Kompensation läßt sich häufig nur mit Hilfe der psychologischen Selbstschilderung stellen; und zwar in all den Fällen, wo der Beobachter nicht ohne weiteres die übersteigerte Selbstwerterhöhung als Kompensation fühlen kann, wo wir also (nach dem harmonischen Gesamteindruck) von einer gut gelungenen (gut ausbalancierten) Kompensation reden können. In der Mehrzahl der Fälle aber wird sich die Tatsache der Kompensation dem geschulten Beobachter ohne weiteres aufdrängen. Man hat den Eindruck einer maskenartigen Scheinbildung, einer Attrappe. In der oft bizarren, übertrieben pointierten Außenfassade liegt etwas Unsicheres, Halbes und Unehliches. Man hat das Gefühl, daß der Betreffende sich trotz aller Bemühungen in seiner Haut nicht recht wohl fühlt, daß er nur mit krampfhafter Anstrengung das innere Gleichgewicht halten kann.

So ist es auch zu erklären, daß man die kompensierenden Eigenschaften nicht als eigentliche Persönlichkeitsbestandteile gelten lassen möchte. Man spricht von „nur Fassade“, „nur Oberfläche“ und will damit sagen, daß der Kern des Charakters ein ganz anderer ist. Diesen muß man kennen, so heißt es, man muß

<sup>1)</sup> E. SCHMIDT: Individualpsychologie und Strafrecht. Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie. Jahrgang 2. 1923. S. 40.

die unechte Maske abreißen, wenn man einen Menschen richtig beurteilen will. Die kompensierenden Eigenschaften werden damit als etwas Unwesentliches beiseite geschoben. Man betrachtet sie wohl als einen nebensächlichen Befund. Und da mögen viele mit diesem Gedankengang die Vorstellung verbinden, daß die Art der Kompensation mit der Anlage des Individuums nichts zu tun habe, daß man sie unter allen Umständen durch eine bestimmte Erziehung und Schulung lernen („sich anquälen“) könne. Diese Auffassung halte ich nur für bedingt richtig. Auch UTRIZ spricht davon, daß wir beim Charakter keineswegs nur die tiefste Schicht berücksichtigen sollen. Das gibt nur ein verzerrtes Bild. Auch die sogenannten „belanglosen“ Äußerlichkeiten sind wichtig. Für die Kompensation läßt sich diese Auffassung direkt beweisen; denn bei außerordentlich vielen Fällen — und diese möchte ich zunächst allein ins Auge fassen — ist die Richtung der Kompensation durch anlagemäßig gegebene Momente prädestiniert. Das läßt sich zunächst einmal durch die Betrachtung mancher Einzelindividuen stützen.

Ein Beispiel möge dies erläutern: Ein junger Mann pflegt das Gefühl der inneren Schwäche und Minderwertigkeit durch ein robustes, heiteres, burschikoses, überlegen-sarkastisches Wesen zu übertrumpfen. Er spielt diese Rolle mit einer gewissen schlagfertigen Geschicklichkeit ohne Rücksicht darauf, daß er oft verletzend wirkt. Er will um jeden Preis imponieren, er will Eindruck machen und beachtet sein. So sieht ihn der fremde Beobachter. Im kleinen Kreis bei guten Freunden und Bekannten fällt diese rauhe äußere Hülle von ihm ab. Da lernt man überraschenderweise einen Menschen kennen, der unter mancherlei Nöten, unter verzweifelten Stimmungen zu leiden hat, der die ruhige kraftvolle Sicherheit dem Leben gegenüber durchaus vermissen läßt. Hier sehen wir, so könnte man sagen, sein wahres Gesicht. Die Rolle der Selbstwerterhöhung ist „nur“ eine mühsam aufgebaute „Fassade“, mit der er die Mitmenschen und vielleicht auch sich selbst täuschen möchte. Und doch werden wir anders denken, wenn wir den Entwicklungsgang näher betrachten. Als Kind, etwa bis zur Reifezeit, schien dasselbe Außenbild robuster Fröhlichkeit und überlegener Frechheit durch keinerlei komplizierte Mechanismen gestört, was ja überhaupt in diesem Lebensalter selten ist. Er machte den Eindruck eines gesunden, natürlichen, kraftstrotzenden Lausbuben. Erst allmählich in der Pubertätszeit wuchs die Depressionsneigung, das Gefühl der Unsicherheit, der inneren Unzulänglichkeit in die selbstsicher-expansive jugendliche Persönlichkeit hinein. Diese Insuffizienz formte dann die ursprüngliche Eigenart zu einer übertrieben pontiert anmutenden Maske um. — Wir sehen also, daß die spätere kompensierende Eigenschaft schon auf einer früheren ontogenetischen Stufe vorhanden war, ehe überhaupt eine Kompensation notwendig wurde. Diese Eigenschaft, an deren anlagemäßiger Bedingtheit wir kaum zweifeln können, wird später zur Kompensation, d. h. zur Übertäubung der geringen Lebendstüchtigkeit benützt. Mit andern Worten, die Kompensation geht hier den Weg einer bestimmten, in der individuellen Anlage gegebenen Eigenart.

Ganz besonders deutlich wird nun aber die konstitutionelle Begründung der Kompensationsrichtung, wenn wir erbbiologische Beispiele zu Rate ziehen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> s. auch HOFFMANN, H.: Über Temperamentsvererbung.

1. Ein junges Mädchen mit überaus zarter hyperästhetischer, sensibler Innenstruktur, die sehr leicht durch den rauhen Alltag ins Wanken gerät, pflegt ihre verwundbare Seele hinter der Maske naiv-harmloser Fröhlichkeit, hinter einem frischen, muntern, natürlichen Wesen zu verbergen. Sie ist begeistert für humanitäre und soziale Probleme, für die sie sich trotz ihrer schwachen Kräfte mit rührender Energie aufopfert.

Ihr Außenbild — wir würden sagen: ihre Maske, mit der sie Fernstehende unabsichtlich „täuscht“ — entspricht in groben Zügen der Veranlagung ihrer Mutter. Diese ist eine frische, bewegliche, geistig regsame, tätige Frau von selbstverständlicher, unkomplizierter innerer Festigkeit, gemütvoll, weich und natürlich, wie wir es bei echten zyklotymen Naturen finden. Das mütterliche Erbteil gibt der Tochter die Fassade.

Der innere Kern sensibler Empfindsamkeit weist dagegen auf den Vater zurück, der nun seinerseits wieder in anderer Weise sich sein Außenbild formte. Er deckte seine hyperästhetische Verletzbarkeit durch vornehm-steife, aristokratische Gemessenheit, durch kühlen gesellschaftlichen Formalismus zu, der sich niemals etwas vergibt.

So ist gewissermaßen der Kern, d. h. die vom Vater ererbte Eigenart von der mütterlichen Anlage sorgsam umhüllt.

2. Ein Sohn spielt die Rolle seines Vaters. Er möchte sein wie dieser, ein Eisenkopf, mit breitem, selbstbewußtem Auftreten, originell, voll lustiger Einfälle und Schnurren, ein angenehmer Gesellschafter mit urwüchsigem Humor. Doch gelingt dem Sohn diese Selbstdarstellung nur schlecht. Trotz einer gewissen Ähnlichkeit hat sein Auftreten etwas Verzerrtes, Karikiertes. Er wirkt als „komische Figur“; bizarr, steif, läppisch, albern. Es fehlt ihm die Urwüchsigkeit, das Feste, Selbstsichere und Geschlossene der Persönlichkeit des Vaters. Dafür ist ein von der Mutter ererbter Defekt an innerer Kraft und Selbstbehauptung verantwortlich zu machen, so daß die vom Vater überkommene Eigenart zur hohlen Maske herabgewürdigt wird.

3. Stolz, unnahbar, kühl und gemessen erschien das Außenbild der Tochter, mit dem sie eine versteckte innere Unsicherheit zu kompensieren vermochte. Ihre im Grunde schüchterne und verzagte Wesensart stammte vom Vater, der sich nur mühsam im Lebenskampf behauptete. Gegen dieses Erbteil wehrte sich das Blut der Mutter, die selbstbewußt erhobenen Hauptes ihren Weg ging, ohne sich durch böse Nachbarn darin stören zu lassen. So hatte denn die Tochter, der diese mütterliche Anlage zur Verfügung stand, einen festen Wall aufgebaut, hinter dem sich die innere Schwäche verschanzen konnte.

Man würde noch eine Unmenge von Beispielen finden können, um unsern Grundgedanken zu erhärten. Immer wieder würden wir feststellen, daß die Kompensation vorhandene Anlagen, ererbte Dispositionen sich zu nutzen macht.

Wir werden auf Grund unserer Betrachtung nunmehr die Kompensation mit ganz andern Augen ansehen. Wir werden bei einem bestimmten Außenbild eines Menschen nicht mehr davon reden, daß es sich „nur“ um eine unwesentliche Fassade handelt, die man bei der Charakterbeurteilung ruhig beiseite stellen kann. Vielmehr werden wir auch die kompensierende Eigenart als einen echten Persönlichkeitsbestandteil auffassen müssen, neben dem allerdings noch andere

wichtige Momente sich Geltung verschaffen möchten. Die Art der Kompensation eines Menschen gehört zu seinem innersten Wesen, trotzdem sie uns vielfach als unecht und gewaltsam vorgeschoben erscheint.

Das Problem ist nun keineswegs mit der Feststellung einer konstitutionellen Basis der Kompensationsrichtung zu Ende geführt. Unwillkürlich muß man sich fragen, wodurch denn überhaupt die Ursache der Kompensation anlagemäßig begründet ist, welche Bedingungen gegeben sein müssen, daß der Kompensationsmechanismus verwirklicht werden kann. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß es genug selbstunsichere, insuffiziente, hyperästhetische Menschen gibt, die niemals in ihrem Leben einen Kompensationsversuch unternehmen. Sie erscheinen nach außen gleichermaßen so, wie sie auch innen aufgebaut sind. Sie bemühen sich nicht, den Mitmenschen imponanter und selbstsicherer zu erscheinen. Sie sind frei von dem Ehrgeiz, vor ihrem eigenen Ich etwa kraftvoller und energischer dazustehen, als sie „in Wirklichkeit“ sind. Ihr Charakter liegt auch für den Fernstehenden offen und klar zutage. Was fehlt bei diesen Menschen, daß sie gar nicht an eine Kompensation denken? Welche Eigenschaft müßte man ihnen zugeben, damit eine Kompensation zustande käme? Zunächst einmal — das ist psychologisch ohne weiteres klar — muß eine bestimmte Schwäche, irgendeine Minderwertigkeit in bestimmter Richtung vorhanden sein<sup>1)</sup>. Ferner muß diese Schwäche subjektiv als unangenehm, als etwas Beschämendes und Verwerfliches empfunden werden. Und das ist, wie WEININGER<sup>2)</sup> nachdrücklich betont hat, nur unter einer ganz bestimmten Voraussetzung möglich. Die Selbsterkenntnis, die zur Aufdeckung unserer eigenen Fehler notwendig ist, pflegt in der Regel den komplizierten, vielseitigen, stark antinomisch aufgebauten Menschen am besten zu gelingen, wesentlich schlechter meistens den sog. unkomplizierten, d. h. den einfachen, einseitig orientierten Persönlichkeitstypen. Um sich selbst (bzw. die eigene Wesensart bei einem andern) zu erkennen, muß man auch anders sein. Die Zweiheit ist die Bedingung des Bemerkens und Begreifens. Wenn man eine Schwäche bei sich selbst erkennen soll, so muß man auch deren Gegenteil in sich haben. Von dem entgegengesetzten Pol aus kann man sie so recht studieren und betrachten; man kann sie auf diese Art auch am leichtesten verachten lernen. So kannte ZOLA den Impuls zum Lustmord deswegen so gut, weil in ihm selbst noch vieles andere war. Und SHAKESPEARE zeigt eine solche ausgezeichnete Einfühlung in die Gemeinheit des Falstaff, in die Schurkenhaftigkeit des Jago, weil auch noch gegenteilige charakterologische Tendenzen in ihm entwickelt waren. Je mehr menschliche „Typen“ und deren Gegensätze ein Mensch in sich vereinigt, desto größere Selbst- und Menschenkenntnis besitzt er. Dieser Gedanke WEININGERS ist äußerst einleuchtend; er läßt sich auch mit unseren erbbiologischen Beispielen in Einklang bringen. Bei der anlagemäßig fundierten Kompensation finden wir in der Regel gegensätzliche Strebungen in einem Individuum vereinigt, die zu einander in einem bestimmten Kampfverhältnis stehen. Ein solches Gegensatzpaar wäre z. B.: Aggressiv-

<sup>1)</sup> Die Wurzeln der Minderwertigkeitsgefühle können in den verschiedensten Persönlichkeitselementen stecken. Eine sehr wichtige Rolle spielt hier die sexuelle Veranlagung, deren Abwegigkeiten (s. KRONFELD in Kap. II) im Sinne unerträglichen Leidens sich mannigfaltig bei der Charaktergestaltung auswirken können.

<sup>2)</sup> WEININGER, O.: Geschlecht und Charakter. 25. Aufl. Wien u. Leipzig: W. Braumüller.

sadistische Schädigungstendenzen und andererseits starke Sympathiegefühle oder intensive soziale Tendenzen. Die Minderwertigkeit kann erst dadurch gefühlt werden, daß ein Persönlichkeitsteil den andern gewissermaßen beurteilt. Ohne Antinomie kommt keine Insuffizienz und auch keine Kompensation zustande. Der Sinn der Kompensation liegt in der Regel darin, daß das nützliche, erstrebenswerte (nicht immer das „gute“, höherwertige) Extrem zur Umhüllung des Gegensatzes dient. Und dies geschieht durch die Kraft eines weitverbreiteten menschlichen Triebes, der auf Selbstachtung oder Fremdachtung, auf Größe, Selbsterhöhung, Macht und Geltung gerichtet ist. Dieser Trieb muß eine gewisse Stärke, eine gewisse Potenz haben, damit die zur Kompensation erforderliche Aktivität (Antrieb) aufgebracht werden kann. Trifft das nicht zu, so bleibt der Kompensationsmechanismus latent. Mit andern Worten kann auch dann, wenn ein bipolarer Persönlichkeitsaufbau vorhanden ist, die Kompensation ausbleiben, wenn der Geltungsdrang zu schwach, zu wenig nachhaltig ist. Welche von zwei gegensätzlichen Tendenzen im Außenbild Verwendung findet, das hängt einmal ab von dem gegenseitigen Kraftverhältnis der Kontraste, zum andern von der bestimmten Richtung des Ehrgeizes, d. h. von der vorwiegenden Interesserrichtung des Individuums. Diese greift dirigierend in den Kompensationsmechanismus ein. — Es ist eine sehr merkwürdige Tatsache, daß sich die Gegensätze der Kompensation gelegentlich auch im äußeren Habitus ausdrücken. Ich denke dabei z. B. an die Menschen, deren Profil herbe Energie und Strenge zeigt, während das Gesicht (en face) zart, weich und gemütvoll erscheint. Ähnliche Disharmonien können bestehen zwischen Augenausdruck (weich) und Mundform (schroff, straff, verkniffen) oder Haltung und Sprechweise usw. Man kann dann gewissermaßen den Anlagekontrast schon äußerlich ablesen. Hierher gehören im weiteren Sinne auch die Mischformen der KRETSCHMERSCHEN Körperbautypen (pyknischer Kopf auf asthenischem Körper usw.).

Neben dieser vorwiegend konstitutionell bedingten Kompensation möchte ich noch eine andere Möglichkeit gelten lassen, die im gewissen Grade durch das Milieu geschaffen wird. Die Milieutheoretiker werden darin recht haben, daß in einer Anzahl von Fällen das Moment der Schulung, Erziehung, der Berufs-atmosphäre und der allgemeinen Lebenssituation die Kompensation in eine bestimmte Richtung treibt. Erforderlich ist auch hier ein starker Trieb nach Selbsterhöhung, das lebhafteste Bedürfnis, vor sich selbst und bei andern Achtung und Geltung zu besitzen. Doch liegen bei dieser milieuhängigen Kompensation andere Persönlichkeiten zugrunde. Es sind Menschen mit weicher, plastischer Anpassungsfähigkeit, die mit einer guten Fähigkeit zur Nachahmung und Nachbildung begabt sind. Sie sind imstande, sich in alle Situationen ohne große Schwierigkeiten einzufügen, eine bestimmte, zufällig gegebene oder aufgezwungene Rolle mit viel Geschick darzustellen. Zu dieser Art der Kompensation zählen auch die Menschen, die sich ein Idealbild „angequält“ haben, wie es irgendeinem Heros oder einer imposanten Erscheinung ihres Bekanntenkreises (möglicherweise auch dem Vater oder der Mutter) entspricht. Ich möchte den Unterschied zwischen den beiden Formen der Kompensation — der anlagebedingten und der milieuhängigen — in Parallele setzen mit zwei verschiedenen Schauspielerbegabungen. Der eine Schauspieler typus spielt nur die Rollen wirklich vorzüglich, die seiner eigenen Wesensart gewissermaßen auf den Leib geschrieben

sind; er ist durch einen bestimmt organisierten, in bestimmter Richtung festgelegten „Charakter“ ausgezeichnet. Der andere Typus ist vielseitiger und anpassungsfähiger; sein Repertoire ist nicht so leicht erschöpft, er ist gleich gut als Humorist, Liebhaber und Charakterdarsteller, wenn auch vielfach nicht in der überragenden Qualität wie der erste Typus. So sind auch die Menschen, deren Kompensation auf ganz bestimmte Anlageelemente zurückgehen, selbständige, anpassungsschwache Persönlichkeiten mit starker Betonung bestimmter Eigenschaften und Fähigkeiten. Dagegen der z. T. milieubedingte Kompensationsmechanismus vor allem solche Menschen betrifft, die mehr oder weniger ein getreues Abbild der auf sie einströmenden Umgebungseinflüsse darstellen, ohne daß sie durch bestimmte ausgeprägte, nach Unabhängigkeit strebende Anlagen daran gehindert würden.

Wir müssen in der Psychologie mit allen möglichen Übergängen und Schattierungen zwischen diesen beiden Kompensationstypen rechnen. Wichtig ist für den Erbliehkeitsforscher, daß es auch eine erbbiologisch festgelegte Richtung der Kompensation gibt. Das Milieu kann natürlich auch hier in manchen Fällen eine gewisse Bedeutung haben. So wäre es z. B. denkbar, daß je nach der Lebenssituation verschiedene Anlagen im Sinne der Kompensation ausgewählt und aktiviert werden. Derselbe Mensch könnte bei mangelnder moralischer Milieuhemmung den gehässigen Ressentimenttypus spielen, während er in einer Umgebung, die gewisse ethische Forderungen an ihn stellt, im Sinne blasierter gemessener Selbstgefälligkeit kompensiert. Milieu- und Anlageelemente können hier aufs engste miteinander verschlungen sein.

### 5. Andere Charakterantinomien.

Unsere Betrachtung der Kompensation hat uns gezeigt, daß im Charakteraufbau extreme Anlagekontraste wirksam sein können. Haben wir doch Insuffizienzgefühle und Größentendenzen in einem Individuum vereinigt gesehen; innere Leidenschaft und ruhige VernunftEinstellung oder Feigheit und Angriffslust schließen sich keineswegs aus. Es handelt sich hier um interessante und wichtige Tatsachen, die in der Psychologie bisher viel zu wenig beachtet wurden. Die Natur kann selbst schroffe Gegensätze, die eigentlich unserem Gefühl nach psychologisch nicht zusammengehören sollten, „rücksichtslos“ miteinander koppeln. Diese Erscheinung gehört zu den „unbegrenzten Möglichkeiten der Biologie“.

Die Gegensätze liegen nun im Individuum keineswegs beziehungslos nebeneinander. Es bleibt vielmehr auch bei extrem kontrastiertem Charakteraufbau — wenigstens was die Normalpsychologie anbetrifft — die Einheit der Persönlichkeit gewahrt. Eine für die Psychologie außerordentlich wichtige Frage bezieht sich nun auf die Art der inneren Beziehungen, in denen die Charaktergegensätze zueinander stehen. In der Kompensation haben wir eine bestimmte Form kennengelernt. Hier wird ein Extrem durch das andere verdrängt, dabei wirkt das verdrängte durch ständigen Kontrastreiz im Sinne einer übertriebenen, verschärfenden Pointierung der gegenteiligen Komponente. Entscheidend für die Kompensation ist stets das innere Erlebnis der kompensatorischen Beziehung, das allerdings nicht selten erst durch Analyse geweckt werden muß. Selbstverständlich sind nicht alle Charakterantinomien durch den Kompensations-



mechanismus miteinander verbunden. Es gibt eine Fülle von Kontrasttendenzen, die in irgendwelchen anderen Beziehungen der Über-, Unter- oder Nebenordnung zueinander aufgebaut sind. Oft ist es freilich schwer zu entscheiden, ob wir in einem gegebenen Falle noch eine Kompensation vor uns haben, oder ob dieser Begriff nicht mehr angemessen ist.

Charakterantinomien sind eine bei Verbrechern sehr bekannte Erscheinung; sie zeigen z. T. die Struktur der schizoiden Typen (KRETSCHMER). ASCHAFFENBURG<sup>1)</sup> weist darauf hin, daß bei manchen kriminellen Typen die widersprechendsten Eigenschaften nebeneinander stehen; krasse Brutalität und weichliche Gutmütigkeit, größte Verlogenheit und naive Offenheit, unverfrorene Frechheit und harmlose Fügsamkeit. Bei LOMBROSO<sup>2)</sup> finden wir Beispiele, die uns zeigen, daß neben absoluter Gefühllosigkeit und hochgradiger gemüthlicher Stumpfheit feinere Gefühlsregungen von einer gewissen ethischen Qualität erhalten sein können. Ein Verbrecher setzte an dem gleichen Tag, wo er einen Mord beging, sein eigenes Leben ein, um eine Katze zu retten, die eben vom Dach stürzen wollte. Ein anderer Mörder, MORO, machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, seine eigenen Kinder zu waschen und anzukleiden. Der Mörder FÉRON ging, gleich nachdem er einen Mord begangen hatte, zu den Kindern seiner Geliebten und bewirtete sie mit Leckerbissen. Der Mörder SCHUNICHT, der eine seiner früheren Geliebten auf die brutalste Weise mit geradezu schauerlicher Kaltblütigkeit ermordet hatte, zeigte direkt nach der Tat eine sehr merkwürdige Gefühlsregung. Als er das Haus der Ermordeten schon verlassen hatte, fiel ihm ein, daß ihr Kanarienvogel möglicherweise verhungern könnte, wenn der Mord längere Zeit verborgen bliebe. Diese Überlegung veranlaßte ihn dazu, umzukehren. Er streute dem Kanarienvogel reichliches Futter hin, öffnete das Bauer und riegelte das Fenster im Nebenzimmer auf, so daß der Vogel für die nächsten Tage genügend Nahrung im Zimmer fand und im schlimmsten Falle davonfliegen konnte. In einem andern Falle hatte ein Mörder einem Säugling die Flasche gereicht, dessen Mutter er eben ermordet hatte.

Mögen auch die Angaben LOMBROSOS nicht immer einer strengen Kritik standhalten können, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß brutale, gefühlsstumpfe Menschen oft eigentümlich sensible Empfindungen bekunden können. Ein charakteristischer Fall kam vor Jahren zur forensischen Begutachtung in die Tübinger Klinik.

Es war ein etwa 30jähriger Mann (gebildet), der von Jugend auf seine Umgebung mit jähzorniger Brutalität tyrannisiert hatte. Als Student ein schwerer Trinker und Raufbold geriet er durch sein wildes, unbotmäßiges Verhalten mit Gott und der Welt in Konflikt; ein Prolet in Handlung und Gesinnung, so wurde er von den meisten eingeschätzt. Wüste Alkoholexzesse steigerten diese Eigenart vielfach zu pathologischen Wutzuständen, in denen er z. B. auf seine Bundesbrüder kaltblütig mit einer Zimmerflinte schoß. Aber auch ohne Alkoholwirkung war sein Charakter von hemmungsloser Roheit beherrscht. Konnte er doch schon als kleiner Bub für andere Kinder gefährlich werden. Er liebte es, andere

<sup>1)</sup> ASCHAFFENBURG, G.: Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Heidelberg: C. Winter 1923.

<sup>2)</sup> LOMBROSO, C.: Der Verbrecher. Übersetzt von O. Fraenkel. Hamburg 1894.

zu ängstigen und zu quälen. Wenn er Blut roch, stellte sich bei ihm ein eigentümlicher „Gefühlsrausch“ ein, wie er nur bei stark sadistischer Veranlagung möglich ist. Dieser Mensch hatte sich wegen Totschlags oder Mord (Tatbestand nicht ganz geklärt) vor Gericht zu verantworten. — Auffallend war ferner bei ihm eine gewisse pseudologistische Renommiersucht und Großsprecherei. Er erfand die unglaublichsten Vorkommnisse und war bei diesem oft recht romantischen Schwadronieren von der Wahrheit dessen, was er sagte, selbst überzeugt. In merkwürdigem Kontrast zu diesen Charakterzügen stehen andere Eigenschaften, die von ihm berichtet werden. Er galt nicht nur als moralisch minderwertiger Prolet, sondern auch als Ästhet und Poet. Er besaß eine gewisse dichterische Begabung, und seine Gedichte ließen auf überschwenglich sentimentale Gefühlsregungen und Stimmungen schließen. Seinem Kind war er ein guter Vater, von seiner Frau sprach er mit ganz auffallender Wärme und echter Zärtlichkeit. Wenn es die Situation verlangte, konnte er sehr korrekt und entgegenkommend sein. Die rohe, brutale Seite seines Wesens kam in erster Linie dann zur Geltung, wenn ihm von irgendeiner Seite Unannehmlichkeiten widerfahren waren, und die so entstandenen Unlustgefühle zu einer befreienden Ableitung drängten. Unter dem Druck der inneren Spannung ließ er seinen Trieben und Gefühlen freien Lauf. In bestimmten anderen Situationen war von dem sadistisch-rohen Grundzug seines Wesens nichts zu bemerken.

Ein anderes, noch weit krasserer Beispiel ist der bekannte Raubmörder STERNICKEL, der mehr als ein Dutzend der schwersten Verbrechen auf dem Gewissen hatte und dabei mit außergewöhnlicher, abschreckender Roheit zu Werke gegangen war. Ganz anders erscheint er uns in seiner Einstellung zu Tieren, die er mit inniger zärtlicher Liebe hegte und pflegte. Wir sehen auch hier eine merkwürdige Mischung von gegensätzlichen Gefühlseinstellungen, von positiver und negativer Moralität, wobei die Extreme keine für uns durchsichtige Verbindung im Sinne der Kompensation eingehen.

In vieler Beziehung den kriminellen Typen ähnlich ist unter den genialen Persönlichkeiten NAPOLEON. Von ihm sagt LOMBROSO<sup>1)</sup>, daß er die Welt angesehen habe wie ein großes Bankett, das jedem offenstehe. Man müsse, um satt zu werden, recht lange Arme mitbringen und sich zuerst bedienen, den andern dagegen nur lassen, was übrigbleibt. In seinem maßlosen Machthunger, seinem rücksichtslosen Egoismus sah er die Menschen so, wie es für ihn gut war. Nicht als der erste Diener des Staates fühlte er sich. In seinen Augen waren vielmehr Flotte, Heer, Frankreich und die ganze Menschheit nur dazu da, um ihm zu dienen, um seine ehrgeizigen Pläne durchzusetzen. Er liebte es, die Schwächen und Leidenschaften der Menschen zu fördern, um sie auf diese Weise in seine Gewalt zu bringen. Er selbst sagte einmal von sich, daß die Gesetze der Moral und der Schicklichkeit nicht für ihn in Betracht kommen könnten. „Ich stehe abseits von allem und richte mich nach niemand.“ Gewissensbedenken kannte er nicht; er hielt das Gewissen für eine Dummheit. Sein ethisches Empfinden stand auf einer äußerst niedrigen Stufe. Kühl und berechnend verfügte er über Menschenleben, ohne mit der Wimper zu zucken. Bezeichnend ist die Äußerung

<sup>1)</sup> LOMBROSO, C.: Genie und Entartung. Übersetzt aus dem Italienischen von Dr. E. Jentsch. Leipzig: Reclam jun. 1910.

gegenüber METTERNICH in Dresden, als dieser die Bemerkung fallen ließ, der letzte Krieg habe 200 000 Mann gekostet: „Was sind mir 200 000 Mann!“ Seine Rücksichtslosigkeit überstieg fast die Grenzen des Menschenmöglichen. Unnütze Gefühle machten ihm „keinen Spaß“ [TAINÉ<sup>1</sup>]. Schon als Kind war er ein bösertiger, skrupelloser Wildling gewesen, der triebhaft seinen Machtgelüsten folgte. Schrankenlos tobte er auch später seine Leidenschaft aus. Hemmungslos aufbrausend war er in seinem Zorn. Wenn er sich verletzt fühlte — was sehr leicht geschehen konnte — trat er mit Füßen, stürzte sich auf die Leute, packte sie bei der Kehle und schlug heftig drein. Alles, was ihm Unbequemlichkeiten machte, zerstörte er. Kleidungsstücke, die ihm nicht paßten, warf er ins Feuer.

Dieser wilde, brutale Triebmensch hatte jedoch ungemein „reizbare Nerven“. In jungen Jahren trug er stets seinen Werther in der Tasche. Es heißt von ihm, daß er nicht selten Tränen vergoß, wenn er bewegt war. Er, der kaltblütig Millionen von Menschen in den Tod geführt hatte, weinte und schluchzte nach der Schlacht bei Wagram und Bautzen am Lager eines sterbenden Kameraden. Ein einfacher Gedanke konnte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüt machen und sein kaltes Herz zu Tränen rühren. Besonders interessant ist die Nervenkrise, die ihn im Jahre 1808 überfiel, als er sich zur Scheidung entschlossen hatte. Eine ganze Nacht, so schreibt TAINÉ, jammerte er und gebärdete sich wie ein Weib. Er schrie laut: „Arme Josephine, ich werde dich niemals verlassen können“. Er schloß sie zärtlich in seine Arme und bat sie, bei ihm zu bleiben. Diese wehmütige Augenblicksstimmung kostete er ganz aus. JOSEPHINE mußte sich sogleich entkleiden und sich neben ihm niederlegen. Er weinte und badete das Bett buchstäblich mit seinen Tränen. Derselbe Mensch hatte sich früher, als JOSEPHINE ihn zufällig bei einem galanten Abenteuer überraschte, voller Wut auf die unwillkommene Störerin gestürzt, die gerade noch Zeit hatte, zu entkommen. Einige Stunden darauf beleidigte er sie in gröblichster Weise und zertrümmerte alle Möbel, die ihm unter die Hände kamen, nur um sie zum Schweigen zu bringen.

Dem rücksichtslosen Gewaltmenschen waren feinere Gefühlsregungen durchaus nicht fremd. NAPOLEON selbst kannte seine Empfindsamkeit sehr wohl und hütete sich vor ihr. Die Gegensätze sind offensichtlich. Wir haben einerseits eine krasse Unempfindlichkeit des Gemütes, andererseits eine aufs höchste gesteigerte Empfindsamkeit, die immer dann durchzubrechen scheint, wenn der Machttrieb mehr in den Hintergrund tritt. Solange Ehrgeiz und Egoismus herrschen, werden alle sensiblen Regungen unterdrückt. Die Reagibilität, die an sich vorhanden ist, wird ausgeschaltet. Erst wenn die triebhaften Machtgelüste schweigen, kommen auch weiche Regungen zum Vorschein, und NAPOLEON überläßt sich ihnen mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit und Hemmungslosigkeit. So etwa könnten wir uns die Beziehung der Charakterantinomien verständlich machen. Eine Kompensation im eigentlichen Sinne liegt auch hier wohl kaum vor.

Wenn wir nun der Antinomie erbbiologisch nachgehen, so ist das übermächtige Geltungsverlangen NAPOLEONS zweifellos ein Erbeil des Vaters. Die in Augenblicksstimmungen durchbrechenden Gefühle von Weichheit und Mitleid, von sentimentaler Überschwenglichkeit sind in ihrer erbbiologischen Herkunft unklar. Wohl wissen wir von der Mutter, daß sie ausgesprochen gemütsweich

<sup>1</sup>) TAINÉ, H.: Napoleon. Deutsch von L. Wolf. Berlin: Panverlag 1912.

war. Und der Vater soll zu übersteigter pathetischer Sentimentalität geneigt gewesen sein. Doch können wir schwerlich zu einem sicheren Urteil kommen, welche Elternseite bei ihm in dieser Beziehung den Ausschlag gibt. Wir wissen nicht genau, inwieweit NAPOLEON bei den erwähnten Situationen von posierender Selbstdarstellung getrieben (väterliche Komponente), und inwieweit wirkliche echte Sympathiegefühle (Mutter) bei ihm vorhanden waren.

Mag es in diesem Falle sein, wie es will, das eine ist ohne weiteres klar: Auch die nicht kompensatorisch verbundenen Charakterantinomien haben ihre konstitutionelle Grundlage, sind also mit der erbbiologischen Methode zu fassen; und zwar muß auch die spezifische Strukturbeziehung der Gegensätze zu einander durch die Erbmasse bedingt sein.

Ich werde versuchen, diese Ansicht durch zwei Beispiele aus dem Hause HOHENZOLLERN zu belegen. Zu diesem Zwecke müssen wir uns etwas eingehender mit dieser Familie und ihren Blutquellen beschäftigen. Wir werden dabei auch eine Reihe von prinzipiell wichtigen charakterologischen Einzeltatsachen feststellen können.

Zunächst der Vater FRIEDRICHS DES GROSSEN, FRIEDRICH WILHELM I.<sup>1)</sup> (s. Tabelle 7).

Ich schicke voraus, daß die erbbiologische Analyse bei FRIEDRICH WILHELM nicht immer so ganz glatt von statten geht, da sich in ihm z. T. gleichartige Blutquellen vereinigen. So mag man in manchen Punkten schwanken, welche Ahnenfamilie den Ausschlag gegeben hat.

Greifen wir zunächst den Anlagekomplex heraus, auf dem die unverkennbare große Bedeutung beruht, die FRIEDRICH WILHELM I. als Regent gehabt hat.

Hier steht an erster Stelle seine unermüdliche Aktivität, sein ernstes Verantwortungsgefühl und sein fast pedantisch anmutender Pflichteifer. Er besaß, seinem robusten Körper entsprechend, eine ungeheure Leistungsfähigkeit. Er stellte hohe Anforderungen an sich. Er hat es stets verschmäht, sich selbst zu schonen. Auch seine Feinde konnten ihm nicht nachsagen, daß er sich Luxus und Bequemlichkeit gestattet hätte. Dieses Prinzip der Einfachheit und Sparsamkeit hat seinem Lande viel Gutes gebracht. Die verschwenderische Hofhaltung seines Vaters wurde nach dessen Tode aufs äußerste eingeschränkt. In allen Zweigen der Verwaltung führte er sparsame Wirtschaft und mustergültige Ordnung ein. Er übte in höchstgelegener Person die schärfste Kontrolle aus. Entdeckte er irgendwelche Verfehlungen und Nachlässigkeiten, so ging er unnachsichtlich streng ins Gericht. Rücksichtslos griff er gegen Schlenndrian, Bequemlichkeit und laxe Dienstauffassung der Beamten durch. Mit klarem, nüchternem Blick hat er bei seinem Regierungsantritt die Schwierigkeiten seiner verantwortungsvollen Aufgabe erkannt, die er mit durchgreifender Energie glänzend bewältigte. Für Kunst und Wissenschaft, für die ideale Seite des Lebens ging ihm zwar das Verständnis ab. Er sah nur auf das Praktische; das Nützliche zog er dem Angenehmen vor. Statt Statuen und Ziergerät ließ er Kanonen gießen.

<sup>1)</sup> STROHMAYER, W.: Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwigs II. u. Ottos I. von Bayern. Wiesbaden-München: J. F. Bergmann 1912. — HOLZHAUSEN, P.: Die welfische Erbmasse. Köln. Zeitung 1925, Literatur u. Unterhaltungsblatt Nr. 353ff. bis 383.

Mit Recht sagt LAVISSE<sup>1)</sup> von ihm, er habe nur eine geringe Zahl von Lebensbegriffen gekannt. Nämlich: „ein König muß stark sein; um stark zu sein, muß er ein gutes Heer haben; um ein gutes Heer zu haben, muß er es bezahlen können; um es zu bezahlen, muß er Geld herbeischaffen“. Nach diesen Grundsätzen lebte und handelte er. Seine Regierungstätigkeit war von praktischer Vernunft und systematischem Pflichtbewußtsein erfüllt.

Wenn wir nach einer erbbiologischen Wurzel für diesen Eigenschaftskomplex suchen, so drängen sich uns zwei Persönlichkeiten unter seinen Ahnen auf.

Zunächst seine mütterliche Großmutter, SOPHIE V. D. PFALZ, die Große Kurfürstin von Hannover. Von ihr schreibt der in damaliger Zeit berühmte Freidenker TOLAND<sup>2)</sup> (ein Engländer), daß sie stets bei überaus guter Gesundheit gewesen sei. Noch im Alter von 73 Jahren war sie munter und bei guten Kräften. Sie ging so fest und gerade als die jüngste Dame, hatte in ihrem Gesicht keine einzige Runzel, hatte aus ihrem Mund noch keinen einzigen Zahn verloren und las überdies noch ohne Brille; „wie ich denn oft gesehen habe, daß sie feingeschriebene Briefe noch des Abends in der Dämmerung gelesen hat“. Ferner rühmt er an ihr, daß sie eine sehr fleißige Arbeiterin sei; „in dem Schlosse mag man sich hinwenden wo man will, so findet man Spuren ihres Fleißes. Die Überzüge aller Stühle im Vorgemach waren von ihrer Hand gemacht. Die Zieraten um den Altar in der kurfürstlichen Kapelle sind alle nicht minder ihre Arbeit, ebenso die in der Abtei zu Lockum, noch anderer tausend Beispiele zu geschweigen . . .“ Sie war eine Frau von äußerst gesunder Konstitution und urwüchsiger Vitalkraft, die mit mütterlichem Fleiß und echt weiblicher Fürsorge in ihrem Pflichtenkreis schaltete und waltete. Von ihrer Arbeitsenergie, von ihrer unermüdbaren Aktivität und ihrem praktischen Sinn (sie besaß noch andere Eigenschaften, auf die wir später zu sprechen kommen) ist zweifellos ein gut Teil auf ihren Enkel übergegangen. Bei ihrer Tochter, der Mutter FRIEDRICH WILHELMS I., finden wir eine ganz ähnliche Pflichteinstellung. Ihr Wahlspruch lautete: „Meine Pflicht ist mein Vergnügen“.

Auf der anderen Seite ist aber der väterliche Großvater FRIEDRICH WILHELMS I., der „GROSSE KURFÜRST“ nicht zu vergessen. Auch bei ihm sind ähnliche Anlagequalitäten wie praktische Klugheit und einsichtsvolle Gründlichkeit, ernstes Pflichtbewußtsein, kraftvolle Energie klar und deutlich ausgeprägt.

Eine Entscheidung für einen dieser beiden Aszendenten ist nicht möglich. Mit Sicherheit können wir sagen, daß die guten Regenteneigenschaften aus einer der beiden Quellen stammen müssen. Vielleicht haben beide sich zu ihrem Aufbau vereinigt. In anderer Beziehung ist FRIEDRICH WILHELM von den genannten Ahnen wesentlich verschieden; sie waren ihm an Selbstsicherheit, weitschauendem Blick und Großzügigkeit unendlich überlegen. Hier ist wohl ein Zug väterlicher Geistesese mit eingeflossen.

Dieser einen Seite seines Wesens stehen andere Eigentümlichkeiten gegenüber, die seinem Persönlichkeitsbild den Stempel eines pathologischen „Affektmenschen“ aufdrücken.

Von Jugend auf bemerkte man bei FRIEDRICH WILHELM eine ungestüme Leidenschaftlichkeit, mit der er hemmungslos gegen alles anstürmte, was ihm nicht paßte. Herrisch und trotzig widersetzte er sich im Anfang allen Erziehungseinflüssen. Schon als Kind hat er mit wilder Heftigkeit gegen die Umgebung seinen Willen durchgesetzt. Er zeigte einen hartnäckigen Widerwillen

<sup>1)</sup> LAVISSE, E.: Die Jugend FRIEDRICHS D. GROSSEN. Verdeutsch von FRIEDRICH V. OPPELN-BRONIKOWSKI. Berlin: Reimar Hobbing 1919.

<sup>2)</sup> VEHSE, E.: Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Hamburg: Hoffmann & Campe 1851 ff.

gegen höfischen Luxus. Jede Verschwendung brachte ihn außer sich. Große Perücken versetzten ihn in helle Wut. Einen kostbaren Schlafrock aus Brokat warf er ins Feuer. Sollte er schön geputzt und frisiert zu Hofe geführt werden, so verkroch er sich in einem Kamin, aus dem er schwarz wie ein Schornsteinfeger hervorgezogen wurde. Einst zwang er mehrere Höflinge, ihre schönen Perücken, die 200 Taler gekostet hatten, ins Feuer zu werfen. Mit ungebändigem Negativismus lehnte er sich gegen den Vater, gegen sein prunkvolles höfisches Treiben, gegen das steife Hofzeremoniell auf, weil es seiner robusten, urwüchsigen Natur zuwiderlief. Er hatte von klein auf eine für ein Kindergemüt ungewöhnliche Liebe zur Sparsamkeit; über jede Einnahme und Ausgabe führte er musterhaft genau Buch. „Ein Geizhals in so zartem Alter!“, schreibt entsetzt seine Mutter. Wichtig ist uns, daß er schon als Knabe mit brutaler Rücksichtslosigkeit, unter Umständen sogar mit roher Gewalt sich selbst durchsetzen, seine Ansichten der Umgebung aufzwingen wollte. Diese ungestüme Gewalttätigkeit und Herrschsucht ist auch für seine spätere Entwicklung charakteristisch. Sein Temperament entbehrte jeglicher Zügelung und Beherrschung. Frau und Kinder hatten unter seinen Jähzornausbrüchen viel zu leiden. In der Behandlung seines Sohnes FRIEDRICH, über den er nach dem berühmten Fluchtversuch, in väterlicher Barbarei um ein Haar das Todesurteil ausgesprochen hätte, kommt eine wahrhaft tyrannische Grausamkeit zum Ausdruck. Auch bei seinen Untertanen war er wegen seiner Brutalität gefürchtet. Wegen geringer Kleinigkeiten verhängte er drakonische Strafen. Oft geschah es, daß er harmlose, friedliche Bürger höchst eigenhändig prügelte. Erschien er auf der Straße, so liefen sie am liebsten davon. Eines Tages soll er mit einem solchen Ausreißer folgendes Zwiegespräch geführt haben: „Warum läufst du davon?“ — „Weil ich mich fürchte.“ — „Ihr soll Euch nicht fürchten, Ihr sollt mich lieben.“ Und um ihm die Liebespflicht recht einzubläuen, prügelte er ihn weidlich durch.

Diese gewalttätige, brutal-jähzornige Despotennatur läßt sich als komplexe Erscheinung aus zwei verschiedenen Blutquellen ableiten.

Der maßlose Jähzorn, der sich bei ihm bis zu pathologischen Wutanfällen steigern konnte, ist ein hohenzollerisches Erbteil. Dieselbe stürmische Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit des Gemütes treffen wir bei dem „GROSSEN KURFÜRSTEN“ (seinem väterlichen Großvater) an. Doch war dieser im Grunde beherrscht und fähig, sein Temperament zu meistern, während FRIEDRICH WILHELM I. sich ungehemmt seinen Affekten überließ und keinerlei Rücksichten für seine Umgebung kannte. Er zeigte besonders in Zeiten der Wut, aber auch sonst, eine Kälte und Roheit des Gefühls, die wir als hannoverisches Erbteil ansprechen müssen (starke triebhafte Rücksichtslosigkeit und Egozentrität). Sein mütterlicher Großvater ERNST AUGUST VON HANNOVER, war ein Mann von kalter Berechnung, der skrupellos sein Land ausbeutete, um für seine Liebhabereien das nötige Geld herbeizuschaffen. Dessen Sohn, GEORG I. VON HANNOVER (der Muttersbruder von FRIEDRICH WILHELM I.) war ein äußerst schroffer, unliebenswürdiger Herr, der nach niemand etwas fragte; störrisch, eigensinnig, grausam, kalt wie Eis. Durch Gefühllosigkeit ist vor allem das Verhältnis zu seinem Sohn GEORG II. charakterisiert; darin offenbart sich eine merkwürdige Parallele zu FRIEDRICH WILHELM I. Auch GEORG I. war gegen seinen Sohn abstoßend bis zur Feindseligkeit (paranoider Komplex); er soll sich öfters mit dem Gedanken getragen haben, ihn zu verleugnen und von der Thronfolge auszuschließen. Endlich finden wir diesen Zug, wenn auch in gemilderter Form, bei der Mutter von FRIEDRICH WILHELM, SOPHIE CHARLOTTE VON HANNOVER, wieder. Sie verstand es, wenn sie sich gereizt oder gekränkt fühlte, ihre Gegner mit skrupelloser Rücksichtslosigkeit aus dem Sattel zu heben. Ihren Mann, FRIEDRICH I. VON PREUSSEN, hat sie stets äußerst kühl behandelt, seine Schwächen sogar mit sarkastischem Spott verhöhnt.

Diese beiden Komponenten, die hannoversche egozentrische Gefühlskälte und die hohenzollerische gemütliche Erregbarkeit und Heftigkeit sind bei der robusten Grundnatur FRIEDRICH WILHELMS I. zu dem Komplex leidenschaftlicher Brutalität verschmolzen.

Doch entdecken wir bei FRIEDRICH WILHELM noch andere Charakterzüge. Seine Vorliebe für militärische Einrichtungen ist bekannt. Er unterhielt ein stets marschbereites, schlagfertiges Heer, das die für damalige Zeiten respektable Größe von 70 000 Mann hatte. Seltsamerweise hat aber FRIEDRICH WILHELM dieses Heer kaum selbst gebraucht. Nur zweimal griff er zu den Waffen; zu Beginn seiner Regierung gegen Schweden und später gegen Frankreich in dem Streit um die polnische Thronfolge. Bei diesen Gelegenheiten hat er sich keineswegs als energischer, tatkräftiger Führer gezeigt. Er beteiligte sich bei beiden Affären nur so wenig wie möglich, nur mit Angst und Bangen. „Der König von Preußen“, so sagte der Engländer, „ist nur im eigenen Schafstall ein Wolf.“ Bei den anderen Monarchen galt er als unbeständig und unzuverlässig. PETER DER GROSSE äußerte sich einmal über ihn: „Er will gern fischen, aber ohne sich die Füße naß zu machen“. Diese Verzagtheit und Tatenscheu, mit der er sich außenpolitisch vielfach lächerlich gemacht hat, scheint seinem eigentlichen Wesen zu widersprechen, und doch war sie ein Stück seiner Natur. Sein wildes derbes Draufgängertum versagte, wenn größere außenpolitische Aufgaben an ihn herantraten. Nur in seinem eigenen Bereiche ließ er seine expansive Triebhaftigkeit spielen. Nach „Außen“ zeigte er ein anderes Gesicht.

Wir glauben in dieser Eigenart die schlaffe, friedfertige Unentschlossenheit und Selbunsicherheit seines Vaters wiederzuerkennen, des wegen seiner Schwachheit, Nachgiebigkeit und Bestimmbarkeit übel berüchtigten ersten Preußenkönigs FRIEDRICH I. Vermutlich hat das Gefühl der eigenen Insuffizienz, das, wie gesagt, für gewöhnlich nach außenhin gut verdeckt war, seine Reizbarkeit und Heftigkeit wesentlich verstärkt. Auch glauben wir hier eine Wurzel für seine pedantische Engherzigkeit suchen zu müssen.

Mit diesem Komplex der inneren Unsicherheit hängt nach unserer Auffassung auch eine andere Erscheinung bei FRIEDRICH WILHELM aufs engste zusammen. Er litt an Verstimmungen, die meistens im Zusammenhang mit Nierenkoliken und Gichtanfällen auftraten. In diesen Zeiten wurde die Fassade der äußeren Sicherheit umgeworfen. Es kamen Zustände schwächerer Verzagtheit und Zerknirschung über ihn. Er wurde von hypochondrischen Befürchtungen, von nächtlichen Angstzuständen und von Verfolgungsgefühlen gequält. Einmal brachen in einem solchen „Schwächezustand“ Anwandlungen von bigotter Frömmigkeit durch. Er ließ sich von dem Pietisten FRANKE aus Halle die Hölle heiß machen, hielt Predigten im Familienkreise, trug sich mit dem Gedanken, die Krone niederzulegen und sich mit bescheidenen Revenuen nach Wusterhausen zurückzuziehen. Hier tritt dieselbe, für gewöhnlich latente Verzagtheit und Unsicherheit hervor, die wir in seinem außenpolitischen Verhalten gefunden haben. Doch sowie er sich kräftiger fühlte, kam die aktive Gewalttätigkeit wieder zum Durchbruch.

Noch ein anderes Bild sehen wir an FRIEDRICH WILHELM, wenn wir ihn in seinem Freundeskreise beobachten. Er gönnte sich bei seinem strengen Pflichtbewußtsein nur zwei Vergnügen, die Jagd und das Tabakskollegium, wo neben der Pfeife auch der Krug eine erhebliche Rolle spielte. Hier trat er, frei von Schroftheit und Herrscherbewußtsein, als Mensch in gerader Derbheit und

schlichter Gemütlichkeit unter seine Offiziere. Bezeichnend sind die gesellschaftlichen Regeln, die er bei dieser Tafelrunde einführte, wo er nach des Tages Last und Hitze den König ablegen und Freund unter Freunden sein wollte<sup>1)</sup>. Hier herrschten einfache bürgerliche Sitten, und es war streng verboten, ihm beim Eintritt oder Fortgehen durch Aufstehen Ehrerbietung zu erweisen. Er wollte an seiner Tafelrunde keine Standesunterschiede. Charakteristisch für das ganze Milieu ist die Tatsache, daß er sich einmal allen Ernstes mit einem Major JÜRGASS duellieren wollte, von dem er sich während einer Sitzung in seiner Offizierschere angegriffen fühlte. Er schien aufzuleben, wenn er seine Königswürde abstreifen, wenn er seinem Bedürfnis nach Freundschaft und einfach-natürlicher Geselligkeit nachgeben durfte.

Bei der erbbiologischen Herkunft dieser Wesenseigentümlichkeit kann man wieder geteilter Meinung sein. Einerseits könnte man glauben, daß hier ein Zug aus pfälzischem Erbgut durchschimmert. Seine mütterliche Großmutter, SOPHIE VON DER PFALZ, zeichnete sich durch Einfachheit, Natürlichkeit, Herzlichkeit und Güte aus. Sie hat durch ihre unvergleichliche Freundlichkeit sich alle Herzen gewonnen. Und gleichermaßen müssen wir an ihre Nichte, die bekannte LISELOTTE VON DER PFALZ, denken, mit ihrer überschwenglichen Lebensfrische, der derben Offenheit und Geradheit ihres Charakters. Andererseits aber finden wir ähnliche Züge von Leutseligkeit, Vertraulichkeit und derbem Frohsinn auch beim „GROSSEN KURFÜRSTEN“ angedeutet.

Mögen auch, wie wir gesehen haben, manche der angedeuteten Blutquellen nicht eindeutig bestimmt werden können, das eine geht aus unserer Betrachtung klar hervor, daß in FRIEDRICH WILHELM I. ganz auffallende charakterologische Kontrasteigenschaften zu einer in sich widerspruchsvollen, disharmonischen Einheit verschmolzen sind, die wir bis zu einem gewissen Grade erbbiologisch auflösen können.

Wichtig ist der Nachweis, daß FRIEDRICH WILHELM in den verschiedensten Situationen ein wechselndes Gesicht gezeigt hat.

Im Freundeskreis dominiert die Tendenz zur Geselligkeit, zur Hinwendung auf eine engere Gemeinschaft, in der er sich heimisch fühlen kann. In dieser Situation schieben sich gewissermaßen bestimmte Erbmassen vor, die bei anderer Gelegenheit nicht zu ihrem Recht kommen können.

Als Herrscher ist er ernst und pflichtbewußt, aber auch brutal und gewalttätig. Seine Stellung erlaubt es ihm, sich hemmungslos seinem Zorne hinzugeben. In rücksichtsloser Tyrannei zwingt er seine Umgebung und sein Volk zur Pflicht und zum Gehorsam. Dabei stellt er auch an seine eigene Person die höchsten Anforderungen. Bis zu einem gewissen Grade sind also die egozentrischen Macht Tendenzen dem sozialen Pflichtbewußtsein — beide stammen aus verschiedenen erbbiologischen Quellen — untergeordnet. Doch nur bis zu einem gewissen Grade. Vielfach steht auch die Egozentrität im Vordergrund.

Ein wieder anderes Bild kommt in seiner außenpolitischen Stellung zum Vorschein. Hier zeigt er sich ängstlich, verzagt und tatenscheu; er will nichts riskieren. Es drängen sich in diesem Lebenskreis als Gefühle der Insuffizienz und Ängstlichkeit wiederum andere Erbmassen vor, die man sonst nur noch in Zeiten körperlicher Schwäche bei ihm beobachten kann.

<sup>1)</sup> KÜNTZEL, GEORG: Die drei großen Hohenzollern. Stuttgart u. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1922.



Je nach der Situationseinstellung wechselt das Persönlichkeitsbild dadurch, daß immer wieder andere Tendenzen, d. h. andere, von jeweils verschiedenen Ahnen ererbte Eigentümlichkeiten die Oberhand gewinnen. Tendenzen, die in der einen Situation vorherrschen, sind in der anderen mehr oder weniger bedeutungslos.

Diese merkwürdigen, durch die jeweilige Situation gegebenen Strukturverschiebungen liegen in der Qualität der einzelnen Charakterstrebungen begründet. FRIEDRICH WILHELM I. ist nur insoweit ein rücksichtsloser Despot (diese Einstellung wird unterstützt durch jähzornige Reizbarkeit), als er nicht durch seine Pflichteinstellung und ferner durch ängstliche Verzagtheit daran gehindert ist. Diese hemmen gewissermaßen die allzu üppige Entfaltung despotischer Willkür in bestimmten Lebenskreisen, die eine in inner-, die andere in außenpolitischer Beziehung. Sein Bedürfnis nach gemüthlicher Geselligkeit kommt nur dann zu Wort, wenn er den Pflichtmenschen abstreifen kann; damit ist aber auch seine Despoteneinstellung ausgeschaltet. Die Leitidee seines Lebens war strengste Verantwortungsfreudigkeit; ihr mußten sich mehr oder weniger alle anderen Tendenzen unterordnen.

Würde eines dieser Elemente seines Ahnenblutes fehlen oder auch nur eine der Tendenzen abgeschwächt werden, so würden wir ein ganz anderes Charakterbild, d. h. eine andere Persönlichkeitsstruktur vor uns haben.

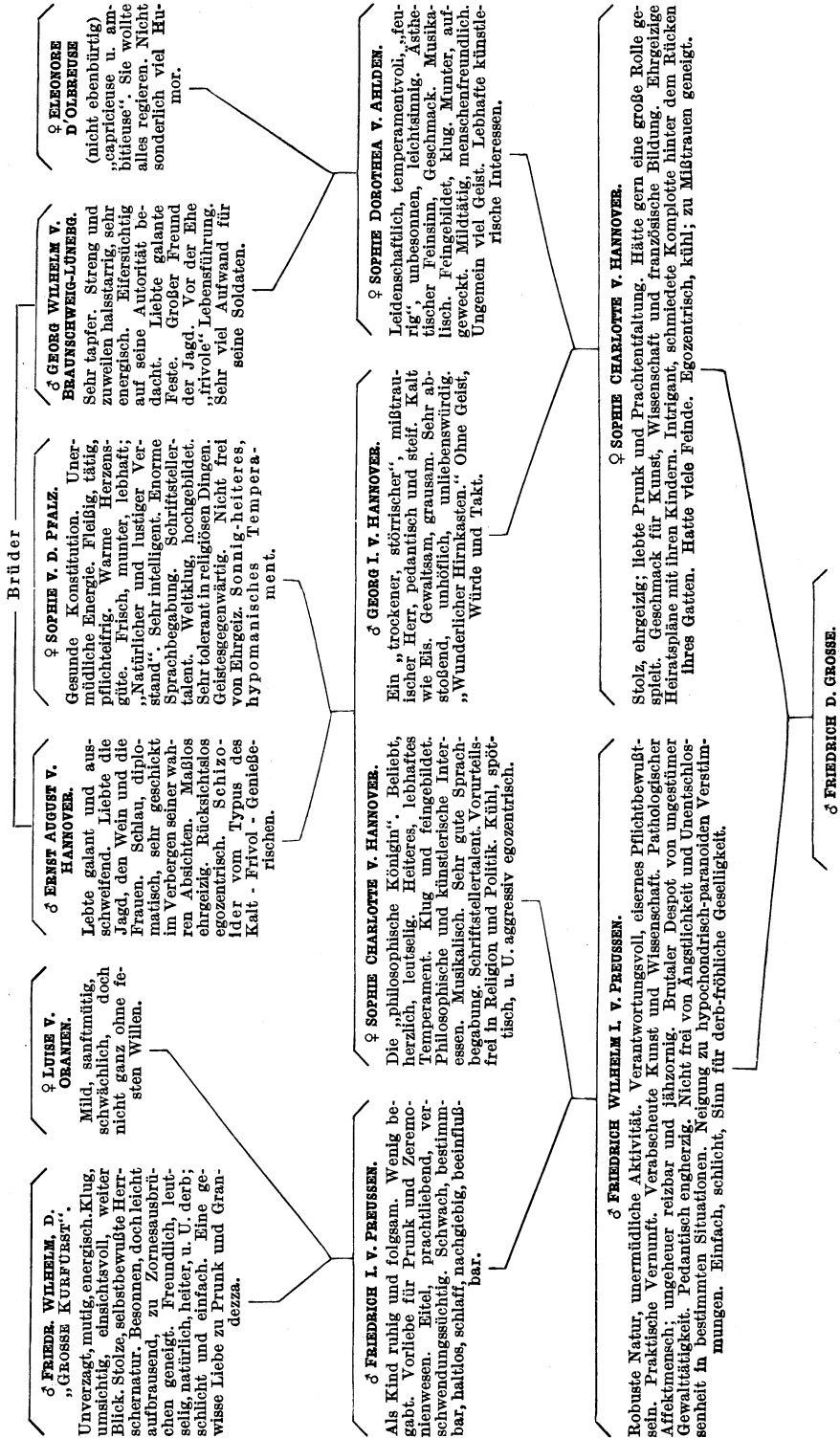
Die Tatsache des charakterologischen Widerspruchs trifft für seinen Sohn, FRIEDRICH II., DEN GROSSEN, in noch weit ausgeprägterem Maße zu (s. Tabelle 7).

Auch hier bietet uns die erbbiologische Analyse manches Interessante.

Zwei wichtige Grundtendenzen sind für FRIEDRICH DEN GROSSEN, für seine Entwicklung und seinen Aufstieg von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Das ist einmal das pflichtbewußte Verantwortungsgefühl und zum andern der hochgespannte Ehrgeiz, beide unterstützt durch robuste Leistungsfähigkeit.

Das Pflichtbewußtsein, das gegen sich selbst unerbittliche Verantwortungsgefühl stammt, wie wir gesehen haben, von seinem Vater. Es ist in direkter Linie von der pfälzischen Urgroßmutter auf ihn vererbt. Seine väterliche Großmutter hatte den Grundsatz: „Meine Pflicht ist mein Vergnügen.“ Ein Ausspruch seines Vaters lautete: „Zur Arbeit sind die Fürsten geboren.“ Bei FRIEDRICH selbst finden wir die gleiche Pflichtauffassung seines Berufes. Nach strengen Grundsätzen hat er gelebt und gehandelt. Mit eiserner Konsequenz ist er für seine Prinzipien eingetreten. Er sorgte für menschliche Behandlung seiner Soldaten, für gerechte Verteilung aller Lasten und Abgaben. Die soziale Idee war ihm leitender Gesichtspunkt. Dabei hat er, wie auch sein Vater, in weiser, verantwortungsvoller Vorsicht stets selbst das Regiment geführt. Er war der erste Diener seines Staates. „Der Fürst muß sein eigener Heerführer und Politiker sein. Er muß das Kriegshandwerk verstehen, die Ordnung und Manneszucht in seiner Armee aufrecht erhalten, sie selbst führen, ihre Strapazen teilen, sie durch seine Gegenwart ermutigen“ (Antimachiavell). Er war der All-Leiter seines Staates. Die Minister waren nicht selbständig, nur seine Werkzeuge. Er verließ sich auf niemand. Er allein beherrschte das Militärwesen und die Verwaltung. Auf seinen Reisen übte er die schärfste

Tabelle 7. Ahnentafel FRIEDRICHS D. GROSSEN.



Kontrolle aus. Alle seine Regierungsgeschäfte wurden nach einer streng durchgeführten Ordnung gewissenhaft erledigt. Er besaß die „Grille, nichts halb zu tun . . .“ In mustergültiger sozialer Fürsorge hat er für sein Volk gearbeitet.

Erleichtert wurde ihm die praktische Konsequenz seiner Ideen durch die vom Vater ererbte Eigentümlichkeit einer ungeahnten Leistungsenergie und zäher Vitalität. Bis zu seinem 60. Lebensjahre pflegte er morgens um 4 Uhr aufzustehen und den ganzen Tag unausgesetzt tätig zu sein. Er verstand es, mit der Zeit möglichst ökonomisch umzugehen und hat es auf diese Weise zu enormen Arbeitsleistungen gebracht. Alle seine Anordnungen diktierte er in die Feder oder schrieb sie eigenhändig nieder. Nach Erledigung des Dienstes suchte er den Schreibtisch auf aus einem inneren Trieb zum Schreiben. Er schrieb daheim, im Feldlager und im buchstäblichen Sinne auch zwischen den Schlachten. Er übertraf an Fruchtbarkeit den schreibseligsten Schriftsteller. Er besaß die bewundernswerte Fähigkeit, von der einen Tätigkeit ganz unvermittelt und ganz gesammelt zu einer anderen, unter Umständen völlig entgegengesetzten überzugehen. Ermüdung kannte er nicht. „Der Mensch ist“, so sagte er, „zum Handeln geschaffen.“ Alle Strapazen und Aufregungen des Feldzuges waren nicht imstande, seine Widerstandskraft lahmzulegen. Er blieb in allen Situationen frisch und tatenfreudig; er war es, der immer wieder seine Leute anfeuerte und begeisterte, wenn sie zu erliegen drohten. Diese ungeheure Spannkraft beweist eine Festigkeit und Zähigkeit der körperlichen Konstitution, wie wir sie auch bei seinem Vater kennengelernt hatten<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die strapaziöse Erfüllung seiner Pflicht und die wirklich erstaunliche Selbstdisziplin, die dem eigenen Ich keinerlei Bequemlichkeit und Schonung gönnte, ohne eine gewisse Selbstschädigungstendenz (Sadismus) nicht recht denkbar gewesen wäre. Ich möchte dies um so mehr glauben, als offenbar bei seiner jüngsten Schwester AMALIE sadistische Einschläge deutlich vorhanden gewesen sind. Von ihr heißt es, daß sie sich einmal eine ätzende Medizin in die Augen rieb, obwohl man sie ausdrücklich davor gewarnt hatte. Sie wäre damals fast blind geworden. Ihre Stimme soll sie sich in ähnlicher Weise durch eigene Schuld verdorben haben. Überhaupt bestand bei ihr die Neigung, sich freiwillig und mit bewußter Absicht Leiden und Verstümmelungen beizubringen. Vielleicht haben ähnliche Tendenzen bei FRIEDRICH eine ausschlaggebende Bedeutung gehabt. Jedenfalls liegt der Gedanke nahe. Man könnte meinen, daß er in seinen Feldzügen sich z. T. von diesem vielleicht nur dunkel bewußten Selbstschädigungstrieb habe leiten lassen. Die Alternative, die er sich selbst schuf: „Entweder glorreichster Erfolg oder gänzliche Vernichtung“ ist ohne Zufluß aus einer derartigen Quelle nicht ganz zu verstehen. „Sieg oder Sterben ist mein Wahlspruch“. Oder wie er während des schlesischen Feldzuges äußert: „Ich will zugrunde gehen oder Ehre von dieser Unternehmung haben.“ „Ich bin nicht hier, die Kanonen zu meiden.“ „Das Leben ist sicher nicht wert, daß man so sehr daran hängt.“ In jeder Sekunde seines Herrscherdaseins war er gewappnet, sich selbst den Todesstoß zu versetzen. All diese Tatsachen werden durch die Mitbeteiligung von Selbstschädigungstendenzen am ehesten verständlich. Ich betone ausdrücklich „Mitbeteiligung“. Wichtiger noch war zweifellos sein hochgespannter Ehrgeiz und der durch die Situation gegebene Zwang, seine Rolle vor den andern spielen zu müssen. — Wenn wir in einem derartigen Falle im Zweifel sind, ob unsere Vermutung richtig ist, so können wir folgendermaßen zu einer höchstwahrscheinlichen Lösung kommen: Wir untersuchen andere Persönlichkeiten mit ähnlicher Charakterstruktur. Finden wir auch bei diesen unter den nächsten Angehörigen dieselben ausgesprochenen Selbstschädigungstendenzen, so muß dadurch unsere Vermutung ganz erheblich an Sicherheit gewinnen. — Interessant ist in diesem Zusammenhang der Ausspruch einer Patientin, die mir spontan erzählte, daß bei ihr während der Reifezeit aus der Selbstdisziplin allmählich eine Selbstschädigungseinstellung herausgewachsen sei.

Der Komplex des hochgespannten Geltungsdranges (Ehrgeiz und Machtgier) war die zweite wichtige Komponente, die FRIEDRICH DEN GROSSEN während seiner Regentenzeit in seinen Unternehmungen und Entschlüssen bestimmt hat. Er hat das selbst unumwunden zugegeben. Als 19jähriger äußerte er, er hoffe, der König von Preußen werde einmal eine große Rolle unter den Großen der Erde spielen. Als Ideal schwebte ihm von Jugend auf ein großer Staat vor, der seinen Bürgern Sicherheit und Wohlstand bietet, aus dessen Volk große Geister erwachsen, die in geistiger Ebenbürtigkeit mit den Nachbarn wetteifern. Er wollte unabhängig und mächtig sein. Er liebte den Krieg um des Ruhmes willen. Aber sein persönliches Ruhm- und Machtbedürfnis war mit der Ehre des Staates untrennbar verschmolzen. Er identifizierte seine Person mit dem Staat und hat dadurch sein Land hochgebracht. Zu welcher idealer Auffassung er sich durchgerungen hat, das geht aus einer Äußerung des 27jährigen hervor: „Ich will meinem Jahrhundert mindestens in allem, was von mir abhängt, dienlich sein; ich will zur Unsterblichkeit eines Werkes beitragen, das dem ganzen Erdenrunde förderlich ist.“ Und je länger, je mehr hat er sich dieser Aufgabe mit hingebender Begeisterung zugewandt: „Meine letzten Wünsche im Augenblick meines letzten Atemzuges werden dem Glücke dieses Reiches gelten. Möge es der glücklichste aller Staaten sein durch die Milde der Gesetze, der bestverwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten verteidigte dank einem Heere, das nur Ehre und edlen Ruhm atmet, und möge dieses Reich blühen und dauern bis an das Ende der Zeiten.“

Zwar war auch er anfangs nicht frei von Angst und Bedenklichkeit, die seinen Vater zu völliger außenpolitischer Untätigkeit verdammt hat. So soll er z. B. in der Schlacht bei Mollwitz, die seinen ersten Sieg bedeutete, so schnell und so weit geflohen sein, daß die Nachricht von seinem Siege, den er nur seiner geschulten Infanterie zu verdanken hatte, ihn erst am nächsten Morgen erreichte. Aber bald war er abgebrüht und wetterfest. Nie hat er auch in den Zeiten schwerster Bedrängnis (Siebenjähriger Krieg) seinen trotzigsten Mut verloren. Wohl klagte er im stillen über das „Hundeleben“, über die „verzweifelten Umstände“. „Von Geschäften und Ekel erdrückt, führe ich das Leben eines Wüstenheiligen.“ „Oft möchte ich mich berauschen, um meinen Kummer zu ertränken.“ Er möchte am liebsten abdanken und seine Tage in Ruhe verbringen. „Der Krieg ist ein schreckliches Ding.“ Er bezeichnet sich als armen Fluchbeladenen, „den Gott verdammt hat, Krieg zu führen bis ans Ende des Jahrhunderts und zusammenzubrechen unter der Last seiner Mühsal“. Doch ließ er sich von diesen sorgenvollen „Stimmungen“ nicht übermannen. Mit eiserner Energie kämpfte er gegen die drohenden Ohnmachtsgefühle. Von Sorgen, Zweifel und Gefahren umringt, litt er unendlich, aber er setzte hinzu, daß er seiner Seele Ratschläge gebe, auf daß sie geduldig und still werde. So peitschte er sich immer wieder hoch und hielt die Probe standhaft durch, auf die er selbst seine Nerven gestellt hatte. In zäher Selbstdisziplin stand er, wo alles wankte. Er vertrug in dieser Beziehung eine wesentlich höhere Belastung als sein Vater, da sein Ehrgeiz alles übertönte.

Woher stammt diese gewaltige Triebfeder des Ehrgeizes und der Geltungssucht?

In der näheren Aszendenz ist es vor allem FRIEDRICH'S Mutter, die von Ruhmsucht beseelt war. Sie hätte gern eine politische Rolle gespielt, wie sie der Bedeutung ihres Hauses angemessen war. Sie liebte schöne Kleidung, Luxus und Prachtentfaltung. Sie hätte gerne an einem Hofe gethront, wo die Etikette ihre Königswürde unterstrich, wo bei Bällen Hunderte von Paaren sich vor ihr verneigen mußten und sie am Spieltisch mit vielen Dukaten königlich spielen konnte. Doch war ihr dieser Wunsch bei der kategorischen Einfachheit ihres Gemahls versagt.

Auch bei der ältesten Schwester FRIEDRICHS II., WILHELMINE VON BAYREUTH, tritt dieses Bedürfnis nach Anerkennung deutlich hervor. Sie war besonders in jüngeren Jahren kokett und eitel, sie haschte nach Effekt, sie wollte jedermann bei jeder Gelegenheit gefallen. Sie sehnte sich nach Größe, sehnte sich darnach, Königin zu sein und eine Rolle zu spielen. Mit ihrem bescheidenen Los äußerst unzufrieden, lebte sich schließlich ihr Ehrgeiz in literarischer Betätigung aus.

Beide, Mutter und Tochter, sind in ihrem Geltungsdrange jedoch von FRIEDRICH DEM GROSSEN wesentlich verschieden. Sie erträumten sich eine Position, in der sie ihr Selbstgefühl und ihre Größe passiv genießen konnten. FRIEDRICH II. dagegen hat mit bewundernswerter Energie und höchster aktiver Leistungsanspannung um Ruhm und Anerkennung seiner Mitwelt einen heißen Kampf gekämpft. Er hat in dieser Beziehung eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem Urgroßvater ERNST AUGUST VON HANNOVER, dessen Ehrgeiz sich das Ziel gesetzt hatte, seinem Hause die Kurwürde zu verschaffen. Er hat sich redlich darum bemüht und mit bewundernswürdiger Energie und kluger Berechnung diese Idee verwirklicht. Doch unterscheidet sich sein Ehrgeiz in seinen Konsequenzen wiederum sehr wesentlich von dem Machttrieb FRIEDRICHS DES GROSSEN. ERNST AUGUST mußte, um seinen Zweck zu erreichen, einen mächtigen Staat schaffen; das Geld dazu brachte er durch rücksichtslose Besteuerung seines Landes auf, unter der fast alle Teile der Bevölkerung schwer zu leiden hatten. Der Lohn seiner ehrgeizigen Bemühungen blieb bekanntlich nicht aus. Ein Nebengewinn war für ihn ein wohlbestelltes Heer und geordnete Finanzen, die ihm ein prunkvolles Dasein ermöglichten. ERNST AUGUST ging rein egozentrisch zu Werke, ohne dabei das Wohl seiner Untertanen zu berücksichtigen.

Bei FRIEDRICH wurde der Machttrieb stets durch die soziale Pflichteinstellung soweit gezügelt, daß er die eigene Ruhmsucht mit dem Wohlergehen seiner Untertanen in Zusammenklang bringen konnte. Er hat nie gewissenlos gehandelt, nur in der äußersten Not höchste Anforderungen an sein Volk gestellt. Der reine Despot hätte unbedenklich für seinen Machthunger das Blut der Untertanen geopfert. FRIEDRICH vertrat, und das ist charakteristisch für ihn, den Standpunkt, man könne es sich nie genug überlegen, ehe man sich in einen Krieg einlasse. „Tinte kann man wohlfeiler vergießen als Blut.“

Und doch war auch er nicht frei von egozentrischer Skrupellosigkeit. Trotz aller Anerkennung der hohen Verpflichtung seinem Volke gegenüber, hat er niemals das wahre Gefühl der Herzlichkeit und Wärme (Sympathiegefühl) für andere Menschen gekannt. Zeitgenossen und Biographen sagten von ihm, er habe keine Güte besessen. Er war nicht stark in der Liebe und im Mitfühlen. Manche Begebenheiten lassen sogar eine erschreckende Schroffheit und Gefühlskälte erkennen.

Sehr auffallend ist in dieser Beziehung sein Verhalten gegen KATTE, der anlässlich der Fluchtaffäre durch ihn ins Verderben geriet. Wenige Wochen nach der Hinrichtung des Freundes ist er „lustig wie ein Buchfink“, wie wenn gar nichts geschehen wäre. Ja, er bezichtigte sogar nachträglich den Kameraden der Ungeschicklichkeit. Gewiß hatte er in dieser Zeit in dem Gedanken an den Freund, besonders auch durch dessen Hinrichtung unsagbar gelitten. Doch hat er die ganze Episode und mit ihr seinen KATTE schnell vergessen, ja sogar unbedenklich die Ehre des Toten mit einem Vorwurf befleckt. Eine andere Begebenheit läßt ihn in keinem besseren Lichte erscheinen. Während seiner Gefangenschaft verkehrte er viel in der Familie des Freiherrn VON WRECH. Dieses Haus hatte ihn gastlich aufgenommen. Es geschah alles, um sein hartes Schicksal zu erleichtern, um sein Leben so angenehm wie möglich zu machen. Er wurde von dieser Familie mit Büchern und Geld unterstützt (es sollen im ganzen 6000 Taler gewesen sein). FRIEDRICH hat dieses Geld nie zurückgezahlt. Nicht genug, während seiner ganzen Regierungszeit war die Familie WRECH in Ungnade, er hat sie niemals empfangen, niemals ihr seine Gunst bewilligt, wie übrigens auch den Verwandten des unglücklichen KATTE nicht. Sie mußten froh sein, daß sie vom König nicht verfolgt wurden. Sein Selbstgefühl konnte die Erinnerung an jene tragische und zugleich erniedrigende

Zeit seiner Gefangenschaft nicht ertragen. So mußte er diese unglückliche Episode seines Lebens gewaltsam verdrängen.

Bezeichnend ist endlich auch sein unlauteres Spiel mit VOLTAIRE. Dieser gehörte zu den wenigen Menschen, denen er mit Vertrauen und Begeisterung, mit neidloser, ehrfürchtiger Hingabe begegnete; wir sehen davon ab, daß das Verhältnis später nicht allein durch seine Schuld getrübt wurde. Er wollte den hervorragenden Geist für sein Land gewinnen. Er kämpfte um ihn wie um eine Sache. Dabei griff er zu einem wenig anständigen Mittel. Um ihm den Rückzug in seine Heimat zu erschweren, versuchte er ihn in seiner Heimat zu diskreditieren. Er betrachtete ihn als französischen Nationalbesitz, den er sich mit List aneignen konnte. So konnte auch FRIEDRICH rücksichtslos und kalt zu Werke gehen, wenn es sich um die Verwirklichung bestimmter Ziele handelte. Es will dies wenig mit seiner sonstigen gerechten und verantwortungsvollen Handlungsweise übereinstimmen.

Wohl hatte er Freunde, die er liebte, ja er führte mit ihnen sogar eine merkwürdige Sprache heißer Zärtlichkeit (homosexuelle Komponente?). Doch ist er nicht immer für sie eingetreten, wenn sie seiner Hilfe bedurften. Für die Frauen hatte er wenig übrig, seine Einstellung ihnen gegenüber mutet fast feindselig an, was wieder für homosexuelle Einschläge sprechen würde. Auch in seinem Urteil über die Frauen kommt seine Gefühllosigkeit und Frivolität klar zum Ausdruck. Er wollte von ihnen nichts als Genuß, nachher verachtete er sie. Sein Frauenideal ist fast das einer öffentlichen Dirne. Er spricht über die Liebe wie ein abgebrühter Roué.

Diese egozentrische Skrupellosigkeit — wir können sie negativ als Mangel an Herzlichkeit und Mitgefühl bezeichnen — stammt einmal von der Mutter. Von ihr heißt es, daß sie zu stolz war, um sich Freunde zu gewinnen, sich Sympathie und Anhänglichkeit zu erwerben. Sie stand ihrer Umgebung kühl, ja fast feindselig gegenüber. Sie hatte nur selten Zuneigungen, doch zahlreiche Abneigungen.

In noch viel stärkerem Maße war diese Gefühlskälte bei ihrem Vater, GEORG I. (FRIEDRICH DES GROSSEN Großvater) ausgeprägt.

Und auch beim Urgroßvater, ERNST AUGUST, konnten wir die resonanzunfähige Gefühlsanlage (kalter, frivoler Schizoider) feststellen. Andererseits ist aber auch bei dem Vater FRIEDRICH DES GROSSEN dieselbe Eigentümlichkeit vorhanden gewesen. Es liegt also doppelseitige Belastung vor.

Ehrgeiz, Energie und Pflichtbewußtsein, die Grundanlagen zur erfolgreichen Führerpersönlichkeit, erfuhren durch die hervorragende rationale, praktische Klugheit eine notwendige Ergänzung. Wie sein Vater war auch FRIEDRICH durch und durch Wirklichkeitsmensch, fern von weltfremden, schwärmerischen Verkennungen. Charakteristisch ist sein Ausspruch: „Große Fürsten tun nichts für einander um ihrer schönen Augen willen.“ Sein praktischer Verstand schaute den Dingen auf den Grund. Trotz kühnster Phantasie bewahrte er stets nüchternste Überlegung. Sein Denken und Handeln fußte auf scharfer Beobachtung der Realität. Seine Regierungstätigkeit gipfelte in einer klaren Erfassung der natürlichen Zusammenhänge. Die unablässige Auswertung der Erfahrung war ihm leitender Gesichtspunkt. Im Gegensatz zu seinem Vater, der in seinem Handeln gleichermaßen auf das Nützliche und Zweckmäßige, Erreichbare eingestellt war, fehlte ihm dessen subalterne Geistesenge. Ihm stand ein reichhaltigeres Intelligenzmaterial zur Verfügung. Hier steht an erster Stelle die erstaunliche geistige Beweglichkeit, die rasche Auffassungsgabe und mühelose kombinatorische Verarbeitung aller geistigen Dinge (produktive Phantasie). Zeitgenossen sprechen von einer Unerschöpflichkeit von Eingebungen und Antrieben.

Diese Fähigkeiten weisen einmal auf seine hannoversche Urgroßmutter, SOPHIE VON DER PFALZ, hin. Sie war eine äußerst frische, muntere Dame, bis ins hohe Alter hinein ungemein kraftvollen und lebhaften Geistes. LISELOTTE VON DER PFALZ, ihre Nichte, sagte einmal von ihr: „... sie hatte einen angenehmen, natürlichen, lustigen Verstand“. Der zu ihrer Zeit als Freigeist bekannte Engländer TOLAND rühmt an ihr „tiefe Klugheit und Erfahrung“. Sie war in der gelehrten Welt bewundert „als eine Dame von unvergleichlicher Wissenschaft und Erkenntnis, sowohl in der Theologie als Philosophie, in der Geschichte und in allen Arten von Büchern, deren sie eine unbeschreibliche Menge gelesen hat“. Eine ungemein weltkluge, hochgebildete Frau mit glänzenden Geistesgaben. Der Schilderung nach besaß sie das Temperament der Hypomanischen mit der raschen Beweglichkeit und dem sprudelnden Einfallreichtum dieser Menschentypen.

Andererseits scheinen aber auch die französischen Erbmassen seiner mütterlichen Großmutter, der unglücklichen SOPHIE DOROTHEA VON AHLDEN<sup>1)</sup> für die intellektuelle Beweglichkeit FRIEDRICH DES GROSSEN nicht ohne Belang gewesen zu sein (ihre Mutter, ELEONORE D'OLBREUSE war eine reine Französin, die unter ihren Ahnen lauter tüchtige und z. T. bedeutende Männer aufzuweisen hat; sie muß von großer Tugend und durchdringendem Verstand gewesen sein). SOPHIE DOROTHEA hatte, nach der Schilderung von Zeitgenossen, „ungemein viel Geist, viel Lebhaftigkeit, eine glückliche und durch den Gewinn, den sie aus ihrer Lektüre gezogen hatte, auch ausgebildete Einbildungskraft“. „Ein Mann, der so viel wußte, wie sie weiß, könnte glücklich und damit zufriedengestellt sein. Sie spricht sehr richtig über alles und geht mit Feinheit auf alles, was man ihr sagt, ein und antwortet auch so“. Zweifellos hat sie dem hannöverischen Hause hervorragende Intelligenzanlagen zugeführt.

Die vor uns entstandene egozentrische, nach Ruhm und Geltung strebende, mit praktischer Klugheit und intellektueller Beweglichkeit begabte Draufgängernatur wird nicht nur durch gewisse soziale Tendenzen in Schranken gehalten. Wir beobachten bei FRIEDRICH noch einen anderen Persönlichkeitskomplex, der seinem Tatmenschentum bestimmte Fesseln anlegt. Es sind das Tendenzen, die wir zunächst einmal mit dem Begriff des vorsichtigen Mißtrauens umschreiben wollen. Sie stammen von seiner Mutterseite, wo das Paranoide bei dem Großvater, GEORG I., sehr deutlich zum Ausdruck kommt. FRIEDRICH hatte die Meinung, man dürfe sich auf niemanden verlassen. Er besaß keinen wahren Freund und hielt sich, im Gegensatz zu seinem Vater, auch äußerlich von einer zu nahen Gemeinschaft mit seiner Umgebung fern. Politische Vertraute hat er nie gehabt. Mit seinen Ministern verkehrte er nur schriftlich. Um außenpolitisch sicher zu gehen, unterhielt er an mehreren Höfen bestochene Spione. Ja, er ließ sogar die eigenen Minister und Beamten des diplomatischen Dienstes im stillen daraufhin beobachten, wer bei ihnen aus- und eingehe, ob sie sich etwa durch übertriebenen Aufwand bemerkbar machten. Er war stets auf feindselige Gegeneinflüsse bedacht, denen er mit raffinierter Überlegung zuvorkommen wollte. Daher legte er besonderen Wert darauf, seine Absichten und Pläne niemals vorzeitig preiszugeben. „Ich verschließe meine Geheimnisse in mir selbst.“

Es mag ihm nicht immer leicht gefallen sein, sich vor Unbesonnenheiten und Unbedachtsamkeiten zu hüten. War doch auch das väterliche Erbteil der Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit, die Neigung zu mißgelauntem Wesen auf ihn übergegangen. Er selbst spricht von seinen „Launen“. Tat-

<sup>1)</sup> Sie unterhielt langjährige intime Beziehungen (1687—1694) mit einem Grafen KÖNIGSMARCK. Dieser mußte bei Entdeckung des Verhältnisses den Ehebruch mit dem Tode büßen. König GEORG I., der Gemahl der Prinzessin VON AHLDEN, ließ ihn 1694 meuchlings ermorden. Die Ehe wurde geschieden und die Prinzessin in die Verbannung nach Schloß Ahlden geschickt, wo sie noch 32 Jahre in Gefangenschaft gelebt hat.

sächlich konnte er häufig recht grob und ausfallend sein, wie der Vater. Hören wir darüber ihn selbst, was er zu CATT sagt: „Sobald ich Unliebsames sehe oder höre, nehme ich alle meine Überlegung und Selbstbeherrschung zusammen, um über den ersten Augenblick hinwegzukommen, in dem es bei mir sehr heiß hergeht. Solange bei mir die erste Hitze dauert, hüte ich mich weislich, eine Entscheidung über das zu treffen, was mir beim Sehen oder Hören die Galle hat überlaufen lassen. Trotz aller Sorgfalt komme ich übrigens an dieser ersten Aufwallung nicht immer vorbei, und dann macht der gute Herr mitunter Dummheiten und muß sich nachher auf den Daumen beißen.“ Seine Seele konnte in leidenschaftliche Wallungen geraten. Diese Reizbarkeit unterscheidet sich jedoch von der seines Vaters dadurch, daß er sie durch „kühles Raisonement“ zu zügeln suchte. Und das gelang ihm auch in hervorragendem Maße vermöge seiner eisernen Selbstdisziplin, die sich ganz der Göttin Vernunft unterordnete. Nur selten hat er sich in seinen Zorneswallungen gehen lassen. Die hemmungslose Wut und unbändige Leidenschaft, zu der eine deutliche Neigung in ihm steckte, vertrug sich nicht mit seinem Idealbild eines Herrschers.

Bei der vorsichtigen Berechnung, die jede Unbesonnenheit zu vermeiden suchte, kam ihm eine Fähigkeit besonders zustatten, die wir Verstellungskunst nennen wollen. FRIEDRICH besaß in hohem Maße das Talent, durch bewußtes Rollenspiel, durch bewußte Schauspielerei seine Mitmenschen zu täuschen. Schon der 14jährige Prinz galt als frühreif und „verstellt“. Der österreichische Gesandte schreibt von ihm: „der größte Fehler an ihm ist seine Verstellung und Falschheit, daher sich ihm nur mit größter Behutsamkeit zu vertrauen.“ Auch andere ältere Staatsbeamte waren sich darin einig, daß er meisterhaft die Kunst beherrsche, die Menschen zu betrügen. In einem Komplott der Mutter, das diese gegen ihren Mann in Heiratsangelegenheiten ihrer Kinder anzettelte, spielte er eine vollendete Rolle. Nicht allein das. Er schmiedete auf eigene Faust mit fremden Gesandten allerhand Ränke und vertraute ihnen Dinge an, die sie nicht wiederzugeben wagten. Er stand trotz seiner Jugend in intimem Verkehr mit Höfen, die der König, sein Vater, als seine Feinde betrachtete. Nach der Gefangenschaft unterwarf er sich seinem Vater in devoter Schmeichelei, obwohl er innerlich ihm den Tod wünschte. Die ungesunde Umgebung hat ihn in der Fähigkeit zur Verstellung noch bestärkt. Sicherlich aber war er von Natur aus ein Meister in dieser Kunst. Sie kam ihm später in seiner Regierungstätigkeit sehr zustatten. Recht interessant sind einzelne Aussprüche: „Die Kunst, seine Gedanken zu verbergen oder die Verstellungskunst ist für jeden, der große Geschäfte zu leiten hat, unentbehrlich.“ „Der Mangel an Verschwiegenheit, im bürgerlichen Leben nur ein geringer Fehler, wird beim Feldherrn zum größten Laster . . .“ Stets hat er es verstanden, seine Gegner über seine wahren Absichten im Dunkel zu halten. „Darin muß der Heerführer wie ein Schauspieler sein und die Miene aufsetzen, die ihm die Rolle, die er spielen will, vorschreibt.“ Er zeigte sich in jeder Beziehung als schlauer gewiegter Diplomat; darin war er seinem arglos vertrauenden, naiv offenerzigen Vater weit überlegen. Er verstand sich auf das Rollenspiel. Daher auch seine Vorliebe und Begeisterung für das Theaterspielen. Er soll selbst ein sehr gewandter Schauspieler gewesen sein. Und dieses Talent hat er mit bewußter Berechnung für seine königlichen Zweckedienstbar gemacht.



Das Intrigieren war eine Angelegenheit des Hauses Hannover. Sein Urgroßvater, ERNST AUGUST VON HANNOVER, verstand es meisterhaft, seine wahren Absichten nach außen zu verschleiern. Er pflegte sein Inneres hinter der Maske jovialer altdeutscher Biederkeit zu verbergen. Niemand konnte ihn recht durchschauen.

FRIEDRICHS Mutter scheute sich nicht, fremde Diplomaten zu benutzen, um Politik gegen ihren Gatten zu treiben. Sie intrigierte lebhaft hinter dem Rücken ihres Gemahls in Heiratsangelegenheiten ihrer Kinder. Sie bildete mit ihren Kindern eine Art Verschwörung, um ihren Willen gegen den König durchzusetzen.

In hervorragendem Maße tritt die Verstellungskunst bei der Schwester FRIEDRICHS DES GROSSEN, WILHELMINE VON BAYREUTH, in Erscheinung. Sie verstand sich auf „Grimassen“. Sie glänzte in der Kunst, zur rechten Zeit in Ohnmacht zu fallen. Einmal markierte sie überzeugend die Tote, daß man zum Arzt schickte. Noch deutlicher trat diese Fähigkeit bei einer besonderen Gelegenheit zutage. Als über ihre Ehe verhandelt wurde, die Familie in heftigsten Zwißt zerfallen war, und in ihr wilde Affektstürme tobten (auch in der Familie) verstand sie es, ihre Erregung derart zu meistern, daß man ihr nach außen hin nichts anmerkte. Sie schaute ruhig und heiter drein, wie wenn nichts geschehen wäre. So sehr hatte sie ihre Ausdrucksfähigkeit in der Gewalt. Sie konnte eine „erschreckende Scheinheiligkeit“ an den Tag legen.

Die Verstellungskunst, das Rollenspiel, stand bei FRIEDRICH in engster Beziehung zu seiner vorsichtigen, autistischen, ja oft feindselig-paranoiden Lebenseinstellung. Diese schizoide Distanz wirkte sich auch in der Form der Geselligkeit, in seinen Beziehungen zu der näheren Umgebung aus (s. Mutter; kühl, viel Feinde, und mütterlicher Großvater; abstoßend, unliebenswürdig). Sein Geselligkeitsbedürfnis war ein ganz anderes wie das seines Vaters. Derb-fröhliche, gesellige Gemütlichkeit hat FRIEDRICH nie gekannt. Der Kreis, den er um sich versammelte, setzte sich aus hochgebildeten Gelehrten und Künstlern zusammen. Es war eine auserlesene Gesellschaft geistvoller Menschen, die gemeinsame kulturelle und ästhetische Ziele verband. An einer solchen Tafelrunde, wo philosophische und schöngeistige Interessen gepflegt wurden, führte FRIEDRICH den Vorsitz.

Wo finden wir die erbbiologische Begründung für diese von seinem Vater so sehr abweichende geistige Struktur?

Wir greifen einmal zurück auf die französischen Erbmassen der vorher genannten Prinzessin VON AHLDEN. Neben ihrer Klugheit und geistigen Beweglichkeit wird von ihr gerühmt, daß sie von Natur mit einem sehr guten Geschmack begabt gewesen sei, der von Jugend auf durch eine sorgfältige Erziehung gefördert wurde. Sie war eine Frau von hoher Bildung und ästhetischem Feinsinn; graziös und sehr musikalisch (sie sang und spielte Klavier).

Außerdem müssen wir noch die hannoverschen Ahnen zu Rate ziehen. Seine väterliche Großmutter, SOPHIE CHARLOTTE VON HANNOVER, hieß die philosophische Königin. Sie hatte sich in der Nähe von Berlin ein kleines Schloß Lützelburg eingerichtet, wo sie den größten Teil ihres Lebens zubrachte. Dort ging es lustig und ungezwungen zu. Dort hielt sie geistreiche Zirkel und ließ fleißig Bälle, Maskeraden, Konzerte, Schauspiele und Ballette aufführen. Sie selbst war feingebildet und besaß einen scharfen Verstand. Ganz besonders ist noch ihre enorme Sprachbegabung hervorzuheben. Ihre Briefe zeigen einen gewandten, originellen Stil, der z. T. mit treffenden boshaften Bemerkungen durchsetzt ist. Dieselbe hervorragende Sprachbegabung finden wir überdies auch bei ihrer Mutter, SOPHIE VON DER PFALZ. Diese beherrschte fünf Sprachen und zwar so vorzüglich, daß man zweifeln konnte, welches ihre Muttersprache war (deutsch, englisch, holländisch, französisch und italienisch). Ihre Briefe und Memoiren, die eine gewisse literaturgeschichtliche Bedeutung haben, lassen ein starkes schriftstellerisches Talent erkennen.

SOPHIE CHARLOTTE VON HANNOVER war sehr musikalisch und hatte eine große Liebe zur Musik. Sie spielte und sang mit Fertigkeit. Sie hatte im Laufe der Jahre eine große gediegene musikalische Bibliothek eingerichtet, die eine Tonne Goldes wert geschätzt wurde. Sie komponierte auch selbst.

SOPHIE CHARLOTTE liebte den Umgang mit gelehrten Männern. Auf Reisen ließ sie keine Gelegenheit vorbegehen, berühmte Männer persönlich kennenzulernen. LEIBNIZ war ihr innigster Freund und Vertrauter. Frühzeitig hatte sie angefangen, nach dem Grund und dem Zusammenhang der Dinge in der Welt zu forschen. Der Engländer TOLAND bekennt, daß sie im Laufe der Zeit eine gründliche Kenntnis in den „schwersten Stücken“ der Philosophie erlangt habe. In seinem ganzen Leben habe er niemanden gehört, der geschicktere Einwürfe hätte machen können oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei vorgebrachter Argumente und Schlüsse schneller entdecken, die Schwäche oder Stärke einer Meinung leichter durchdringen als sie. Über ihre Hofhaltung sagt TOLAND: „Alles, was lebhaft und gebildet ist, kommt an ihren Hof und sieht man da zwei Dinge, die die Welt sonst für einander ganz zuwider hält, in vollkommener Einheit beisammen, die Studien und die Lustbarkeiten.“ Sie hatte ebenso wie ihre Mutter sehr vorurteilsfreie Meinungen über Religion und Politik. Man nannte sie daher nicht nur die philosophische, sondern sogar die republikanische Königin. Sie starb im jugendlichen Alter von 37 Jahren an einer Halsentzündung. Kennzeichnend für ihr tapferes Verhalten angesichts des Todes ist ein Ausspruch, der ihre ganze philosophische Ruhe und Abgeklärtheit, zugleich aber auch ihre sarkastische Überlegenheit über ihren unbedeutenden Gemahl zeigt: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich werde jetzt meiner Neugier genug tun über den letzten Grund der Dinge, die mir LEIBNIZ nie aufklären konnte, und verschaffe dem König den Anblick eines Leichenbegängnisses, das ihm Gelegenheit geben wird, alle Pracht zu entfalten.“

Die Eigenart dieser beiden Großmütter hat sich in FRIEDRICH II. unverkennbar durchgesetzt, und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden der erbbiologische Ausschlag zukommt. Ist doch der Sinn für Esprit und Geist, für Feinsinn und Schönheit, Grazie und Künstlertum besonders für den jugendlichen FRIEDRICH so charakteristisch gewesen. Seinem Vater zum Trotz hat er nicht von den „effinierten, lasciven, weiblichen Okkupationes“ lassen können, obwohl dieser sich redlich Mühe gab, ihm das „weichliche“ Wesen aus dem Kopf zu treiben<sup>1)</sup>. Früh erwachten seine literarischen Interessen. Heimlich legte er sich als Jüngling eine Bibliothek von 3000 Bänden zu. Wahllos las er in seiner Wißbegierde, seinem wissenschaftlichen Anregungsbedürfnis alles durcheinander. Er liebte die Musik leidenschaftlich, spielte selbst Klavier, Violine und Flöte; letztere war sein Lieblingsinstrument. Er besaß ein feines, zartes Gemüt, dem die groben Vergnügungen des Vaters, ganz besonders das Soldatenwesen zuwider war. Er neigte von Jugend auf zum Grübeln und Nachdenken über die großen letzten Fragen und Rätsel, über die Ordnung der Welt. Er war ein logisch-systematischer Geist, gleichermaßen begabt zum klaren analytischen Zergliedern wie auch zur

<sup>1)</sup> Sowohl bei FRIEDRICH II. als auch bei seinem Vater, FRIEDRICH WILHELM I., sehen wir eine starke Oppositionseinstellung gegen die väterliche Autorität. FRIEDRICH WILHELM I. „wütete“ von Jugend auf gegen die väterliche Prunkliebe und Verschwendungssucht. FRIEDRICH II. widersetzte sich in jungen Jahren der kleinbürgerlichen Einfachheit und pedantischen Geistesenge, die sein Vater ihm aufzwingen wollte. — Die Psychoanalyse erklärt diese Erscheinung des Protestes durch den Begriff des „Vaterkomplexes“. Es soll nicht verkannt werden, daß die Familiensituation für die Charaktergestaltung von wesentlicher Bedeutung sein kann; aber immer doch nur so, daß sie vorhandene, ererbte Charakteranlagen zur Entfaltung bringt und unter Umständen sie allzusehr unterstreicht. Der Protest kann ohne einen mehr oder weniger starken Macht- und Unabhängigkeitstrieb gar nicht zustande kommen. Seine erste und wichtigste Manifestation ist der „Vaterkomplex“. Wir müssen also die von der Psychoanalyse vertretene Auffassung ein klein wenig umkehren, wenn wir sie auf die Charakterologie anwenden wollen. Das gilt nicht nur für den „Vaterkomplex“, sondern auch für andere psychoanalytische Begriffe. Der „Vaterkomplex“ ist die Erscheinung einer bestimmten Charaktertendenz, nicht ihre Ursache.

künstlerischen Fähigkeit der zusammenfassenden Synthese. Ihm war ferner eine tiefinnerliche Neigung zur Schriftstellerei angeboren. Er selbst spricht von seinem „Schreibkitzel“. Im Scherz sagt er einmal, wäre er durch seine Geburt nicht zum König bestimmt gewesen, so würde er Schriftsteller und Gelehrter geworden sein. Die von den pfälzischen Ahnen ererbte Sprachbegabung, das Talent zum sprachlichen Ausdruck stand bei ihm in voller Blüte.

Besonders auffallend ist die Ähnlichkeit der Lebensführung mit seiner väterlichen Großmutter, SOPHIE CHARLOTTE VON HANNOVER, wenn wir die ersten Jahre seiner Ehe in Schloß Rheinsberg betrachten. Hier schuf er sich eine Stätte heiterer Lebenskunst und verfeinerten Lebensgenusses, die ihresgleichen suchte. Hier lebte ein kleiner Kreis geistesverwandter Seelen in idyllischer Einsamkeit, fern von dem Getriebe des rauhen Alltags. Man führte angeregte Unterhaltungen über Philosophie und Astronomie, Malerei und Dichtkunst. Jeder suchte den anderen in geistvollen Bemerkungen und witzigen Reden zu überbieten. FRIEDRICH selbst scherzte gerne, scheute bisweilen auch vor Spott und Sarkasmen nicht zurück. Man trieb musikalische Studien. Im Herbst und Winter wurden Theateraufführungen inszeniert, bei denen FRIEDRICH mit Begeisterung und viel Talent mitmachte. Er tanzte mit Anstand und Grazie. „Mein liebster Genuß ist die Lektüre, ich liebe die Musik, aber noch viel mehr den Tanz. Ich hasse die Jagd . . .“, so sagt der 19jährige. Viele meinten damals, er werde sich zum lebenswürdigsten, charmantesten und vergnügungsfreudigsten Fürsten von Europa entwickeln. Er führte ein Leben, wie es seinem Vater verhaßt sein mußte: „Er ist nichts als ein Stutzer und französischer Schöngest, der mir alles, was ich geschaffen habe, verderben will“.

Erst allmählich ist er zur Verantwortung und Pflichterfüllung erwacht. Erst allmählich ist dieses väterliche hannoversche Erbteil in ihm groß geworden: „meine Pflicht ist mein Vergnügen“. In jungen Jahren liebte er Ruhe, Bequemlichkeit und Lebensgenuß. Er war begeistert für äußerliche Pracht, ging gern im Schlafrock, kleidete und frisierte sich als Stutzer. Später befließigte er sich übertriebener Schlichtheit, Genügsamkeit und Einfachheit<sup>1)</sup>. Doch behielt er trotz des Tatmenschentums den Ästheteten und Philosophen bei. Beide Seiten seines Wesens hat er oft in sich als schroffe Gegensätze empfunden<sup>2)</sup>. Im Scherz nennt er sich einmal eine epikureische Natur: „Zu Sparta hielt ich hoch Athens gepflegte Sitten.“ Ein schönes Zeugnis dafür bleibt seine Tafelrunde zu Sanssouci. Hier in der Mitte seiner Tischgenossen war er der Gesprächige, Muntere, Mitteilsame. Hier entfaltete er die Freude am Leben, den Sinn für Geist, Kultur und Schönheit, ohne jedoch jemals seine Würde als Herr und König zu vergessen. Er pflegte stets eine gewisse Distanz zu wahren. Wohl ließ er auch andere Meinungen gelten, und man durfte ihm jederzeit mit gegenteiligen Ansichten opponieren, doch mußte dabei die höfische Form beachtet werden.

Seine vielseitige Bildung, seine geistige Beweglichkeit, sein weitschauender Blick haben ihn über alle Kleinlichkeit und Geistesenge hinausgehoben. Diese Duldsamkeit auf geistigem Gebiete war auch für seine Regierungstätigkeit von heilsamer Bedeutung. Er trat rückhaltlos für Toleranz der Meinungen bei seinen Untertanen ein (pfälzisches Erbteil). In seinem Staate sollte jeder nach

<sup>1)</sup> Er trug abgetragene Sachen; seine ganze Garderobe wurde auf 400 Taler geschätzt.

<sup>2)</sup> „Es gibt Menschen, die Gott dazu bestimmt hat, ein tätiges Leben zu führen, es gibt andere, die er geschaffen hat zum Denken und zum Anstellen von Betrachtungen über die Taten anderer. Ich gehöre zur letzteren Klasse, was sicher das angenehmste ist.“ „Wenn ich nicht Fürst wäre, würde ich nur Philosoph sein.“

seiner Fassung selig werden. So hat er hier, wie auch in anderen Dingen, seine philosophischen Anschauungen in die Tat umgesetzt. Die Tafelrunde von Sanssouci aber bleibt für uns das klassische Beispiel einer veredelten Geselligkeit, wo Geist und Witz das Regiment führten. FRIEDRICH war sein Leben lang ein Querfeifer und Poet, wie ihn einst sein Vater gescholten hatte, trotz Kriegsgeschrei und Regentenlast.

Werfen wir einen Blick rückwärts auf die erbbiologische Analyse FRIEDRICHS DES GROSSEN.

Manche Blutquellen bleiben zweifelhaft, doch kommt sicherlich dem Urgroßelternpaar, ERNST AUGUST VON HANNOVER und SOPHIE VON DER PFALZ, ein gewichtiger Erbeinfluß zu. Beide Blutquellen fließen durch zwei verschiedene Ahnenlinien in FRIEDRICH II. zusammen (Inzucht).

Vom Urgroßvater stammt der maßlose Ehrgeiz (Mutter), die rücksichtslose Egozentrität, Gefühlskälte und Frivolität (mütterlicher Großvater, Mutter; väterliche Großmutter, Vater), die diplomatische Gewandtheit und Verstellungskunst (Mutter).

Von der Urgroßmutter soziale Fürsorge und Pflichtbewußtsein (väterliche Großmutter; Vater), geistige Beweglichkeit, praktische Vernunft (Vater), auch ein gut Teil der Talentanlagen (Sprachbegabung; s. auch väterliche Großmutter), ferner die zähe Körperkonstitution mit höchster Leistungsfähigkeit und Frische (Vater).

Für die vorsichtig mißtrauische Einstellung finden wir einen Repräsentanten in seinem mütterlichen Großvater, GEORG I. VON HANNOVER (auch in der Mutter).

Die leidenschaftliche Reizbarkeit stammt vom Vater.

Sehr wichtige Blutquellen sind ferner die beiden Großmütter, SOPHIE CHARLOTTE VON HANNOVER und die Prinzessin VON AHLDEN. Ihnen dankt er in erster Linie sein geistiges Niveau: Die Fähigkeit zu zarten Gefühlsregungen, seine feinsinnigen ästhetischen Interessen, die philosophischen Neigungen, seine musikalische Begabung, das Schauspieler-talent, seine Sprachbegabung, den klugen lebhaften beweglichen Geist mit hervorragenden logisch-rationalen Fähigkeiten, den weiten vorurteilslosen Blick und nicht zuletzt den leichtbeschwingten Sinn; kurzum all die Eigenschaften, die in der geistvollen, esprit-gesättigten Atmosphäre ihr Genüge fanden, mit der FRIEDRICH sich in seinen Feierstunden zu umgeben liebte.

Die Erbsituation ist in diesem Falle nicht günstig für die Erfassung von erbbiologisch selbständigen Eigenschaften. Dazu bedurfte es, wie wir früher festgestellt haben, anderer Vorbedingungen (kontrastierte Elterntypen und große Geschwisterzahl). FRIEDRICHS Eltern sind sich in mancher Beziehung ähnlich; außerdem ist seine Ahnentafel für den speziellen Zweck der Anlagenisolierung allzusehr durch Inzucht getrübt. Sie sollte ja auch hier nicht unsere Aufgabe sein.

Trotzdem aber ist, wenn auch mit Lücken und Unsicherheiten (das liegt an den z. T. unvollständigen Persönlichkeitsbildern), der erbbiologische Nachweis des komplizierten Aufbaus der Persönlichkeit FRIEDRICHS DES GROSSEN bis zu einem gewissen Grade gelungen.

Ehe wir auf die weiteren Ergebnisse unserer Analyse näher eingehen, wollen wir einen kurzen Vergleich anstellen. FRIEDRICH II. ist zweifellos eine komplizierte Legierung aus zykllothymen und schizothymen Charakterelementen. Doch eine andere Legierung wie sein Vater, eine andere wie seine väterliche Großmutter, die beide auch als zykllothym-schizothyme Mischformen gelten können. Die philosophische Königin, SOPHIE CHARLOTTE VON HANNOVER, ist bei aller hypomanischen Herzlichkeit und Leutseligkeit nicht frei von kühler spöttelnder Ironie. Die Gefühle warmer Sympathien für die Mitmenschen waren bei ihr nur mäßig ausgeprägt, vor allem hat sie ihren Mann mit seinen vielen Schwächen oft in harten Worten öffentlich verhöhnt. Wenn sie sich angegriffen fühlte, entwickelte sie eine aggressive Gehässigkeit, vor der man sich fürchten mußte. Immerhin hatte die schizoide Gefühlskälte bei ihr keine zentrale Bedeutung. Das hypomanische Temperament ihrer Mutter war vorherrschend. Ganz anders ist es bei ihrem Sohn, FRIEDRICH WILHELM I., dem brutalen, tyrannischen Gewaltmenschen, der für gewöhnlich diese schizoide Seite nach außen kehrt. Er zeigt nur in seinem Freundeskreis ein zykllothymes Gesicht derb-fröhlicher Geselligkeit und Gemütlichkeit (seiner robusten Grundnatur entsprechend); und zwar so, daß dann von seiner Tyranmennatur nichts mehr zu entdecken ist. Bei FRIEDRICH II. steht die schizoide Seite gleichfalls im Vordergrund, sie wirkt sich auch im Verkehr mit seinen intimen Freunden aus, der stets eine gewisse distanzierte Form behielt. Daneben aber sehen wir bei ihm gerade im Gesellschaftsmilieu die Genußfreudigkeit, die bewegliche Sprunghaftigkeit und geistvoll witzige Heiterkeit (allerdings gewürzt mit bitteren Sarkasmen) des Hypomanischen. Doch besaß er nichts von den zykllothymen Sympathiegefühlen. Diese drei Persönlichkeiten sind ganz verschiedene Varianten der zykllothym-schizothymen Legierung.

Unsere Analyse zeigt noch weitere interessante Einzeltatsachen. Lassen wir z. B. kurz noch einmal einzelne Eigenschaften im Wandel des Erbganges an unseren Augen vorüberziehen. Wir beobachten dann dieselbe Erscheinung der erbbiologischen Strukturverschiebung, die wir schon im dritten Abschnitt dieses Kapitels (Familie BUONAPARTE) kennengelernt hatten.

Die brutale Reizbarkeit des Vaters, die sich bei diesem hemmungslos auslebte, war bei FRIEDRICH II. durch VernunftEinstellung, Vorsicht und Selbstdisziplin (andere Erbeeinflüsse) energisch gezügelt. Sie stand nicht wie bei jenem im Vordergrund seines Wesens.

Auch das soziale Pflichtbewußtsein nimmt bei beiden eine andere Stellung ein. Der Vater beschränkte sich in seiner ängstlichen Unentschlossenheit darauf, im Innern seines Landes geordnete Zustände zu schaffen und für seine Untertanen in friedlicher Arbeit zu sorgen. Auch FRIEDRICH II. hatte ein starkes Verantwortungsgefühl. Doch sein Ehrgeiz begnügte sich nicht damit, einfach die Rolle seines Vaters zu spielen. Seine Leitidee war, eine europäische Großmacht zu stabilisieren. Und dem mußte sich alles andere unterordnen. Sein Geltungsverlangen hatte zentrale Bedeutung für ihn (mütterlicher Erbeeinfluß), nicht die PflichtEinstellung; doch tönte diese stets mit, selten war sie ganz ausgeschaltet.

Der von der Mutter ererbte Ehrgeiz hatte ebenfalls bei FRIEDRICH II. seine Bedeutung geändert. Die Mutter war rein egozentrisch eingestellt. Sie liebte Prunk und Prachtentfaltung; sie lebte ganz in der Sucht eine große Rolle zu spielen; sie sonnte sich gern in ihrer königlichen Würde. Dieser Zug war FRIEDRICH II. zweifellos nicht ganz fremd. Doch hat er sich nicht mit der rein passiven Eitelkeit zufrieden gegeben. Vielmehr hat er mit höchster Kraftanspannung für seine ehrgeizigen Pläne gearbeitet, sich mit zäher Energie unter Nichtachtung von Krankheit und Gefahr für ihre Verwirklichung eingesetzt (väterliches Erbteil).

Interessant ist endlich noch ein Vergleich mit seinem mütterlichen Großvater, GEORG I. VON HANNOVER. Dieser war derart von Argwohn und Mißtrauen beherrscht, daß man ihn unbedenklich als paranoiden Psychopathen bezeichnen darf: FRIEDRICH II. besaß wohl auch diesen Zug des Mißtrauens, doch hatte er für ihn keine so zentrale Bedeutung. Vielmehr kam er nur im Sinne vorsichtig-kluger Umsicht und Berechnung bei ihm zum Vorschein; wenigstens solange er in der Vollkraft seiner Jahre stand.

Wir sehen, wie bestimmte Eigenschaften ihre Bedeutung für die Gesamtpersönlichkeit im Erbgang ändern, wenn sie jeweils zu anderen Eigenschaften in Beziehung stehen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse, diese wechselnden Nuancierungen genetisch aufzuklären.

FRIEDRICH II. ist ein klassisches Beispiel für den antinomischen Persönlichkeitsaufbau. Er war zugleich politischer Tatmensch und feinsinniger Ästhet, wirklichkeitssicherer Praktiker und philosophischer Grübler. Er führte das Schwert und die Feder mit der gleichen Gewandtheit. Seinem maßlosen geltungssüchtigen Machthunger steht ein eisernes soziales Pflichtbewußtsein gegenüber. Neben tatenfreudigem Draufgängertum lebt in ihm vorsichtige Bedenklichkeit, neben vitalstarker Aktivität der Hang nach Ruhe und Bequemlichkeit. Bei nüchterner Rationalität ist er nicht frei von Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit.

Eine Fülle von antinomischen Strebungen und Tendenzen sind als wirres Bündel in ihm vereinigt. Sein Bild schillert in den verschiedensten Nuancen, je nach der Eigenart der Lebenssituation. Immer wieder setzen sich in den verschiedenen Lebenskreisen andere Tendenzen seines Ahnenblutes durch. Über allem schwebt der (mütterliche) Geltungsdrang (verbunden mit Tatendrang und praktischer Vernunft), der sein Handeln als Staatsmann und Feldherr bestimmte. Gehemmt und unterstützt zugleich durch (väterliches) Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl, die wesentlich in seiner Einstellung zum Volke (zu den Schwächeren) wirksam sind. Skrupellosigkeit und Gefühlskälte (Vater, Mutter) herrschen dann, wenn er sich in seinem Selbstgefühl gekränkt sieht (KATTE, Familie WRECH, VOLTAIRE) oder wenn er (Frivolität den Frauen gegenüber) seine Homosexualität kompensiert. Für gewöhnlich kommt diese Seite nur als distanzierte Kühle und leicht sarkastische Aggressivität im persönlichen Verkehr zur Geltung; oder dann, wenn es gilt, sich und sein Land unter höchster Willensanspannung aus Situationen der Not und Gefahr zu erretten. Anders wiederum ist die Struktur im geselligen Kreise, wenn schöngeistige und philosophische Neigungen (beide Großmütter) die Oberhand gewinnen.

Und in der Entwicklung sehen wir ebenfalls derartige Verschiebungen der Struktur. Weichliche Eitelkeit und heiterer Lebensgenuß der Jugendzeit (Mutter) mußten dem Ernst des Regentendaseins (Vater) weichen. Erst allmählich erwachten Ehrgeiz (Mutter), Pflicht, Verantwortung (Vater) und formten aus ihm den tatenfreudigen Draufgänger, wie er uns als junger König erscheint. Und später wird er Menschenfeind (Mutter), Mißtrauen und Autismus wachsen; das Leben und die Menschen sind ohne Reiz für ihn. Die Kraft erlahmt; er spinnt sich ein in eine Welt überlegener Resignation. Doch lebt das alte Pflichtbewußtsein bis zuletzt.

Es wechselt die Struktur je nach der Lebenssituation. Die verschiedenen antinomischen Strebungen suchen sich das ihnen konforme Milieu, um sich darin auszuleben.

URTZ bezeichnet diese Erscheinungen als Schichtenverschiebungen, unter der Voraussetzung, daß es tiefere (zentrale) und höhere (periphere) Schichten des Charakters gibt. Es können, so führt er aus, die oberen Schichten die unteren eindrücken; d. h. sie werden dann nicht mehr von den unteren getragen. Sie können an Gewicht gewinnen, tiefer sinken, während andere peripher werden. Er spricht von verschiedenen Sphären (Lebenssituationen), in denen die Eigenschaften wirksam sein können.

Selbstverständlich könnten wir uns eine Persönlichkeit denken, bei der dieselben Anlagequalitäten in ganz anderen Beziehungen zueinander stehen; wenn etwa der Ehrgeiz dem Pflichtgefühl oder die Selbstdisziplin der Leidenschaft untergeordnet wäre usw. Diese Überlegung muß die Frage auslösen, wodurch denn in einem gegebenen Falle die spezifischen Anlagebeziehungen zustande kommen. Wir wollen darauf noch keine endgültige Antwort geben. Doch können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß dabei außer der Qualität auch die Intensität (Potenz) der vorhandenen Tendenzen von ausschlaggebender Bedeutung ist. Wären die sozialen Pflichttendenzen stärker, so würden sie die Auswirkung des Machttriebes mehr dirigieren, als es bei FRIEDRICH II. der Fall war usw. Wir werden auf dieses Problem im nächsten Abschnitt noch näher eingehen müssen.

Ein Rückblick auf unsere Beispiele der Charakterantinomien zeigt uns, daß es sich in jedem Falle um äußerst komplizierte Persönlichkeiten handelt. Und das ist kein Zufall. Die Kompliziertheit und Differenziertheit eines Charakters ist in erster Linie durch seinen antinomischen Aufbau bedingt. Daher muß das Problem der Anlagekontraste für die Psychopathologie von großer Bedeutung sein. Treten doch gerade bei hochdifferenzierten, in sich widerspruchsvollen Naturen psychische Störungen besonders häufig auf. Hier liegt auch die Beziehung zwischen psychopathischen Individuen und genialen Persönlichkeiten, die in der Regel auch Psychopathen sind. BLEULER hat schon vor Jahren auf die Tatsache hingewiesen (Lehrbuch für Psychiatrie): „Es ist deshalb kein Zufall, daß berühmte Männer so oft aus Ehen verschiedenartiger Eltern stammen, deren Tendenzen sich in der Psyche der Nachkommen nicht zu einem einheitlichen Ganzen fügen, sondern zeitlebens nach verschiedenen Richtungen streben. Dichter und Musiker müssen auch feiner empfinden als andere Leute; eine Eigenschaft, die für die alltäglichen Leistungen des Lebens hindernd ist und oft geradezu die Bedeutung einer Krankheit bekommt.“

## 6. Die Charakterantinomien in der Pathologie.

Es ist nach unseren bisherigen Erfahrungen ohne weiteres klar, daß die erb-biologische Persönlichkeitsanalyse auch als psychopathologische Forschungsmethode wertvoll und brauchbar sein wird. Manche klinische Erscheinungen werden durch sie erst das richtige Verständnis finden. Insbesondere läßt sich auf diesem Wege das Problem der psychopathischen Persönlichkeiten zu einer befriedigenden Lösung bringen. Denn man wird unumwunden zugeben müssen, daß wir bei der heutigen klinischen Einordnung der Psychopathen nicht stehenbleiben können. Auch die Unterscheidung von

zykloiden und schizoiden Typen wird der Mannigfaltigkeit psychopathischer Erscheinungen nicht ganz gerecht. Der Versuch K. SCHNEIDERS<sup>1)</sup>, die Psychopathen nach den hervorstechendsten psychischen Defekteigentümlichkeiten zu rubrizieren, entspricht wohl den heutigen klassifikatorischen Bedürfnissen. Doch will die Forschung mehr; sie muß versuchen, das Wesen der Psychopathen aufzuklären, die genetischen Wurzeln psychopathischer Erscheinungen zu erfassen. Und da kann die Zergliederung in konstitutionelle Einzelanlagen und die Erforschung der Beziehungen dieser Anlagen zueinander fruchtbare Dienste leisten. Ansätze zu ähnlichen Anschauungen finden wir in den Arbeiten von KLEIST<sup>2)</sup> und seinen Schülern A. SCHNEIDER<sup>3)</sup> und PERSCH<sup>4)</sup>.

Einige Beispiele werden die Brauchbarkeit der erbbiologischen Methode erweisen.

Einen interessanten Fall von psychopathischer Konstitution entnehmen wir der Sammlung von GRUHLE u. WETZEL<sup>5)</sup>. Der „Geliebtenmörder“ EICHMÜLLER, der bei an sich sozialer Veranlagung aus vorwiegend okkasionellen Gründen im Alter von 23 Jahren zu einem Verbrechen des Totschlagversuchs kam, hatte eine Schwester THERESE mit ausgesprochen degenerativ-hysterischem Charakter. Wertvoll ist in diesem Falle besonders ein Vergleich der beiden Geschwister, über deren Veranlagung wir gut orientiert sind.

Die Nachrichten über die Eltern sind leider etwas dürftig. Der Vater, ursprünglich einfacher Rheinschiffer, hat sich, offenbar durch starken beruflichen Ehrgeiz getrieben, zu der gehobenen Stellung eines Schiffsinspektors emporgearbeitet. Es heißt von ihm, daß er erregbar und reizbar gewesen sei. Die Mutter war eine immer kränkliche Frau, die viel an migräneartigen Kopfschmerzen litt und ein sehr weiches, empfindsames Gemüt hatte.

Die beiden Geschwister:

Die Tochter, THERESE EICHMÜLLER, fiel schon als Kind durch ihre Unausgeglichenheit (einmal störrisch, eigensinnig, unlenksam, dann wieder übertrieben gefällig und nachgiebig) auf. Sie galt als leichtsinnig und lügenerisch. Später ging sie als Dienstmädchen, Kinderfräulein und auch als Verkäuferin in Stellung. Doch konnte sie sich nirgends lange halten. Sie war faul und nachlässig; sie kolportierte Klatschgeschichten und hetzte gern hinten herum. In sexuellen Dingen benahm sie sich sehr ungeniert. Sie hatte alle möglichen „Verhältnisse“ und renommierte gern mit ihren Liebesabenteuern. Als sie einmal über ihren Dienstherrn

<sup>1)</sup> SCHNEIDER, K.: Die psychopathischen Persönlichkeiten. Aschaffenburgs Handbuch f. Psychiatrie. 1923. — SCHNEIDER unterscheidet: Hyperthymiker, Depressive, Selbstunsichere (sensitiv und anankastisch), Fanatische, Stimmungslabile, Geltungsbedürftige, Gemütlose, Willenlose, Asthenische, Explosible. Manche dieser Psychopathentypen sind wohl durch starkes Vorherrschen bestimmter charakterologischer Radikale in unserem Sinne gekennzeichnet (z. B. Fanatische, Gemütlose). Andere Begriffe (etwa willenlos, explosibel) sind komplex und bedürfen einer weiteren Zergliederung. Dasselbe gilt für viele unserer klinischen Begriffe (z. B. hypochondrisch, paranoid, zwangsneurotisch), die jeweils durch das Zusammenwirken mehrerer Radikale zustande kommen.

<sup>2)</sup> KLEIST, K.: Die gegenwärtigen Strömungen in der Psychiatrie. Zeitschr. f. Psychiatrie. Bd. 82, S. 1. Vortrag i. deutsch. Ver. f. Psychiatrie; Sitzung am 25. IX. 1924.

<sup>3)</sup> SCHNEIDER, A.: Über Psychopathen in Dem. praecox-Familien. Zeitschr. f. Psychiatrie. Bd. 79, S. 384.

<sup>4)</sup> PERSCH, R.: Über die erblichen Verhältnisse in Psychopathenfamilien. Zeitschr. f. Psychiatrie. Bd. 83, S. 1.

<sup>5)</sup> Verbrechertypen. I. Heft. WETZEL, A. u. K. WILMANN: Geliebtenmörder. Berlin: Julius Springer 1913.



allerhand Verleumdungen verbreitet hatte, kam es bei Zurechtweisung zu einer wilden hysterischen Szene. Sie reagierte mit einer heftigen Erregung (Anfälle) und machte mehrere impulsive Selbstmordversuche. Dieser Zustand war der Anlaß für ihre Verbringung in die Heidelberger Klinik. Hier zeigte sie das Bild einer typisch hysterischen Persönlichkeit. Sie hetzte unter den Kranken, sie log und verleumdete, sie erzählte phantastische Geschichten speziell über ihre erotischen Erlebnisse. Bald war sie freundlich und zugänglich, bald erregt und wütend. Sie drängte sich in den Vordergrund und war beleidigt, wenn man sie ihrer Meinung nach nicht genügend beachtete. Jede Kleinigkeit, ein Wort einer Kranken, eine vermeintliche unfreundliche Geste der Pflegerin, der Gesichtsausdruck des Arztes konnte sie in hemmungslose Wut versetzen. Von Zeit zu Zeit traten (häufig im Anschluß an äußere Vorkommnisse) hysterische Anfälle auf. Da der Zustand sich nicht besserte, mußte sie einer Heilanstalt übergeben werden.

Charakteristisch für THERESE EICHMÜLLER ist zunächst das gesteigerte Bedürfnis nach Beachtung und Anerkennung. Sie gehörte offenbar zu den Menschen, die sich in den Vordergrund drängen und gerne renommieren, die sich gleich beleidigt fühlen, wenn sie keine Rolle spielen können. Dieses Geltungsbedürfnis, das übrigens deutlich auf den väterlichen Ehrgeiz hinweist, suchte sie mit allen Mitteln zu befriedigen; mit Lügen, Hetzen, Verleumdungen, unter Umständen sogar mit frei erfundenen Schwindelgeschichten. Warum wählte sie gerade diesen Weg? Sie scheute die ernste Mühe, den Leistungsaufwand, ohne den sich für gewöhnlich kein Mensch Anerkennung verschaffen kann. Es fehlte ihr der Trieb zur Arbeit und Tätigkeit, der jeder energischen Leistung zugrunde liegen muß. In dieser Beziehung war sie ein widerstandsunfähiger Schwächling, haltlos, faul (ohne Bedürfnis nach Betätigung) und ohne festen Willen (erbbiologische Wurzel unbekannt). Dadurch ist ein starker Anlagenkontrast gegeben. Die Inkongruenz zwischen Können und Verlangen führte zu dem untauglichen Ausweg der Befriedigung mit „unlauteren“ Mitteln, die ihrer rücksichtslosen, egozentrischen Art (frei von moralischen Skrupeln) kein großes Kopfzerbrechen bereitete. Der Erfolg war gerade das Gegenteil von dem, was sie ersehnte. Überall fand sie Verachtung und Ablehnung. Nach Art der reizbaren Psychopathen (erhöhte Ableitungsfähigkeit, Reizbarkeit; Vater) lebte sie diesen Konflikt aus. Sie machte ihren inneren Spannungen hemmungslos Luft; unter Umständen sogar in Form heftigster motorischer Entladungen (Erregung, hysterische Anfälle).

Der Sohn, Krahnführer EICHMÜLLER, hat manches mit seiner Schwester gemeinsam, doch unterscheidet er sich von ihr in wesentlichen Punkten. Er war als Kind überaus ängstlich (ging nie allein in den Keller), weichmütig und mitleidig veranlagt. Und auch später bildeten Anlehnungs- und Mitteilungsbedürfnis, große gemütliche Weichheit, Mitleid und Hingebung (sehr hilfsbereit Kindern gegenüber) einen Grundzug seines Wesens. Er konnte zu Tränen gerührt sein, wenn er von ergreifenden und begeisternden Dingen hörte. In der Arbeit war er fleißig, eifrig und zuverlässig. Er besaß einen starken Ehrgeiz. Ihm lag sehr viel daran, daß seine Leistungen Anerkennung fanden. Schon als Lehrling zeigte er in diesem Punkte eine große Empfindlichkeit. Er weinte oft, wenn er mit einem Wort getadelt wurde. In seinen freien Stunden beschäftigte er sich mit der Konstruktion von Maschinenmodellen. Auch machte er gerne Gedichte. Er war stolz auf seine Begabung, auf das Gefühl, mehr zu sein als andere. Er ging nie ins Wirtshaus und hielt sich von seinen Kameraden fern. Auch bei ihm finden wir Erscheinungen einer gesteigerten affektiven Erregbarkeit und Stimmungslabilität. Doch kam es nie zu hemmungslosen Reaktionen nach außen; nur vereinzelt traten hysterische Anfälle auf nach aufregenden Erlebnissen. Er fühlte sich oft niedergedrückt und sprach dann wohl von Selbstmord. Durch Trost und Zuspruch wurde er leicht wieder über diese inneren Schwierigkeiten hinausgehoben. Er neigte zu Selbstbetrachtungen und Reflexionen über seine eigenen psychischen Phänomene. Mit 21 Jahren

knüpfte er ein anfangs glückliches Liebesverhältnis an, das nach zwei Jahren durch Zwistigkeit und Eifersuchtsgedanken seinerseits getrübt wurde. Es kam, nicht zum mindesten durch sein aufgeregtes Gebaren, zu allerhand Auseinandersetzungen. Schließlich glaubte er mit einem gewissen Recht, das Mädchen wolle nichts mehr von ihm wissen; — sie war nach einem Wortwechsel gereizt weggelaufen. Zuerst dachte er an Selbstmord, dann kam er auf den Gedanken, zuerst das Mädchen zu töten und dann selbst aus dem Leben zu gehen. (Er erinnerte sich an einen Ausspruch des Mädchens, sie wolle, wenn er tot sei, auch nicht mehr leben). In dieser ganzen Zeit litt er häufig an Anfällen. Er schritt zur Ausführung der Tat, die er allerdings davon abhängig machte, ob seine Geliebte ihm auf seine Bitte hin Verzeihung gewähren würde oder nicht. Da diese offen erklärte, sie wolle mit ihm nichts mehr zu schaffen haben, gab er auf sie drei scharfe Schüsse ab, ohne sie jedoch zu treffen. Unmittelbar darauf schoß er sich in den Mund, wobei er sich eine ungefährliche Verletzung beibrachte.

Ziehen wir den Vergleich mit der Veranlagung der Schwester. Auch EICHMÜLLER ist ehrgeizig; auch er hat das Bedürfnis nach Beachtung und Geltung, wie wir es von seinem Vater annehmen dürfen. Im Gegensatz zur Schwester steuert er mit zäher Energie auf das Ziel los; er läßt es sich Mühe und Arbeit kosten (wie der Vater?). Er ringt um die Anerkennung seiner Leistungen. Dabei hat er im stillen eine hohe Meinung von sich, doch fehlte ihm die egozentrische Rücksichtslosigkeit, mit der die Schwester ihre Umgebung um jeden Preis zur Anerkennung zwingen möchte. Sein Geltungstrieb wird korrigiert durch einen andern für ihn charakteristischen Wesenszug, durch sein hingebungsvolles, weiches Gemüt, durch seine anlehnsbedürftige ängstliche Lebenseinstellung (eine von der Mutter ererbte Eigentümlichkeit). Diese Seite seines Charakters bedingt eine soziale, durch Lenksamkeit und Hilfsbereitschaft ausgezeichnete Lebensführung, die auf Extravaganzen verzichtet. Nur einmal bricht auch bei ihm eine stark egozentrische Denkweise durch, die im Wesen der Schwester ausschließlich dominierte. Das ist die kritische Phase in seinem Verhältnis zu der Geliebten. Wie er spürt, daß sie seinen Händen zu entgleiten droht, tauchen Gedanken an Selbstmord auf; bei seiner depressiven, ängstlichen Veranlagung verständlich, da seinem Anlehnsbedürfnis gewissermaßen der Halt entzogen war. Bald darauf aber (sie hatte einmal gesagt, wenn er tot sei, wolle sie auch nicht mehr leben) faßte er den Gedanken, zuerst das Mädchen und dann erst sich selbst zu töten; mit der psychologischen Motivierung: Wenn ich sie schon nicht zwingen kann, mir treu zu bleiben, dann soll sie mit mir sterben. An dieser Stelle setzt sich das egozentrische Bedürfnis nach Vergeltung für die ihm zugefügte Kränkung durch und schiebt alle weichen Mitleidsregungen beiseite. Die Durchführung des Selbstmordes sieht sehr wenig heroisch aus. Man hat den Eindruck einer theatralischen Szene, teilweise darauf angelegt, Aufsehen und Mitleid zu erregen. Bis zu einem gewissen Grade ist wohl seine Feigheit daran schuld, daß der Suicidversuch ergebnislos verlief. In dem Anlauf zu einem heldenmütigen Abschluß blieb er auf halbem Wege stecken. Wie bei der Schwester ist auch bei ihm die Neigung zu hysterischen Reaktionen vorhanden (Anfälle), die bei aufregenden Anlässen selten fehlen.

Fassen wir kurz zusammen, so erkennen wir bei beiden Geschwistern gleichermaßen Anlagekomplexe des ehrgeizigen Geltungsverlangens (Vater). Ferner sind sich beide in der Neigung zu hysterischen Anfällen gleich, die z. T. auf die Reizbarkeit (erhöhte motorische Ableitung) des Vaters, z. T. wohl auf die nervös-empfindsame Art der Mutter zurückgehen mag. Grundverschieden wird jedoch die Charakterentwicklung durch andere Anlagemomente, die zu

diesen (beiden Geschwistern gemeinsamen) Eigentümlichkeiten hinzutreten. Bei der Schwester rücksichtslose Egozentrität, die keine moralischen Hemmungen kennt und infolgedessen mit allen Mitteln um Geltung kämpft. Beim Bruder ein weiches, anschniegenes, anlehnungsbedürftiges Gemüt mit ausgesprochen sozialer Einstellung und geordneter Lebensführung. Der Schwester fehlt fester Wille und Arbeitsenergie (Arbeitslust), sie geht den Weg des geringsten Widerstandes, schwindelt sich zusammen, was ihre Sehnsucht stillt, und kommt dabei zu Fall. Der Bruder ist ein fleißiger Mensch (Tätigkeitstrieb) mit zäher Energie, der sich durch ehrliche Arbeit eine Stellung im Leben erobert hat.

Auch die hysterischen Reaktionen zeigen einen gewissen Unterschied. Die Schwester benützt die Anfälle als Zweckmittel, um ihre Umgebung zur Rücksichtnahme und zur Beachtung zu zwingen. Beim Bruder scheint dieser Zweckcharakter viel weniger deutlich.

Bei beiden Geschwistern sind offensichtliche Anlagenkontraste wirksam. Die Schwester leidet an dem starken, nicht überbrückbaren Mißverhältnis zwischen ehrgeizigem Verlangen und Vollbringen. Der Bruder dagegen ist imstande, seinen Ehrgeiz durch entsprechende Leistungen zu befriedigen. Seine Antinomie ist anderer Art. Bei ihm liegt die Spannung zwischen Geltungssucht und ängstlich-unsicherer, hilfsbedürftiger Einstellung, und aus ihr erwächst der Eifersuchtskomplex. Vorübergehend drängen dann expansive Machtgelüste ihre Kontrasthemmungen beiseite und führen die geschilderte Katastrophe herbei.

Durch die verschiedene Verteilung bestimmter Einzelanlagen auf die beiden Geschwister kommen ganz verschiedene Psychopathentypen zustande. Die psychologische Analyse muß deswegen in diesen Fällen unvollständig bleiben, da wir uns im wesentlichen auf Eigenschaften beschränken, die bei den Eltern (nach den allerdings spärlichen Nachrichten) als wahrscheinlich anzunehmen sind. Immerhin haben wir durch Vergleich der Geschwister wichtige Grundtendenzen der Familie herausarbeiten können.

Ein zweites Beispiel gibt die Analyse einer von WERMESCHER untersuchten Zwangsneurose<sup>1)</sup>.

Ein hochaufgeschossener, körperlich asthenischer junger Mann, BOLT, von 18 Jahren (Kaufmann) mit infantilen Zügen, leidet an verschiedenen Zwangerscheinungen, die bis in seine früheste Jugend zurückgehen. Als 10jähriger Knabe mußte er fluchen, wenn in der Schule der Segen gesprochen wurde. Dieser Fluchzwang tritt auch heute noch während des Gottesdienstes auf. Waschwang und Kontrollzwang sind ihm ebenfalls aus seiner Schulzeit bekannt. Von klein auf ängstlich, selbstunsicher und pedantisch gewissenhaft — er war ein rechtes Muttersöhnchen und hat sich auch heute noch nicht von der Mutter ganz losgelöst — konnte es ihm trotzdem passieren, daß er stundenlang vor seinen Schulbüchern saß und träumte. Dann mußte er oft 70mal das Vaterunser beten, um das Schicksal günstig zu stimmen, daß sich diese Nachlässigkeit nicht durch schlechte Leistungen rächen möge. Er war ehrgeizig und liebte es, sich vor seinen Kameraden auszuzeichnen, sich einen „Anstrich“ zu geben. Auch später in seinem Beruf drängte es ihn nach Geltung und Anerkennung. Er hatte das Bestreben, hochzukommen, sich eine angesehene Position zu schaffen. Er wollte etwas erreichen und hat sich alles mögliche ausgedacht, um etwas zu werden, z. B. daß er in ein Geschäft einheiraten könnte. Diese ehrgeizigen Pläne hielten jedoch in der Wirklichkeit nicht stand. Alle Versuche, sich durch gute Leistungen hervorzutun, wurden durch

<sup>1)</sup> WERMESCHER, G.: Familie Bolt. Ein Beitrag zur erb- und konstitutionsbiologischen Analyse der Psychopathen. Diss. Tübingen 1925. (Manuskript.)

„gegenteilige“ Gedanken gestört. Er hatte dann das Gefühl, er beherrsche seine Arbeit nicht mehr; oder alles, was er tue, sei zwecklos; oder er habe doch nicht die Kraft, seine Pläne zu verwirklichen. Infolgedessen war es ihm oft unmöglich, sich so zu konzentrieren, wie er es für notwendig hielt. Und doch hatte er den sehnlichsten Wunsch, ein Willensmensch zu sein. Dies wird sehr nett illustriert durch die Tatsache, daß er sich mühsam vor dem Spiegel eine bestimmte Mimik und bestimmte Gesten einstudierte, um dadurch zu imponieren.

Dieselbe Unsicherheit und Zwiespältigkeit zwischen Wollen und Vollbringen beobachten wir auch in der Sphäre der Sexualeinstellung. Zunächst ist zu sagen, daß B. auffallend frühreif war in sexuellen Dingen. Schon mit acht Jahren will er jeden Abend Erektionen gehabt haben. Dabei traten dann allerhand aufregende Phantasien auf. Er sah sich z. B. nackt dastehen und andere Buben auf sich zukommen, um ihn zu betasten. Bald darauf verfiel er der Onanie, wobei ähnliche Phantasien wirksam waren. Später traten bei der Onanie auch Mädchen auf, die ihn berühren mußten. Er hatte von jeher eine große Liebe zu seinem Körper. Oft stellte er sich unbekleidet vor den Spiegel, um seinen nackten Leib mit Wonne beschauen zu können. Sein eigenes Genitale war für ihn äußerst aufregend und interessant. Erst in den letzten Jahren ist er mehr und mehr auf die Reize des weiblichen Körpers aufmerksam geworden. Trotz dieser schwülen Sexualatmosphäre, in der B. seit der frühesten Jugend lebt, ist er niemals irgendeinem Liebesobjekt näher getreten. Wohl war er sehr leicht verliebt und rasch begeistert, doch immer von ferne. Schüchternheit und Verlegenheit standen ihm im Wege. Auch heute noch beschäftigt er sich lieber mit Sexualphantasien (etwa, daß junge Mädchen zu ihm kommen und ihn küssen). Zeitweise, von ethischen Skrupeln über die Onanie und auch von hypochondrischen Befürchtungen getrieben, sucht er alles Sexuelle gewaltsam zu unterdrücken. Er empfindet dann das Geschlechtliche als tierisch, abstoßend und ekelregend; er möchte die sexuelle Liebe ausschalten, statt dessen nur die Nächstenliebe gelten lassen. Dieser Entwertung der Sinnlichkeit stehen andere Triebregungen schroff gegenüber. Er möchte ein ganzer Mann sein und bei den Frauen etwas gelten. Vorübergehend trug er sich z. B. mit dem Gedanken, die Methoden der Suggestion (Hypnose) zu erlernen, um auf diese Weise über die Mädchen Macht zu gewinnen und sie zu sexuellen Handlungen zwingen zu können. Trotz der gelegentlichen Verneinung des Sexuellen drängt es ihn dazu, seine Sexualphantasien auch in der Wirklichkeit auszuleben. Er möchte wohl, aber es fehlt ihm an Mut und an sicherer Zielstrebigkeit.

Zweifellos handelt es sich bei BOLT um eine Entwicklungsstörung, die insbesondere auch das sexuelle Triebleben betrifft. Wir beobachten eine ausgesprochen unsichere Triebeinstellung, in der narzistische, homo- und heterosexuelle Komponenten durcheinanderspielen. Auffallend früh schon und sehr lebhaft macht sich die Sexualität bemerkbar, so daß man unbedenklich von einer Pubertas praecox reden kann. Doch läßt die endgültige Reifung lange auf sich warten, sie ist heute noch nicht erreicht, was in dem infantilen Gesamthabitus auch äußerlich zum Ausdruck kommt.

Beachten wir nun die Charakteranlage, so erkennen wir zwei gegensätzliche Persönlichkeitsanteile, die fortgesetzt miteinander in Zwiespalt geraten. Auf der einen Seite steht ein expansiver Komplex, den wir mit den Begriffen Geltungsverlangen, Ehrgeiz, Machttrieb, Herrschsucht, Unabhängigkeitsdrang, Egoismus (Überwältigung des Nebenmenschen, in sexueller Version = Sadismus bzw. sexuelle Brutalität) charakterisieren können. Dem stehen auf der anderen Seite Selbstunsicherheit, Skrupelhaftigkeit, moralische Bedenklichkeit, Ängstlichkeit (Mangel an Kraft), übertriebene Gewissenhaftigkeit, Selbstquälerei und Leidenssucht (in sexueller Version = Masochismus) gegenüber. Beide zusammen bilden die Basis der Zwangneurose, wobei allerdings die früh erwachte starke und z. T. pervers gerichtete Sexualität (Masochismus und Sadismus) einen wesentlichen Aufbaufaktor bildet. Das Gefühl der eigenen Insuffizienz, die Gewissensängstlichkeit

treibt Sicherungen empor, die den revolutionären Machttrieb zügeln sollen (Buß- und Betübungen). Ja, die Selbstunsicherheit stört sogar die Entfaltung ehrgeiziger Tendenzen dadurch, daß sie die Minderwertigkeit der Leistungen (zwangsmäßige Gegengedanken) besonders unterstreicht. Die pedantische Gewissenhaftigkeit (Kontrollzwang) ist ein Schutz gegen den Unabhängigkeitsdrang, gegen das Verlangen nach rücksichtsloser Triebbefriedigung (Leichtsinn). Die übertriebene moralische Einstellung führt sogar zeitweise zu einer völligen Negation des Trieblebens (moralische Kompensation; reine Nächstenliebe). Die Gewissensangst fürchtet schicksalsmäßige Bestrafung durch Krankheit (Hypochondrie, Bazillenfurcht, Waschzwang, Furcht vor Ansteckung), die wieder der masochistischen Leidenssucht entgegenkommt. Jede Tendenz — wir mögen angreifen, wo wir wollen — wird von einer gegensätzlichen Einstellung unterdrückt und kompensiert. Wir vermissen einen einheitlich geschlossenen Persönlichkeitsaufbau. An BOLT ist nichts ganz und vollständig; er ist weder ein skrupulös-ängstlicher Hypochonder, noch ist er ein energischer, nach Unabhängigkeit ringender Macht- und Willensmensch. Er ist beides zugleich, innerlich zerrissen durch Sklaven- und Herrenmoral. Und die Zwangssymptome bilden die verbindende Brücke.

Die Familiengeschichte dieses Falles ist äußerst interessant. Beginnen wir zunächst mit der Mutter. Für sie ist charakteristisch, daß sie im Haushalt gar nicht Bescheid wußte und sich um nichts kümmerte. Sie war ewig mit sich selbst beschäftigt, hatte hunderterlei Krankheiten und ging wegen jeder Kleinigkeit zum Arzt. Dabei machte sie sich gern über ähnliche Beschwerden bei andern lustig. Überhaupt hatte sie die Tendenz, andere Menschen herabzusetzen und sich selbst bei jeder geeigneten Gelegenheit in den Vordergrund zu schieben. Sie wollte sich um jeden Preis zur Geltung bringen und sprach in Gesellschaft gern, wenn möglichst viele Leute zuhörten. Sie war äußerst stimmungslabil, leicht beeinflussbar und wechselvoll in ihren Meinungen. Ernste Arbeit lag ihr nicht. Diese Abulie (Mangel an Tätigkeitstrieb) verband sich mit dem starken Geltungsdrang zu einer nur auf den Schein eingestellten („narzistischen“) Eitelkeit. Es waren außerdem ausgesprochene hypochondrische Neigungen vorhanden.

Dann die Familie des Vaters. Der Vater selbst war ein gewissenhafter, braver Kaufmann, der immer bestrebt war, das Beste zu leisten. Er gründete ein Geschäft mit seinem älteren Bruder zusammen, den er sein Leben lang vollkommen dirigierte. Eine ruhige, sachliche und im ganzen zuversichtliche Natur. Noch deutlicher als bei ihm treten die für die Veranlagung unseres Probanden wichtigen Charakterkomponenten bei Geschwistern des Vaters zutage. Unter ihnen finden wir mehrfach Typen, die von pedantischer Skrupulosität und Gewissensangst beherrscht sind. Ein Bruder war übertrieben ängstlich in Steuerfragen, glaubte immer, er könnte gegen seinen Willen etwas verschwiegen haben. Eine Schwester hatte kein ruhiges Gewissen, als sie einmal von ihrem Bruder (Kaufmann) einen Bogen Papier entliehen hatte. Sie mußte ihm nach ein paar Tagen das Geliehene ersetzen; denn das Papier gehöre nicht ihm allein, da er noch einen Kompagnon habe. Im Gegensatz hierzu stehen andere Geschwister des Vaters, deren Charakter sthenisch aufgebaut ist. Hier ist besonders ein Bruder wichtig, der als ausgesprochener Tyrann galt

(Glänzender Kaufmann). Von ihm heißt es, daß er Widerspruch nicht ertragen konnte. Wenn jemand sich seinem Willen nicht fügte, mit dem war er fertig. Er hatte seine Firma sehr vorangebracht, in allen geschäftlichen Dingen stets eine zähe Energie bewiesen. In den besten Jahren entwickelte er sich zu einem grotesken Hypochonder, der von einer Krankheitsbefürchtung in die andere fiel und im Laufe der Zeit eine schwere hysterische Astasie und Abasie ausbildete. Er ging von Bad zu Bad, von Arzt zu Arzt. Seit Jahren lebt er in einem nach seinen eigenen Angaben konstruierten, äußerst komplizierten Fahrstuhl, in dem er mehr hängend als sitzend seine Tage zubringt. So tyrannisiert er sich, aber noch mehr seine Umgebung, von der er aufopfernde Pflege verlangt, ohne auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen. Bei ihm sehen wir eine Verbindung von sadistischen und masochistischen Komponenten, wie sie auch für unseren Probanden kennzeichnend sind (Leidenssucht und brutale Tyrannei). Außerdem ist zu bemerken, daß bei diesem Bruder des Vaters sich schon außerordentlich frühzeitig die Sexualität regte. Er hatte in jungen Jahren die ersten Erektionen am Totenbette zweier Schwestern; später machte er sich lebhaftere Vorwürfe über Onanie und hatte eine Zeitlang die Absicht, sich kastrieren zu lassen. Auch sonst sind in dieser Geschwisterserie allerhand Symptome einer teils schwach entwickelten, teils undifferenzierten Sexualveranlagung (auffallend viel Ehelosigkeit) nachweisbar.

Wir sehen also, wie sich für die komplizierte Veranlagung des Probanden in beiden elterlichen Familien die entsprechenden erbbiologischen Wurzeln aufzeigen lassen. Er hat gewissermaßen alles Pathologische aus beiden Familien auf sich gesammelt: den auf den äußeren Schein gerichteten Geltungsdrang, Abulie (Leistungsschwäche) und hypochondrische Neigungen von der Mutterseite; skrupulöse Gewissensangst, Herrschsucht, Hypochondrie, masochistisch-sadistische Tendenzen und gewisse andere Anomalien der Sexualveranlagung aus der väterlichen Familie. In groben Zügen darf die erbbiologische Fundierung als gelungen gelten.

Die verschiedenen Tendenzen sind bei BOLT in vielfacher Gegensätzlichkeit miteinander verschlungen. Persönlichkeitsbeherrschend ist in erster Linie die gewissensängstliche und tatenschwache Lebenseinstellung, die alle andern Tendenzen nicht recht zu Worte kommen läßt. Sie dominiert über Herrschsucht und Sadismus, die beide daher nur in der „Phantasie“ sich durchzusetzen wagen und als Hypochondrie und Zwangssymptome auf masochistischem Wege paralytisch werden. Die verschiedenen Konstrastanlagen sind durch äußerst verwickelte Anlagebeziehungen miteinander verbunden.

Alle Neurosen lassen sich auf diesem Wege erbbiologisch analysieren. Die konstitutionelle Betrachtung bildet eine wichtige und notwendige Ergänzung der bisher allein üblichen „psychogenen“ Auffassung. Wir müssen wissen, wie die Charakteranlage beschaffen ist, die bei bestimmten Situationen neurotische Störungen emportreibt.

Doch dürfen wir keineswegs bei den Neurosen haltmachen. Auch die Psychosen — sogar die sogenannten endogenen — bieten ein interessantes Material für die Persönlichkeitsanalyse. Sehr vielfach beobachten wir, wie sogenannte endogene depressive Erkrankungen durch bestimmte Milieumomente aus der Charakterveranlagung ausgelöst werden. Dafür ein Beispiel.

Es handelt sich um einen Handwerker M<sub>ERZ</sub> (Mützenmacher) aus kleindörflichem Milieu, der nebenher ein kleines Hutgeschäft betrieb. Er galt als pünktlicher Arbeiter, war peinlich akkurat, gewissenhaft, pedantisch genau und kam infolgedessen nur langsam voran in seinem Tagespensum. Doch war er inmunde, seinen kleinen Betrieb, wenn auch mühsam und mit schwacher Kraft im Gang zu halten. Damit war seine Leistungsfähigkeit genügend belastet. Geschäftlichen Ehrgeiz kannte er nicht, den Gedanken an eine Geschäftsvergrößerung hatte er stets von sich gewiesen. Er war viel zu ängstlich, ihm fehlte Initiative und Unternehmungsgeist. Es genügte ihm vollkommen, in der einmal angefangenen Bahn ohne große Kraftvergeudung gemächlich weiter zu wandern. Er bemühte sich nicht sehr um die Kundschaft. Für gewöhnlich bediente er anständig und gut, hatte er zuviel Arbeit, dann wurde er gereizt und unfreundlich. In der Familie (Frau und mehrere Kinder) ließ er sich ohne viel Rücksicht nach Herzenslust gehen. Stets mußte man ihm etwas Besonderes kochen. Er aß die Leckerbissen mit großem Vergnügen, ohne den andern etwas davon zu gönnen. Es war für ihn selbstverständlich, daß der Hausherr wie ein Pascha bedient werden müsse. Wenn ihm etwas nicht paßte, wurde er grob und ausfallend. Das Wohlergehen seiner Kinder kümmerte ihn wenig; niemals sagte er ihnen ein liebes herzliches Wort. Überhaupt war er daheim kein Freund von großen Reden. Wochenlang konnte er stumm dahinleben, ohne den Mund recht aufzutun. Ganz anders war sein Verhalten nach außen. Zu Hause verlangte er sparsames Wirtschaften. Jeden Pfennig drehte er in der Hand herum. Nach außen trat er jedoch äußerst freigebig auf. Jeden Sonntag machte er ausgedehnte Weinreisen. Er legte besonderen Wert darauf, im Wirtshaus vor den andern als Biedermann zu erscheinen, der ein gewisses Verständnis für „feine Lebensart“ besitzt. Am Biertisch taute er auf. Hier wurde er gesprächig, hier erzählte er gern von früheren Erlebnissen (etwa aus der Militärzeit), in denen er sich als den „feinen Mann“ hinstellen konnte. Er hielt etwas auf sich, wollte geehrt und geachtet sein. Charakteristisch für seinen Stolz ist auch, daß er noch heute (60 Jahre alt) daheim beim Essen seine Hochzeitsgabel benützt, deren Zinken schon längst keine Spitzen mehr haben. Die Angehörigen bezeichnen ihn nach einem echt schwäbischen Sprichwort als: „Hauskreuz und Gassenengel“.

Dieser Mann machte mit 58 Jahren eine vorübergehende Depression durch. Etwa zwei Jahre später wiederholte sich der Zustand in gleicher Form. Er wurde plötzlich verzagt und hoffnungslos. Sein Geschäft gehe zugrunde, alles Geld sei verloren (objektiv z. T. richtig; Wirkung der Inflationszeit). Die Staatsanwaltschaft suche ihn, weil er zu wenig Steuern bezahlt habe. Er habe seine Familie schlecht behandelt, hätte früher anders sein sollen, habe viele Fehler gemacht (objektiv richtig). Zeitweise war er äußerst nervös und verdrossen. Er zankte mit seinen Angehörigen, quengelte und schimpfte wegen jeder Kleinigkeit. Nichts konnte man ihm recht machen. Bald saß er untätig und völlig apathisch auf einem Fleck, bald lief er stundenlang von innerer Unruhe getrieben im Haus herum. Er ging nicht mehr ins Bett und sprach von Selbstmord, so daß er in die Klinik gebracht werden mußte. Ohne wesentliche Änderung des Zustandsbildes ging er nach kurzer Beobachtung an einer Sepsis zugrunde.

Die Depression zeigt eine atypische Symptomatologie, wie es seiner Veranlagung entspricht. Wir sehen neben einer ängstlich-verzagten Grundstimmung auch die morose, reizbar-querulatorische Art seines Wesens durchbrechen. Die Erkrankung ist ausgesprochen charakterologisch gefärbt.

Eine psychologische Wurzel der Depression liegt in den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen, die in der Inflationszeit wohl keinem Handwerker und Kaufmann ganz erspart geblieben sind. Durch uneinsichtige Geschäftsführung (allzu billiges Arbeiten) hatte er sein ganzes Lager verloren und obendrein noch durch ungeschicktes Einkaufen seinen Bargeldbestand völlig dezimiert. Er konnte sich den neuzeitlichen Verhältnissen nicht mehr anpassen und brach infolgedessen (nachdem er sich vorübergehend noch einmal wieder aufgegriffen hatte) in seinen „Nerven“ völlig zusammen.

Eine andere Grundlage für die Erkrankung ist der antinomische Charakteraufbau, der sich in diesem Falle erbbiologisch gut analysieren läßt.

Der Vater, (ebenfalls Handwerker; Seifensieder) war ein stiller, ruhiger, in sich gekehrter, solider, „ehrenwerter“ Mann, der sparsam wirtschaftete und gut für seine Kinder sorgte. Er schätzte Geselligkeit nicht, widmete sich ganz seiner Familie und liebte seine Kinder über alles. Ein einfacher, bescheidener „Biedermann“ von fast ängstlicher Zurückhaltung. In der Arbeit pünktlich und gewissenhaft, etwas schwerfällig und langsam, ohne große Tatkraft und Energie.

Die Mutter zeigte ein ganz anderes Temperament. Sie war heiter, resolut energisch und schlagfertig; „sagte die Wahrheit umsonst“; ließ sich nichts gefallen und verfügte mit rücksichtsloser Selbstverständlichkeit über ihren Mann, der ihr wenig Widerstand bot. Sie galt als tüchtige Hausfrau und war berühmt durch ihr Weihnachtsgebäck. Sie legte Wert darauf, mit der „besten Gesellschaft“ zu verkehren. Dabei kam es ihr nicht darauf an, mehr auszugeben, als sie besaß, wenn sie nur in den Augen ihrer Bekannten als angesehen und hochgeschätzt dastand. Das war für sie das höchste Ziel, dem sie unter Umständen alles opferte. Die Achtung ihrer Mitmenschen stellte sie über das Wohl der Familie und über die Sorge für die Kinder.

Wir erkennen sogleich bei unserem Probanden MERZ die komplizierte Mischung der kontrastierten Veranlagungen beider Eltern. In der rücksichtslos-egozentrischen Gesamteinstellung, in dem lieblosen Verhalten gegen die Angehörigen und der geltungssüchtigen Eitelkeit nach außen tritt uns sehr deutlich der Charakter der Mutter entgegen. Dagegen kommt die Natur des Vaters in der ängstlichen, energiewachen Geschäftsführung und in einer kleinlichen, überpünktlichen, schwerfälligen Arbeitsweise zum Ausdruck. Während die Mutter ihren Ehrgeiz auch auf die häusliche Arbeit ausdehnte, fehlte dem Sohn die Tatkraft auf diesem Gebiete vollkommen. Dagegen konnte er für den Ausbau seines Ansehens nach außen hin große Energie aufwenden. Während der Vater auch außerhalb seiner Berufstätigkeit ruhig, bescheiden, unsicher und ängstlich wirkte, sich vor allem auch von seiner Frau mehr oder weniger alles bieten ließ, lebte der Sohn als Pascha und Haustyrann, wie es die Mutter in ganz ähnlicher Weise getan hatte. Der Sohn spielte nur nach außen die Rolle des gutmütigen Biedermannes, die der Vater in echter Form voll und ganz repräsentierte.

Diese erbbiologisch fundierte Charakterantinomie mußte ins Wanken kommen und zu der beschriebenen Erkrankung führen, als unglückliche Milieuumstände von außen einwirkten. Das gewohnte selbstüberhebliche Außenbild, das der Familie gegenüber schroff betonte Selbstbewußtsein sank in sich zusammen, als ihm der reale wirtschaftliche Boden unter den Füßen schwand. Um so mehr nahmen Ängstlichkeit und Lebensunsicherheit überhand und erdrückten schließlich das mütterliche Erbteil. Da kam (wenn auch nicht frei von egozentrischen Zutaten; oft gereizt-querulatorisch) eine ängstliche verzagte Grundstimmung (Wesensart des Vaters) zum Vorschein, die nun zum Teil über sein früheres Leben (Ausfluß der mütterlichen Erbmassen) zu Gericht saß und die genannten Selbstvorwürfe zur Folge hatte.

Die Art der depressiven Reaktion läßt sich nur verstehen, wenn wir die Veranlagung dieses Falles genauer ins Auge fassen. Und diese kann ohne Schwierigkeiten auf ihre erbbiologischen Quellen zurückgeführt werden. Die Beziehungen der väterlichen und mütterlichen Anlageelemente zeigen eine ganz spezifische



Struktur. Die pedantisch-ängstliche Art des Vaters hinderte die Entfaltung des (mütterlichen) Ehrgeizes auf beruflichem Gebiete, nicht jedoch die Darstellung einer bestimmten Rolle nach außen hin. In dieser Hinsicht ließ er es nicht an der nötigen Anstrengung fehlen; vielfach konnte er dabei sogar seiner sonstigen Sparsamkeit zuwiderhandeln. Er war stark egozentrisch eingestellt (Mutter); eine Eigentümlichkeit, die er im Interesse seines Ansehens nach außen hin wohl zu verbergen wußte. Er zeigte „feine Lebensart“ (Mutter) und spielte den Biederen, Gutmütigen (Vater). Daheim benahm er sich um so rücksichtsloser (Mutter), da sein Ehrgeiz von einer anderen Einstellung nichts erhoffen konnte und ihm die beim Vater so sehr ausgeprägten Sympathiegefühle fehlten.

In ähnlicher Weise würden sich viele andere Depressionen zergliedern lassen. In solchen Fällen handelt es sich stets darum, daß eine (mehr oder weniger starke) kontrastgespannte Anlage auf äußere Reize reagiert. Dabei stehen jeweils Milieureiz und Kontrastspannung in umgekehrtem Verhältnis zueinander. Je stärker die Spannung, desto geringere Auslösungsmomente genügen, ebenso umgekehrt. Selbstverständlich gibt es eine Unmenge von depressiven Erkrankungen, die wir praktisch als endogen bezeichnen müssen, doch ist die Zahl der reaktiven Formen größer, als man heute für gewöhnlich annimmt. Hierher gehören auch die Reaktionen auf bestimmte Lebenssituationen wie Vereinsamung, Klimakterium, Altern usw. Immer wird ein ganz bestimmtes Verhältnis von Anlagenspannung und Milieueinwirkung zugrunde liegen.

Wir dürfen an dieser Stelle unbedenklich die Anschauung vertreten, daß aus einer Persönlichkeit nichts herausgeholt werden kann, was nicht irgendwie anlagemäßig begründet ist<sup>1)</sup>. Das trifft insbesondere auch für die echten zirkulären Krankheiten zu. Es gibt hypomanische Temperamente, die niemals depressiv werden, obwohl sie in ihrem Leben dazu genügend Gelegenheit gehabt hätten. Bei andern Hypomanischen lauert stets eine gewisse depressive Verzagttheit im Hintergrund, die dann gelegentlich infolge endogener oder reaktiver Strukturverschiebung persönlichkeitsbeherrschend wird (Depression). Wir hören von vielen zirkulären Depressiven, daß sie „früher auch schon so gewesen seien“, was dann von den Angehörigen energisch verneint wird. Keine dieser Meinungen ist allein richtig. Es handelt sich eben um Menschen, die so waren und auch anders. Der Widerspruch klärt sich auf durch eine Verschiedenheit von „Außenbild“ und „Innenbild“, die beide wieder erbbiologisch bedingt sind<sup>2)</sup>.

Daß die Färbung der depressiven Psychosen aus der Grundpersönlichkeit stammt, haben wir gesehen. Weiterhin hat es in vielen Fällen den Anschein, daß auch die Dauer der Erkrankung charakterologisch begründet ist. Wenn wir die mehr chronischen Depressionen betrachten, so kommen sie in der Regel bei den komplizierteren Charakteren vor, bei Menschen mit starker Anlagenspannung. Vielfach glaubt man bei diesen Fällen gewisse Eigentümlichkeiten

<sup>1)</sup> Anlagemäßig begründet ist auch die besondere Färbung depressiver Erkrankungen (Selbstvorwürfe oder hypochondrische Ideen usw.). Nur bestimmte Charaktertypen sind in der Depression zu Selbstvorwürfen fähig, andere leiden an hypochondrischen Befürchtungen. Diese Unterschiede sind charakterologisch tief verankert.

<sup>2)</sup> SCHEFFEL (s. P. J. MOEBIUS, Über Scheffels Krankheit. Marhold Verlag, Halle 1907) bezeichnet z. B. seine Lustigkeit und seinen Humor (Mutter: Frohnatur, Lust zu fabulieren) als die Kehrseite, als die Außenseite seiner inneren Melancholie (Vater: ernster Charakter), die er selbst als den primären Zustand betrachtet.

zu erkennen, die vielleicht für den protrahierten Verlauf verantwortlich zu machen sind (so z. B. psychisch masochistische Tendenzen, fanatisch-eigensinniges Sichverkrampfen in einmal gefaßte Ideen und Grundsätze, Unfähigkeit der Komplexverarbeitung). Hier ist der konstitutions-psychologischen Betrachtung noch ein fruchtbares Arbeitsfeld vorbehalten.

Die Bedeutung der Kontrastspannung liegt ferner für alle psychologisch einfühlbaren paranoiden Psychosen klar auf der Hand.

Als Beispiel wähle ich zunächst die Paranoia des Massenmörders, Hauptlehrer WAGNER<sup>1)</sup>.

Bekanntlich hatte der damals 39jährige W. aus dem Motiv einer krankhaften Verfolgungseinstellung am 4. IX. 1913 in seiner Wohnung in Degerloch bei Stuttgart seine Frau und seine vier Kinder ermordet, ferner in der Nacht vom 4. auf 5. IX. in einer andern Gemeinde Mühlhausen, wo er früher Lehrer gewesen war, eine Anzahl Häuser in Brand gesteckt, acht Menschen durch Schüsse getötet, elf andere teilweise schwer verwundet.

Die eigenartige Persönlichkeit dieses Mannes ist, wie wir später sehen werden, eine unglückselige Mischung aus bestimmten Wesenszügen seiner Eltern, die beide schon als pathologische Typen zu werten sind.

Sein Vater war ein eingebildeter, unzufriedener Mann, der besser getan hätte, seinem Bauernhandwerk nachzugehen als hinter dem Bierglas zu sitzen. Er ließ das ererbte kleine Bauerngut herunterkommen, machte Schulden über Schulden und ließ bei seinem frühen Tode die Familie (Frau und mehrere Kinder) in Not und Elend zurück. Ein arbeitsscheuer, haltloser Säufer mit gesteigertem Selbstgefühl und extrem egozentrischer Einstellung, ohne Verantwortungsgefühl und Familiensinn, der rücksichtslos der Befriedigung seiner Bedürfnisse lebte.

Die Mutter war nervenschwach und litt an migräneartigen Kopfschmerzen. Sie neigte zu trübseliger pessimistischer Lebensauffassung; zu einem gewissen Teil wohl bestimmt durch die schwierige Lebenssituation. Nach dem Tode des Mannes blieb ihr eine drückende Schuldenlast („Saufschulden“ des Mannes), so daß sie das ererbte Bauerngut verkaufen mußte. Sie betrieb dann einen kleinen Handel, der wenig abwarf, und lebte in recht dürftigen Verhältnissen. Oft klagte sie darüber, daß bei ihnen in der Familie „eben alles schief gehe“. Es setzte sich bei ihr im Laufe der Jahre eine paranoide Einstellung gegen Gerichte und Behörden fest. Sie war der Meinung, die Schulzen und Richter würden den reichen Leuten helfen und die Armen nur quälen. Sie sah alles von der trüben Seite und schloß sich gegen die übrigen Dorfbewohner ab. Ein wichtiger Zug ihrer Veranlagung, der auch die Lebensführung entscheidend beeinflusste, betrifft ihr sexuelles Triebleben. Sie litt unter einer gesteigerten sexuellen Erregbarkeit. Nach dem Tode ihres Ehemannes trat sie sehr bald mit andern Männern in geschlechtlichen Verkehr. Sie heiratete fünf Monate später einen Bauern B., obwohl sie damals von einem verheirateten Bahnwärter schwanger war. Außerdem hatte sie gleichzeitig noch ein Verhältnis mit einem Dritten. Begreiflicherweise ließ sich der zweite Ehemann wegen Ehebruchs von ihr scheiden. Anschließend daran war sie eine Zeitlang schwermütig; ihr Gewissen regte sich, sie machte sich berechnigte Selbstvorwürfe über ihren Lebenswandel und wollte sich das

<sup>1)</sup> GAUPP, R.: Zur Psychologie des Massenmordes. Hauptlehrer Wagner von Degerloch. I. B., 3. H. der Verbrechertypen von W. GRUHLE und A. WETZEL.

Leben nehmen. Doch erholte sie sich bald wieder. Ein depressives Temperament, empfindsam und „nervenschwach“, verschlossen und zu paranoiden Reaktionen geneigt; nicht ohne Arbeitswillen; ein Spielball ihrer starken sexuellen Triebhaftigkeit.

Bei WAGNER selbst finden wir Charakterzüge beider Eltern zu einer tragischen Neukombination miteinander vereinigt. Wir können an dieser Stelle keine eingehende Schilderung seiner Persönlichkeit geben, müssen uns vielmehr darauf beschränken, einzelne für die Entwicklung wesentliche Eigenschaftskomplexe herauszugreifen. Leider läßt sich der erbbiologische Nachweis nur z. T. erbringen.

WAGNER litt schon Jahre vor der Begehung der Mordtaten an einem Verfolgungswahn, dessen Entwicklung kurz folgende ist: W. hatte sich mit 27 Jahren, ohne daß jemand davon erfuhr, in der Trunkenheit auf dem Heimwege vom Wirtshaus mehrmals sodomitisch (widernatürliche Unzucht mit Tieren; strafbar) vergangen. Er, der selbstbewußte Mann mit dem hohen Ehrgeiz, der im geheimen der Meinung lebte, zu etwas Höherem und Besserem berufen zu sein, der ein feines ethisches und ästhetisches Empfinden besaß, unterlag seinem wilden, durch die Alkoholwirkung unnatürlich verzerrten Naturtrieb. Es ist bis zu einem gewissen Grade verständlich, wenn dieses Vergehen, dessen Abscheulichkeit er selbst aufs schwerste verdammt und beklagte, in den folgenden Jahren den Hauptinhalt seines Denkens bildete. Nirgends fühlte er sich mehr sicher. Stets trug er einen Revolver bei sich, um bei drohender Verhaftung seinem Leben ein Ende zu machen. Tiefe innere Verzweiflung, Scham und Schuldgefühl ergriffen seine Seele und ließen sie in Zukunft nie mehr los. Diese schweren affektiven Erschütterungen trieben ihn in eine krankhafte Eigenbeziehung hinein. Die angstvoll-selbstquälerische Stimmung, das schlechte Gewissen erzeugte in ihm das Gefühl, daß auch andere Menschen ihn, den Gebrandmarkten und Entweihten, als solchen erkennen müßten. Das Mißtrauen erwachte. Er nahm wahr, was er in seiner Angst glaubte wahrnehmen zu müssen, die Menschen könnten ihm seine Tat ansehen, sie würden darüber reden und Anspielungen machen. Er fühlte sich immer mehr als der Gegenstand der Beachtung, Verleumdung, Verhöhnung und Verspottung, ja der Belustigung und Schadenfreude. Dieser Beziehungswahn, in dem die sexuelle Verfehlung im Sinne der beschämenden Insuffizienz verarbeitet nach außen projiziert wird, hielt bis zur Tat an, nur vorübergehend durch einen Ortswechsel unterbrochen. Wehrlos und ohnmächtig stand er seinen Verfolgern gegenüber. Er mußte schweigen, um sich nicht zu verraten. Um so mehr wuchs im stillen der Haß gegen die böse Mitwelt, und allmählich unter schwersten inneren Kämpfen reifte in ihm der Gedanke, die Stätte seiner Tat und mit ihr seine vermeintlichen Verleumder zu vernichten. Vorher wollte er seine Familie, vor allem seine Kinder töten, um ihnen den Fluch der Vererbung und Entartung zu ersparen, und dann zum Abschluß des Dramas seinem eigenen Leben ein Ende machen.

Diese Psychose wächst ganz aus der Persönlichkeit des W. heraus, deren Struktur schon von Beginn an eine gewisse Konfliktstellung erkennen läßt. WAGNER krankte von Jugend auf an übertrieben starkem Selbstbewußtsein, das sich später, besonders unter Alkoholwirkung, in Form von plumpen Renommistereien und Selbstverherrlichungen unangenehm bemerkbar machte. Er war selbstüberheblich, hochmütig und eingebildet, wie wir es auch von seinem Vater gehört hatten. Von klein auf bestrebt, Besonderes zu leisten, fühlte er sich zu etwas Großem und Hohem berufen. Radikal machte er gegen alles Bestehende Opposition und konnte u. U. mit großer Leidenschaftlichkeit seine Ideen verteidigen. Wir erkennen charakterologische Tendenzen im Sinne eines stark überwertigen Größenkomplexes. Im engsten Zusammenhang damit steht seine ausgesprochen egozentrische Denk- und Fühlweise, die beim Vater ebenfalls vorhanden war, sich bei diesem nur in einer andern Form äußerte (mangelnde Rücksicht gegen die Familie, Verschwendungssucht, haltlose Lebens-

führung). Der Vater war nur eingebildet und egozentrisch. Es fehlte ihm der ehrgeizige Wille, die zähe Energie und erbitterte Kampfesleidenschaft; Eigenschaften, die bei WAGNER nicht zu verkennen sind (ihre erbbiologische Wurzel ist nicht klar). In schroffem Gegensatz zu dem kraftvollen hochgespannten Selbstgefühl stehen andere Eigenschaften, die zum wesentlichen Teil von der Mutter stammen. Da hören wir, daß er schon von Jugend auf zu trüben Stimmungen neigte, daß ihn Lebensüberdruß und Selbstmordgedanken nie ganz verließen, daß er häufig ein auffallend gedrücktes, verschlossenes, stilles Wesen zeigte. Er konnte bescheiden, ja schüchtern wirken; manche kannten ihn als gutmütigen hilfsbereiten Kameraden. Er war empfindsam und äußerst zart besaitet, fühlte sich leicht zurückgesetzt, insbesondere von den Behörden zu unrecht schlecht behandelt (wie die Mutter). Diese empfindsame paranoide Einstellung ist ein Produkt der starken inneren Spannung zwischen hochgeschraubten sthenischen Größtentendenzen einerseits und depressiver, ängstlich-zögernder Kraftlosigkeit andererseits. In diesen Anlagekonflikt bricht nun mit zunehmender biologischer Reifung eine starke sexuelle Triebhaftigkeit (mütterliches Erbe) ein. Mit 18 Jahren verfällt er der Onanie. Dieses „Übel“, das er trotz aller Willensanstrengung nicht überwinden kann, schafft in ihm ein tiefes Gefühl der Schuld und Selbstverachtung um so mehr, als die hohe Meinung von sich selbst durch das „wider-natürliche Laster“ stark ins Wanken gerät. Ängstlich achtet er darauf, ob die andern ihm wohl seine geheime Sünde anmerken, ob sie Anspielungen machen. So entsteht erstmals der krankhafte Vorgang der Eigenbeziehung, dem wir in derselben Form nach den Verfehlungen der Sodomie wieder begegnen. Jahrzehntlang geht er gram- und schuldbeladen durchs Leben. Bis endlich die Kampfinstinkte über die sensitiven Tendenzen den Sieg davontragen. In der heroischen Ausführung seines Planes könnte man den Versuch erblicken, die eigene Schuld in der Projektion nach außen auszulöschen.

Wenn wir auch keine vollständige erbbiologische Analyse geben können, so läßt sich doch die Bedeutung der elterlichen Veranlagung für diesen in sich widerspruchsvoll aufgebauten Charakter im wesentlichen nachweisen. KRETSCHMER<sup>1)</sup> spricht davon, daß gleichsam zwei voll ausgeprägte Charaktere in einem Menschen zusammengedrängt sind; der rücksichtslose, leidenschaftliche, expansive Kampfneurotiker und der weiche grüblerische Sensitivneurotiker. WAGNERS Charakter ist äußerst kompliziert aufgebaut. Hochgespanntes Selbstgefühl (Vater) — depressive Verzagtheit und Selbstverachtung (Mutter); leidenschaftlicher Kampftrieb (erbbiolog. Wurzel?) — ängstlich-stille Bescheidenheit (Mutter?); moralischer Idealismus (?) — ethische Skrupellosigkeit (Vater); rücksichtslos-schroffer Egoismus (Vater) — liebevolle Sympathie (?); starke sexuelle Triebhaftigkeit (Mutter). Alle diese kontrastierenden Tendenzen sind in einer konfliktsbereiten Verschmelzung miteinander vereinigt. Die innere Spannung erreicht ein Höchstmaß, wie es sonst selten der Fall ist. Sie findet bis zu einem gewissen Grade ihre Lösung in der wilden, von Haß und Rache diktierten Gewalttat.

Ich bin überzeugt, daß die erbbiologischen Wurzeln dieser extrem pathologischen Persönlichkeit sich restlos würden aufdecken lassen, wenn uns eine eingehende Schilderung der beiden Elterntypen gegeben wäre. Im großen und ganzen

<sup>1)</sup> KRETSCHMER, E.: Der sensitive Beziehungswahn. Berlin: Julius Springer 1919.

wird die Annahme zutreffend sein, daß die expansiven Tendenzen in der Hauptsache vom Vater, die sensitiven mehr von der Mutter stammen.

Einen anderen Paranoia-Fall habe ich früher an anderer Stelle erbbiologisch analysiert<sup>1)</sup>.

BERTHA HEMPEL<sup>2)</sup>, Tochter eines angesehenen Gelehrten, war von Beruf Malerin. Sie lernte rasch und spielend, hatte einen ungemein beweglichen Geist und war vielseitig interessiert. Neben einer überdurchschnittlichen Veranlagung zu bildnerischem Schaffen verfügte sie über eine gute musikalische Begabung; sie hatte Freude am Reimen und an novellistischer Betätigung. Bei allem Talent brachte sie es nur vereinzelt zu wirklich guten Arbeiten, niemals jedoch zu einem recht befriedigenden wirtschaftlichen Erfolg. Ihr Temperament muß als ausgesprochen hypomanisch bezeichnet werden (heiter, lebhaft, redselig, anregend, schlagfertig, vielfach sprudelnd, witzig und derb humoristisch, immer tätig, eifrig und umtriebig, dabei unstedt und nicht besonders gewissenhaft, aber u. U. von großem Eifer und tatkräftiger Energie beseelt). Ihre schriftstellerischen Ergüsse zeichneten sich durch lebhaft anschauliche, aber auch durch sprunghafte Einfälle, überraschende Wendungen und Gedankenabschweifungen aus. Ihr Wesen war gerade, offen und vertrauensselig; sie konnte sich nur schwer verstellen. Ihr Interesse galt vorwiegend nicht der Selbstbeobachtung, sondern den Mitmenschen. Sie wollte immer in die Tiefen der Menschenseele eindringen, ohne dafür eigentliche Begabung zu besitzen. Oft war sie verträumt. Wenn sie mit etwas lebhaft innerlich beschäftigt war, konnte sie im Gespräch rätselhaft vor sich hin sprechen, wie wenn sie mit sich selbst spräche, oder über etwas vor sich hinlachen, dessen Ursache die Umgebung nicht kannte. Sie schämte sich dann ihrer Träumereien. Stets hatte sie besondere Freude am Außergewöhnlichen, Extravaganzen; sie kleidete sich gern in schmutzige, malerische Fetzen. Sie wollte sich zur Geltung bringen, auffallend und interessant aussehen. Im Grunde gutmütig und warmherzig (machte andern gern eine Freude) konnte sie sehr erregbar, heftig und leidenschaftlich sein; doch war sie gleich wieder versöhnt und trug nichts nach. Auf äußere wirtschaftliche Erfolge legte sie keinen Wert; ihr Ehrgeiz war mehr darauf gerichtet, als geistig überlegen zu erscheinen. Wenn sie dabei unweiblich wirkte, so machte ihr das nichts aus. Menschen gegenüber, die sie gern hatte, war sie außerordentlich empfindlich. Sie fühlte sich immer leicht verletzt und war eifersüchtig auf die Liebe anderer. Schon als Kind von 12 Jahren erstickte sie ihre eifersüchtigen Wutanfälle im Kopfkissen. Und doch war sie sich meist klar darüber, daß sie sich „solche Dummheiten nur einbilde“. Sie neigte zu sentimentalischen Stimmungen, was ihr selbst äußerst unangenehm war. Oft schnitt sie derartige Anwandlungen mit einem derben Scherzwort ab. Von Jugend auf zeigte sie eine starke Einstellung auf das Erotische. Sie las gern anrühige Romane und suchte „Erlebnisse“. Dabei war sie in erotischen Dingen ohne rechten Takt. „Sie schaute nie nach den Männern, hoffte jedoch, diese würden weniger Delikatesse haben.“ Manchmal war es ihr, „als ob sie sich an den ersten besten wegwerfen könnte, nur um einen Lebenszweck zu haben“. Lange Zeit (Pubertät) unterhielt sie einen ziemlich „weitgehenden Flirt“ mit einem ungewöhnlich begabten Nachbarssohn, mit dem sie auch später die Beziehungen nicht ganz abbrach. Dann hatte sie mit verschiedenen Männern zu tun, ohne daß es zum intimen Verkehr kam. Sie benahm sich äußerst frei, liebte derbe Anspielungen und ließ im Gespräch mit andern gerne einfließen, daß sie „nicht so anständigen und guten Charakters sei, als man von ihr glaube“. Und doch fürchtete sie sich im Grunde vor der Liebe, trotz aller Triebhaftigkeit. Dafür ist auch ihre Ehe charakteristisch. Sie heiratete nämlich eine „Kollegin“, einen Zwitter, den sie an Bart und tiefer Stimme sofort als Mann erkannt hatte. Es handelte sich um eine „Frau“, die seit der Pubertät männlich empfand. Ihrer Tatkraft gelang es, daß diese vor dem Gesetz ihr Geschlecht wechselte und als Mann anerkannt wurde. Die außergewöhnliche Ehe, in der es aus physiologischen Gründen nur zu Beischlaf ähnlichen Handlungen kommen konnte, war von Anfang an unglücklich, schon bald gab es Streitigkeiten, nicht zuletzt durch die herrschsüchtige Art der Patientin.

<sup>1)</sup> HOFFMANN, H.: Erbbiologische Persönlichkeitsanalyse. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 88, S. 434. 1924.

<sup>2)</sup> LANGE, J.: Der Fall Bertha Hempel. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 85, S. 170, 1923.

Nach acht Jahren wurde die Scheidung ausgesprochen. Nun wandte sie sich wieder einem früheren Geliebten zu. Es entwickelte sich ein herzliches Verhältnis, die beiden machten gemeinsame Ausflüge, trafen sich viel und unterhielten sich immer anregend. Dabei war sie der aktivere Teil, denn er hatte ihre Frage, ob er sie noch liebe, immer verneint, sie nur damit vertröstet, es sei nicht ausgeschlossen, daß die Liebe wiederkehre. Dann erfuhr sie — Pat. war inzwischen 42 Jahre alt geworden —, daß ihr Geliebter sich verlobt habe, und zwar mit einer Dame, über die er sich ihr gegenüber noch vor kurzem lustig gemacht hatte. Zunächst glaubte sie diese Nachricht nicht. Sie schrieb ihrem Geliebten einen ironischen Brief und versuchte, die Braut aufzuklären, sie „vor dieser Infamie zu warnen“. Er verbat sich jegliches Eingreifen und machte ihr klar, daß sie sich an seinen Entschluß gewöhnen müsse. Doch Pat. fühlte immer wieder Liebesbeteuerungen heraus; sie schloß aus seinem Benehmen und aus seinen Gesten, daß er eigentlich die Verlobung wieder lösen wollte. Und diesem Ziel widmete sie nunmehr alle ihr zur Verfügung stehende Energie. Allmählich dämmerte ihr, daß die Verlobung eine andere geheimnisvolle Bedeutung habe. Der Geliebte war ein intimer Freund des Schwagers der Pat., der eben sein einziges Kind verloren hatte, sich innig ein anderes wünschte, jedoch von seiner Frau keines mehr erhoffen durfte (Klimakterium). Dieser Schwager wollte ein Kind von der Braut des Geliebten und die Verlobung sollte den Zweck haben, daß das Kind nicht illegitim zur Welt komme. So hatte sie eine Begründung für die Scheinverlobung gefunden und nahm sich vor, das Dunkel zu lichten, u. U. auf gerichtlichem Wege. Zunächst sprach sie nur den Verdacht aus. Dann schrieb sie unzählige Postkarten, nannte Namen, drohte auch, die junge Frau auf der Straße zu verprügeln. Dieses Verhalten bestimmte den Geliebten, ihre Beobachtung in der Klinik bei ihrer Familie durchzusetzen. Auch hier blieb sie ihrer Idee gegenüber uneinsichtig, zeigte sonst ein geordnetes, besonnenes Verhalten von deutlich hypomanischem Gesamtcharakter. Sie wurde nach Haus entlassen, nachdem sie versprochen hatte, sich nie mehr an ihren Geliebten zu wenden. Dafür suchte sie um so häufiger dessen Rechtsanwalt auf, um von ihrem Geliebten etwas zu hören. Gelegentliche Drohungen, die den Zweck haben sollten, eine Gerichtsverhandlung zu provozieren, führten zu mehrmaligen vorübergehenden Internierungen in Klinik und Anstalt. Darnach lebte sie wieder in der Familie und verdiente sich ihren Lebensunterhalt durch Heimarbeit. Sie war unermüdlich tätig; ihre Arbeiten waren gut und geschmackvoll; ihre Stellung zur Familie und Umgebung im allgemeinen einwandfrei. In der Anstalt hatte sie mit einem Arzt Freundschaft geschlossen, an der sie auch später festhielt. Im Verkehr erschien sie klug, schlagfertig, witzig; sie sprach gerne und liebte das Originelle und Derbe. Als krank konnte man sie nur erkennen, wenn man mit ihr über den Liebeswahn sprach. Dieser war den äußeren Umständen entsprechend weiter ausgebildet. Die Nebenbuhlerin hatte inzwischen mehrere Kinder bekommen, die alle nach ihrer Meinung von ihrem Schwager stammen sollten. Dieser hatte sich in der Tat wieder verheiratet, um noch Kinder zu haben. Nun hielt sie auch diese Ehe für eine Scheinehe. In Wirklichkeit liebe er ihre Nebenbuhlerin, könne sie aber nicht heiraten, weil sie ihm von anderer Seite abspenstig gemacht worden sei. Alle, die die Nebenbuhlerin hübsch oder angenehm fanden, waren nach ihrer Meinung „Hurenkerle“ und hatten es mit ihr zu tun gehabt. Im Laufe der Jahre schien der Wahn allmählich an Bedeutung zu verlieren.

Die paranoide Psychose der B. HEMPEL baut sich auf einer hypomanischen Basis auf. Eine wesentliche Wurzel der Erkrankung liegt in ihrer stark erotischen Veranlagung. Durch sie wurde die H. im Laufe ihres Lebens in alle möglichen sexuellen Abenteuer hineingetrieben, ohne daß sie jedoch jemals eine wahre sexuelle Befriedigung finden konnte; denn im Grunde war sie sexuell erlebnisunfähig. Es rückte die Zeit des Klimakteriums heran. Mit klettenhafter Zähigkeit hängte sie sich an einen früheren Geliebten fest, der sie über die Einseitigkeit ihrer Neigung nicht im Zweifel ließ. Als er sich mehr und mehr von ihr entfernte, sogar sich mit einer andern Dame verlobte, da erwachte der ihr angeborene eifersüchtige Liebesegoismus. Sie kämpfte von nun an um ihr vermeintliches Recht mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Sie formte dabei in romantisch-phantastischer Ausdeu-

tung die tatsächliche Situation so um, daß vor ihrem Gewissen ein aktives Eingreifen gerechtfertigt erschien. So kam es zu Konflikten und zu den verschiedenen Internierungen. Den paranoiden Wahn hat sie ihr Leben lang festgehalten, ohne allerdings später nach außen hin noch irgendwelchen Gebrauch davon zu machen.

Wir versuchen auch hier einzelne wichtige Quellen der Charakterveranlagung nachzuweisen. Das hypomanische, leidenschaftliche Temperament stammt von der Mutter, von ihr auch das weiche, mitleidige Gemüt. Beim Vater, einem stillen, schizoiden Sonderling, treffen wir eine gewisse Parallele zur erotischen Veranlagung der H. Er soll unermüdlich französische Literatur vorwiegend erotischen Inhalts gelesen haben. In seiner Lebensführung kommen diese erotischen Neigungen allerdings gar nicht zur Geltung. Um so mehr bei seinen Töchtern, wohl unterstützt durch die mütterliche Aktivität. Eine Stiefschwester der H. (vom gleichen Vater) knüpfte im Alter von 17 Jahren ein Verhältnis mit einem Mann unter ihrem Stande an. Und die leibliche Schwester unterhielt ebenfalls lange Jahre ein Verhältnis mit einem wesentlich jüngeren Mann, das nicht ohne Folgen blieb. Ein nicht gerade gewöhnlicher Fall für eine gebildete Familie. Den eifersüchtigen Liebesegoismus hatte Pat. mit einer mütterlichen Tante gemeinsam. Von dieser heißt es: „will die geliebte Person stets für sich allein, ist eifersüchtig, was oft zu vorübergehenden Zerwürfnissen gerade mit den geliebtesten Menschen führt“. Beide — Tante und Nichte — wollten sich bei den geliebten Personen unbedingt zur Geltung bringen. Sie verlangten gewissermaßen die Liebe kategorisch, sie kämpften um sie, je mehr sie Unsicherheit fühlten. In diesem eifersüchtigen Liebesegoismus steckt eine gewisse Herrschsucht, die als in sich gefestigter Despotismus bei einem Bruder der Mutter einwandfrei in Erscheinung tritt. Auch der H. war ja die herrschsüchtige Einstellung nicht fremd. Eng damit verbunden ist die zäh-entschlossene Energie, mit der sie ihre Ziele verfolgte. Hier schimmert die zielbewußte, aktive Lebenseinstellung durch, die den ältesten Bruder der Mutter charakterisiert. In diesen sthenischen Komponenten liegt die Ursache dafür, daß die Prob. nicht bei der erotischen Wunschparanoia stehen blieb, sondern eine sehr energische Kampfparanoia entwickelte. Um aber überhaupt die Umdeutung der Wirklichkeit zu ermöglichen, muß noch eine andere Anlagekomponente mit wirksam sein, für die wir bei zwei Schwestern der Mutter Hinweise finden. Eine Schwester fabulierte leicht und nahm es nicht so genau. Eine andere besaß ausgesprochene Neigung zu Wachträumen. Sie bildete sich wiederholt ein, Männer liebten sie. Dazu genügten ihr geringe Anlässe. Sie schrieb Briefe und machte Avancen, die sich mit ihrer Stellung nicht vertrugen. Ganz ähnliche Züge weisen auch zwei Basen der H. auf (Töchter von zwei Mutterschwestern). Sie waren schwärmerisch, wachträumerisch veranlagt und voll Phantasie. Mit einem Wort, bei diesen Verwandten und auch bei der H. selbst, nahmen affektive Tendenzen leichter und eindringlicher konkrete Gestalt an, als es bei Menschen mit nüchternem, realem Sinn der Fall zu sein pflegt. Eine trockene, phantasielose Seele würde niemals die Verlobung des Geliebten mit einem kompensatorischen Wahnsystem beantwortet haben, das in phantastischer Wunscherfüllung sich über die gegebenen Tatsachen hinwegsetzt.

So finden wir die wesentlichen Bausteine der Erkrankung (starke erotische Veranlagung, eifersüchtiger Liebesegoismus, zielbewußte zähe Energie und die Neigung zu träumerischen Phantasiegebilden) bei den einzelnen Verwandten wieder. Die Egozentrität und Aktivität bleibt im wesentlichen auf die erotische Sphäre beschränkt. In allen andern Lebensfragen konnte sie von aufopfernder Gutmütigkeit sein. Die Empfindlichkeit ist am stärksten in der erotischen Einstellung, bei dem Wunsch nach Liebe, nach dem Besitze eines geliebten Wesens.

Der ganze Lebensgang zeigt einen Mangel an Wirklichkeitsanpassung insbesondere auf sexuellem Gebiet (Realitätsunfähigkeit), der einesteils wohl dem schizoiden Vater, andererseits den romantisch-phantastischen Komponenten aus der mütterlichen Familie zur Last zu legen ist. Gerade diese Eigentümlichkeit schafft den Konflikt (Anlagenkontrast), aus dem die Psychose erwächst. Der Trieb kommt über der Unfähigkeit zu Fall. Und da möchte die H., als sie das „Leben“ schwinden fühlt (Klimakterium), um so zäher das Glück mit beiden Händen festhalten (s. die Ausführungen Kap. III, 1; O. KANT; S. 81).

Wir sehen, es gelingt auch in diesem Fall, die antinomische Veranlagung der B. HEMPEL aus der Familiengeschichte einigermaßen abzuleiten, d. h. zu verstehen, wie sie sich aus den Familienerbmassen zusammensetzt.

In der Paranoiafrage ist ein lebhafter Streit darüber entbrannt, ob man diese Erkrankung als endogene Psychose oder als psychologisch reaktive Entwicklung betrachten müsse. Nach meiner Auffassung liegt in jedem Falle eine Persönlichkeit zugrunde, deren Anlagen in einer bestimmten Kontrastspannung (Konfliktsstellung) zueinander aufgebaut sind. Der innere Konflikt bleibt stets eine gewisse Zeit (bald länger, bald kürzer) latent. Tritt das für ihn spezifische Erlebnis ein, so wird die reaktive Entwicklung manifest; der paranoische Stein kommt ins Rollen und in den meisten Fällen gibt es nun kein Halten mehr. Das Verhältnis von Anlage und Milieu kann hier, wie auch bei andern Psychosen, sehr verschieden sein. Bald genügt die konstitutionelle Grundlage fast ausschließlich und der äußere Anstoß ist relativ bedeutungslos. Bald ist das Verhältnis umgekehrt. Wir haben in dieser Hinsicht mit einer Fülle von Übergangsstufen zwischen beiden Extremen zu rechnen. Daraus ergibt sich, daß die kategorische Frage, ob endogen, ob psychogen, falsch gestellt ist. Stets handelt es sich um eine enge Verquickung von Milieu- und Anlagefaktoren, wobei die bestimmende Bedeutung bald mehr bei den einen, bald bei den andern liegt.

Es herrscht heute vielfach noch die Vorstellung, daß wir einerseits konstitutionelle (erbbiologisch bedingte) andererseits erworbene Eigenschaften oder Erscheinungen bei einem Individuum zu unterscheiden haben. Man stellt sich gerne vor, daß das Erworbene etwas zum Konstitutionellen Hinzugekommenes sei. Diese Ansicht ist falsch. Alles Erworbene ist eine neue Ausprägung der Konstitution. Jedoch ist der konstitutionelle Anteil nicht immer derselbe. Einmal ist das Milieu, das andere Mal die Konstitution mehr ausschlaggebend. Stets aber ist die Konstitution irgendwie beteiligt<sup>1)</sup>. Bestimmte Anlagen haben eine starke Entfaltungskraft, sie setzen sich in der Erscheinungsform durch, ohne daß bestimmte Milieufaktoren gegeben sein müssen („notwendige“ Charakterentwicklung; UTTZ). Oft treibt das „innere Schicksal“ den Charakter

<sup>1)</sup> S. auch P. HÄBERLIN (Der Charakter) über die Begriffsbestimmung der Konstitution.



in ein bestimmtes „äußeres Schicksal“ hinein, d. h. der Charakter bildet und formt sich seine Umwelt so, wie es seinen Tendenzen entspricht. Manche Milieureaktionen sind im Grunde genommen nichts anderes als Provokationen einer Umweltsituation, die das betreffende Individuum sich selbst geschaffen hat, um seinen Tendenzen entsprechend reagieren zu können. Das läßt sich z. B. bei manchen querulatorischen Ressentimentreaktionen deutlich nachweisen. Andererseits gibt es natürlich charakterologische Eigenschaften und Entwicklungen, die sich nur unter wesentlicher Beteiligung bestimmter Umweltsituationen manifestieren können; sie wären vermutlich unter anderen Umständen unterblieben (kontingente Charakterentwicklung; UTTZ). Wir müssen damit rechnen, daß gewisse im Individuum angelegte Eigenschaften und Reaktionsmöglichkeiten nicht zur Entfaltung kommen, wenn die spezifische Umweltsituation niemals gegeben ist.

Fassen wir zusammen, so hat, hoffe ich, die Analyse der Einzelfälle gezeigt, daß wir mit der erbbiologischen Methode weiter kommen können, daß sie mit der Zeit für die klinische Forschung Bedeutung gewinnen wird. Auch hier stehen wir noch am Anfang der Entwicklung. Bessere erbbiologische Befunde werden zu vollkommeneren Ergebnissen führen. Dabei müssen wir im Auge behalten, daß der Vergleich der Probanden mit ihren (möglichst zahlreichen) Angehörigen, insbesondere mit den Geschwistern, auf die Dauer unerlässlich ist, wenn wir die vorhandenen Anlagen isolieren wollen. Mehr als Versuche kann ich zunächst nicht bieten.

Auf Grund unserer Betrachtungen gelangen wir nunmehr zu einer wichtigen Theorie der Entstehung pathologischer Erscheinungen (es ist nicht die einzige). Wir hatten gesehen, daß antinomische, in sich widerspruchsvoll aufgebaute Charaktere engste Beziehungen zur Pathologie aufweisen. Psychopathologische Symptome treten in erster Linie bei solchen Individuen auf, die an einer starken Kontrastspannung ihrer Anlagen leiden. Bei ihnen sind durch den Erbgang charakterologische Tendenzen zusammengeworfenen, die nicht zueinander „passen“, die sich mit dem besten Willen nicht oder nur sehr schwer zu einem harmonischen Ausgleich bringen lassen. Es muß auf diese Weise zu inneren Spannungen und weiterhin zu einer mehr oder weniger ausgesprochenen Katastrophe kommen. Wir können daher mit gutem Recht von einer Keimfeindschaft (Genantinomie) sprechen<sup>1)</sup>. Vermutlich werden wir auf somatischem Gebiete mit ganz ähnlichen Verhältnissen zu rechnen haben. Die Psychopathie ist nicht eine Minderwertigkeit an sich in bestimmter Richtung; sie kommt vielmehr erst durch spezifische Beziehungen zwischen Kontrastanlagen zustande. Unsere Aufgabe ist es, sie im Einzelfall nachzuweisen.

<sup>1)</sup> Immer wieder bekommen wir Familien zu Gesicht, bei denen wir ohne die Theorie der Keimfeindschaft nicht wohl auskommen. Folgendes Beispiel: Eine hervorragend begabte Geschwisterreihe mit Häufung psychopathologischer Erscheinungen (Schizophrenie, Zwangsneurose, schizoide Typen); beide Eltern normal begabt, nicht psychopathisch, auch keine wesentliche erbliche Belastung mit Psychosen. In derselben Geschwisterreihe auffallende Häufung von schwerem Astigmatismus bei Normalsichtigkeit der Eltern und Großeltern. Die Eltern sind Angehörige fremder Rassen. Zwangsläufig muß bei diesem Befund der Gedanke der Keimfeindschaft auftauchen. Der Nachweis ist natürlich in solchen Fällen nicht immer leicht zu erbringen; er gelingt oft besser auf psychologischem als auf somatischem Gebiete. — Wir haben zunächst einmal die phänotypische Charakterantinomie mit der Genantinomie in Parallele gesetzt. Es muß unentschieden bleiben, ob dies immer den Tatsachen entspricht.

Weiterhin ist wichtig, daß nicht nur die Tatsache der Antinomie allein pathogenetisch wirkt, sondern vor allem das Ausmaß der Kontrastspannung. Je intensiver, je stärker die gegensätzlichen Tendenzen wirksam sind, desto größer wird der innere Zwiespalt. Oft müssen wir uns wundern, daß in solchen Fällen überhaupt noch eine einheitliche Ichzusammenfassung möglich ist. Unter Umständen gelingt ja auch eine einigermaßen zulängliche Vereinheitlichung nicht mehr. Dieser extreme Fall trifft vielleicht für manche Schizophrenien zu<sup>1)</sup>. Es wird die Zeit lehren müssen, ob wir nicht auch dieser Erkrankung mit der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse beikommen können. Zweifellos handelt es sich bei der Schizophrenie häufig um einen Mangel an Kraft der Ichzentrierung (Vereinheitlichungstendenz), so daß die Antinomie der Anlagen (Spaltung) unverhüllt zutage tritt.

Manche andere Psychologen stehen in Übereinstimmung mit meinen Anschauungen auf dem Standpunkt, daß individuelle Verschiedenheiten des Charakters nicht durch die Qualität der charakterologischen Tendenzen allein bedingt seien. HÄBERLIN sagt, jeder menschliche Zug sei in jedem einzelnen Menschen vertreten; doch — so fügt er hinzu — findet sich kein Charakterzug bei zwei verschiedenen Menschen in der gleichen Weise. Einmal ist in jedem Individuum ein bestimmter Charakterzug wieder in eine andere Gesamtstruktur eingeordnet. Zum andern sind die grundsätzlich bei allen vorhandenen Charaktereigenschaften im Einzelfalle verschieden stark entwickelt<sup>2)</sup>. Ich glaube, daß die Art der individuellen Struktur in hohem Maße von der „Stärke“ (Potenz) der gegebenen charakterologischen Tendenzen abhängig ist. Eine schwach ausgeprägte Tendenz hat wohl für die Persönlichkeit nur periphere Bedeutung; während umgekehrt die zentrale Stellung durch eine stärkere Intensität bedingt sein kann; schwache Tendenzen können durch starke Gegenteilstendenzen mehr oder weniger erdrückt werden und umgekehrt<sup>3)</sup>. Die Annahme der graduell verschiedenen Intensität charakterologischer Strebungen ist an sich nichts Ungeheuerliches (s. auch EWALD im II. Kap. S. 41); denn sie kommt bei der phänomenologischen Betrachtung subjektiv deutlich zur Geltung und drückt sich vielfach auch im objektiven Verhalten aus. Man kann sie nicht messen, doch einigermaßen abschätzen.

Jeder Trieb, jede Tendenz hat also eine bestimmte Qualität und Richtung, aber auch eine bestimmte „Stärke“. Ohne Zweifel haben wir eine außerordentlich wichtige pathogenetische Ursache in der qualitativen und quantitativen Keimfeindschaft zu suchen. Die Psychopathologie stellt uns die Aufgabe, die verschiedenen psychopathischen und psychotischen Krankheitstypen in der besonderen Art ihres strukturellen Aufbaus aus erbbiologisch selbständigen Anlageelementen (genische Radikale) zu erkennen. Nicht daß sie sich aus den Keimmassen ihrer Vorfahren zusammensetzen, ist nunmehr die Hauptfrage, sondern wie die Verschmelzung in den verschiedensten Fällen erfolgt, das wollen wir feststellen.

<sup>1)</sup> Siehe die ausgezeichnete Studie von BERZE, J.: Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. Franz Deuticke 1914. Er spricht von Herabsetzung der Ichpotenz, von Lockerung des Ichverbandes als Folge der Aktivitätsinsuffizienz.

<sup>2)</sup> S. auch WEXBERG, E.: Ausdrucksformen des Seelenlebens. Celle: Kampmann-Verlag 1925.

<sup>3)</sup> HOFFMANN, H.: Die individuelle Entwicklungskurve.

## Ergebnisse und künftige Aufgaben.

Wenn sich die Vererbungsforschung mit Charakteren, mit der psychologischen Eigenart des Menschen befassen will, so reicht die Typeneinordnung für diesen Zweck nicht ganz aus. Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Typus hebt nur einzelne wesentliche Züge der Persönlichkeit hervor und läßt andere in bewußter Abstraktion beiseite, die erbbiologisch jedoch nicht ohne Bedeutung sind. Aus diesem Grunde muß der Vererbungsforscher Wert darauf legen, die Persönlichkeiten in ihrer Gesamtheit zu erkennen und festzulegen. Dabei kann er die vorhandenen charakterologischen Systeme sehr wohl benutzen. Doch muß er sich frei halten von jeder dogmatischen Einseitigkeit. So bedeutungsvoll an sich auch alle Versuche sein mögen, die sich die Zergliederung der Charaktere zum Ziel setzen, so dürfen wir darüber doch die Empirie nicht aus dem Auge verlieren. Wenn wir bestimmte Aufbaueinheiten des menschlichen Charakters erfassen wollen, so läßt sich dies nicht allein auf dem Wege der theoretischen Analyse erreichen. Wir müssen von dem empirischen Material unseren Ausgang nehmen und untersuchen, aus welchen genetischen Elementen sich die Charaktere aufbauen. Dazu ist die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse in hohem Maße geeignet. Sie soll zugleich die Rolle einer biologischen Kontrolle vertreten, damit wir bei dem Versuch der Zergliederung nicht uferlosen Spekulationen verfallen.

Wir haben zu zeigen versucht, daß diese Methode bei der Erforschung des Charakteraufbaus wertvolle Dienste leisten kann.

Den eigentlichen Sinn der Methode, erbbiologisch selbständige Einzelanlagen (genische Radikale) im Erbgang zu isolieren, haben wir vorerst nur bis zu einem gewissen Grade verwirklichen können; doch immerhin so, daß die Bedeutung der ganzen Betrachtungsweise klar zutage tritt. Wenn wir einen Probanden ins Auge fassen, so werden wir bei ihm stets gewisse Anlagekomplexe von beiden Eltern entdecken. Die Anlageisolierung bedarf des Vergleichs einer größeren Zahl von Geschwistern. Erst dadurch wird die Selbständigkeit bestimmter Anlagen offenbar werden.

Die individuelle Persönlichkeit kommt nun keineswegs etwa durch die Summe der gegebenen Einzelanlagen zustande. Wir dürfen uns den Charakter nicht durch ein Mosaikbild veranschaulichen wollen, aus dem im Erbgang bestimmte Steine entfernt und durch andere ersetzt werden. Wir dürfen ebensowenig von bloßen Neukombinationen bei den Kindern reden; oder doch nur dann, wenn wir uns darüber klar sind, daß es sich nicht um ein einfaches Nebeneinanderstellen von Anlagen der beiden Eltern handelt. Nein! die Einzelanlagen, die biologischen Anlageelemente stehen jeweils in ganz bestimmten strukturellen Beziehungen zueinander. Und auch das ist noch zu statisch gedacht. Jede einzelne Charakteranlage repräsentiert eine gewisse „Kraft“, sie ist ein dynamisches Gebilde, und die Beziehungen der Anlagen zueinander sind dynamischer Art (wir würden dementsprechend besser den Begriff der Erbfaktoren mit dem der Erbpotenzen vertauschen<sup>1)</sup>). Wir haben die verschiedensten Beziehungsverhältnisse kennen gelernt: Über-, Neben- und Unterordnungen; hemmende und fördernde Verbindungen. Auch URTIZ weist darauf hin, daß

<sup>1)</sup> Die ganze Betrachtungsweise läuft auf eine „psychodynamische Vererbungslehre“ hinaus.

Charakterzüge sich verbinden oder sich gegenseitig empören, anfeinden, überlisten und knechten können (s. Mehrdimensionalität des Charakters). So wird etwa der Unabhängigkeitsdrang unterstützt durch starke Vitalität; gehemmt durch Hingebungstrieb oder den Trieb zur sozialen Einordnung, gehemmt auch durch rationale Nützlichkeits erwägungen usw. Wir haben von zentralen und peripheren Charakterzügen gesprochen, je nachdem sie für die Persönlichkeit größere oder geringere Bedeutung besitzen; ob sie im Vordergrund oder mehr in der Peripherie des individuellen Interesses liegen. Wir haben gesehen, daß für die Art des Aufbaus neben der Qualität und Richtung auch die Intensität oder „Stärke“ der Charakterstrebungen von hervorragender Bedeutung sein muß.

Charakteristische Persönlichkeitstypen kommen dadurch zustande, daß gewisse Korrelationen einzelner Anlageradikale häufig wiederkehren; Korrelationen, die jeweils bestimmte Verbindungen der (bestimmt potenzierten) Elemente mit ganz bestimmten Strukturbeziehungen darstellen. Es gilt, mit Hilfe der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse im einzelnen Falle die spezifische Aufbauformel zu ergründen und festzulegen.

Die Strukturbeziehungen haben für den Erbbiologen wesentliches Interesse.

Wir haben festgestellt, daß bestimmte Tendenzen im Erbgang ihre Aufbau-bedeutung ändern können. Eigentümlichkeiten, die bei einem der Eltern im Zentrum der Persönlichkeit stehen, rücken bei den Kindern in die Peripherie; ebenso können periphere (bzw. latente) Eigenschaften der Eltern für die Kinder persönlichkeitsbeherrschend sein. Dadurch finden manche anscheinend unverständliche erbbiologische Neuerscheinungen ihre Erklärung; ferner auch die Tatsache des „Überspringens“ einer Generation im Erbgang. Diese Strukturverschiebung hängt mit der inneren Beziehung zu jeweils andersartigen Charakterzügen zusammen (Überdeckung). Sie ist auch von der „Stärke“ (Intensität) der einzelnen Strebungen abhängig. Eine charakterologische Tendenz kann durch spezifische Zuordnung zu einer andern in ganz bestimmtem Sinne abgewandelt werden. So wird u. U. die an sich harmlose Schauspielerbegabung bei Hinzutreten von spezifischen Zwecktendenzen zur diplomatischen Verstellungskunst. Die reine Zwecksucht benützt die vorhandenen Fähigkeiten, um sie ihren Zielen unterzuordnen. Eigenschaftsnuancen wechseln im Erbgang, und es ist die Aufgabe der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse, hierfür im einzelnen Falle eine zureichende Erklärung zu geben. — Vielfach geht der soziale Aufstieg (und auch der Niedergang) einer Familie auf derartige erbbiologische „Neukombinationen“ zurück<sup>1)</sup>.

Außer den erbbiologischen Strukturverschiebungen haben wir individuelle Strukturverschiebungen kennengelernt. Unter ihnen sind zunächst die Wandlungen im Entwicklungsgang besonders wichtig. Jede Persönlichkeit pflegt im Laufe des Lebens (je nach der Altersstufe und der Art der Lebenssituation = entwicklungsbedingte Strukturverschiebungen)

<sup>1)</sup> Die erbbiologische Analyse von aufstrebenden Industriellen-Familien, ebenso auch von entartenden Verbrecherfamilien würden unter diesem Gesichtspunkt zu interessanten Ergebnissen führen.

ihr Bild zu ändern. Wechselnde Strukturen können für einzelne Lebensphasen charakteristisch sein, in denen jeweils wieder andere Erbpotenzen vorherrschend sind. Die Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern ist oft in bestimmten (nicht immer bei beiden gleichen) Phasen besonders deutlich. Bestimmte Tendenzen bedürfen eines spezifischen Milieus, um überhaupt recht zur Entfaltung kommen zu können; ohne dieses würden sie vielleicht latent bleiben. Andere verschwinden bei Milieuwechsel, d. h. sie treten weitgehend an Bedeutung zurück.

Es kommen außerdem periodische Strukturschwankungen vor (siehe manisch-depressives Irresein), bei denen wir oft ein Alternieren von Tendenzen aus verschiedenen Ahnenquellen beobachten können.

Als Beispiel für eine Strukturveränderung im Entwicklungsgang erwähne ich hier noch den „GROSSEN KURFÜRSTEN“ von Brandenburg. Er war der Sohn einer energischen, entschlossenen Mutter und eines friedseligen, schwachen, ängstlich-unentschiedenen Vaters. Sein Charakter war durch Mut und Entschlußkraft gekennzeichnet. Er gilt heute allgemein als der stolze, selbstbewußte Herrscher, der sein Land mit starker Hand und umsichtiger Klugheit regierte. Und doch bekommen wir von ihm aus der ersten Zeit seiner Regierung ein anderes Bild. Es heißt von ihm, daß er sich anfänglich in seinem Urteil und seiner Gesinnung oft allzusehr leiten ließ. Erst allmählich hat sich, je länger, je mehr, die Herrschernatur in ihm klar und groß entwickelt. Man hat den Eindruck, als ob hier ein Erbteil väterlicher Schwäche durchschimmern würde, dem er, der Sohn einer willensstarken Mutter, erst im Laufe der Zeit wirksam begegnen konnte.

Oft liegt diesen (vorübergehenden oder dauernden) Strukturverschiebungen eine überwiegend konstitutionelle Ursache zugrunde. Oft aber kommt äußeren Momenten eine ausschlaggebende Bedeutung zu. Hier spielen endogene und exogene (psychogene) Faktoren in wechselnder Form durcheinander.

Besonders interessant sind die Fälle, in denen durch eine gewisse psychische Überbelastung vorübergehende (oder auch dauernde) Strukturverschiebungen hervorgerufen werden. Sie spielen in der Psychopathologie und auch in der Kriminalität eine große Rolle.

Einen Mordversuchsprozeß<sup>1)</sup> möchte ich in diesem Zusammenhang kurz streifen, dessen psychologische Seite von allgemeiner Wichtigkeit ist (leider ohne erbbiologische Quellenforschung).

Der Angeklagte, Bauer A, aus kleindörflichem Milieu, galt als gutmütiger, stets hilfsbereiter, angenehmer Nachbar, der von manchen Seiten sogar als „zu gut“, als willensschwach und unenergisch bezeichnet wurde. Er war allseitig beliebt und von allen Dorfbewohnern gerne gesehen. Nur ein auffallender Zug wurde von einzelnen Zeugen hervorgehoben, der auf eine gewisse versteckte Brutalität schließen läßt. Mit seinen Pferden (er war gelegentlich als Fuhrmann tätig) pflegte er nicht nur wenig liebevoll, sondern ausgesprochen roh umzugehen; so sagten einige ihm befreundete Fuhrleute aus. — Die Vorgeschichte des Verbrechens ist folgende: Die Schwiegereltern des A. hatten ihm bei der Hochzeit ihren 25 Morgen großen Hof unter notarieller Beglaubigung übertragen unter der Bedingung, daß sie bis zu ihrem Tode darauf wohnen und auch einen bestimmten Anteil des Ertrages beanspruchen könnten. Fast vier Jahre herrschte gutes Einvernehmen in der Familie. A. wirtschaftete schlecht. Er ließ sich bei den Einkäufen (landwirtschaftliche Maschinen, Pferde usw.) mehrfach übervorteilen („ließ sich unnötige Sachen aufschwätzen“), so daß er mehr und mehr in Schulden geriet. Schließlich mußte er seinen ganzen Waldbesitz (etwa 10 Morgen) wesentlich unter dem Preise veräußern, um das Defizit einigermaßen zu decken. Um dem weiteren Niedergang zu begegnen, wurde im Familienrat beschlossen, den Hof auf Frau A. überschreiben zu lassen. Als Grund war in erster Linie maßgebend, daß eventuelle Gläubiger den Besitz des Hofes nicht mehr antasten konnten. A. war selbst mit dieser Be-

<sup>1)</sup> Verhandlung Landgericht Tübingen 27. IV. 1925.

sitzänderung einverstanden. Von diesem Moment an gab es ständige Reibereien und Zwistigkeiten zwischen A. und den Schwiegereltern, bei denen schließlich auch die Frau A. gegen ihren Mann Partei nahm. A. glaubte zu beobachten, daß man ihn nicht mehr achte, daß er an Selbständigkeit und Unabhängigkeit eingebüßt habe (objektiv z. T. richtig). Dies wurmte ihn sehr, um so mehr, als der heranwachsende Sohn der Schwiegereltern, der mit im Hause lebte, gegen ihn ein selbstbewußt-trotziges, unbotmäßiges Wesen an den Tag legte. A. war äußerst deprimiert über die ganze Situation. Es erwachte in ihm ein tiefer Groll gegen die Angehörigen, von denen er sich schwer „gedrückt“ und beeinträchtigt fühlte. Und eines Tages faßte er den Plan, seine Frau durch Gift zu beseitigen, um sich auf diese Weise den Besitz des Hofes zu sichern und so seine alte Selbständigkeit wieder zu erlangen. Zweimal in Abständen von 14 Tagen versuchte er sein Vorhaben (durch Versetzen von Brot und Kaffee mit Strychnin) auszuführen, jedoch mit negativem Erfolg. Er lachte jedesmal seine Frau aus, wenn sie Erbrechen bekam, und weidete sich mit einer gewissen sadistischen Freude an dem Anblick ihres Unwohlseins.

Der Verdacht konnte nicht ausbleiben und bestätigte sich in vollem Umfange. Die Aufnahme des Tatbestandes ergab, daß A. mit raffinierter Überlegung zu Werke gegangen war und sehr energische Vorkehrungen getroffen hatte, die bei gutem Gelingen seines Planes unbedingt hätten wirksam sein müssen. Durch Ausspucken bzw. Erbrechen des Giftes wurde ein ernstes Unheil verhütet. Die Folgen der Tat hatte A. sich nicht in vollem Umfange überlegt. Bei der Verhaftung brach er zusammen; später bereute er seine Tat aufrichtig und ehrlich. Er blieb allerdings bei der Meinung, daß seine Angehörigen ihn zur Verzweiflung getrieben hätten. Eine Affekthandlung konnte nach Art des Tatbestandes nicht in Betracht kommen.

Wir sehen, wie ein Mensch, dem von allen Seiten das beste Zeugnis ausgestellt wird, zum Mörder werden kann. Zwei gegensätzliche Charakterstrebungen sind in ihm vereinigt. Beherrscht wird seine Persönlichkeit von ausgesprochen sozialen Tendenzen (hilfsbereit, „gutmütig“, überall beliebt), ja von einer fast ängstlichen Unterordnung unter den Geist der Allgemeinheit. Eine gewisse aktive Brutalität und Roheit kommt nur in der Behandlung seiner Pferde zum Vorschein, d. h. in einer Situation, wo er sich stark und überlegen fühlt. Den Mitmenschen gegenüber spielt dieser Zug gar keine Rolle. Er war für gewöhnlich völlig verdeckt. Erst bei der für sein Ehrgefühl unerträglichen Belastung durch eine objektiv schwierige häusliche Situation rückte für eine gewisse Zeit die sonst schlummernde Brutalität ins Zentrum der Persönlichkeit. Und aus dieser Strukturverschiebung ergab sich der wiederholte, überlegte Mordversuch, der ihm nach erfolgter Umschaltung in die alte Struktur schwerste Gewissensbisse verursachte.

Die Struktur besitzt eine gewisse (in bestimmten Grenzen schwankende) Plastizität, vermöge derer sie bei bestimmter Belastung in ganz spezifischem Sinne umgeformt wird. Jede schon vorhandene innere Spannung kann infolge von Provokationen und dadurch bedingtem Anschwellen einzelner Tendenzen außerordentlich verschärft werden. Die Tatsache der Strukturverschiebung gibt für manche anscheinend unverständliche kriminelle Handlungen (doch nicht nur für solche) eine einleuchtende Erklärung<sup>1)</sup>.

Endlich haben wir noch individuelle Strukturverschiebung kennen gelernt, die durch bestimmte Situationseinstellungen bedingt sind (situationsbedingte Strukturverschiebungen). Je nach den verschiedenen Lebenskreisen zeigt das betreffende Individuum oft ein ganz anderes Gesicht, da jeweils verschiedene Charaktertendenzen die Oberhand gewinnen. Auch hier

<sup>1)</sup> Die Strukturverschiebung ist auch die Grundlage jedes psychotherapeutischen Erfolges.

wirkt sich in der Regel das Blut verschiedener Ahnen in der Strukturumstellung aus.

Ein schönes Beispiel möchte ich mir an dieser Stelle nicht versagen. E. T. A. Hoffmann<sup>1)</sup> war in seinen privaten Angelegenheiten von genial-liederlicher Unordnung. Er lebte leichtsinnig und verschwenderisch, war extremster Alkoholiker und zechte gern bis in den frühen Morgen. Diese Lebenseinstellung ist ein Erbteil des Vaters. In amtlichen Dingen dagegen — er war ein guter, bei den Behörden äußerst geschätzter Jurist — bewahrte er peinlichste Sorgfalt. Alle Berufsarbeiten führte er pünktlich und gewissenhaft aus. Trotz seiner Abneigung gegen diesen Beruf hat er stets ein strenges Pflichtbewußtsein bewiesen, das in seinem privaten Leben völlig ausgeschaltet war. Dieses Erbteil stammt aus der Familie der Mutter.

Je mehr wir uns mit der Struktur und ihren Wandlungen beschäftigen, desto mehr dringen wir in die komplizierte Gegensätzlichkeit charakterologischer Strebungen ein, durch die ganz besonders alle differenzierteren Persönlichkeiten gekennzeichnet sind. Die Tatsache der Charakterantinomien ist bis heute in der Psychologie viel zu wenig betont worden. Um so interessanter ist es, daß wir in der volkswirtschaftlichen Literatur bei A. VIERKANDT<sup>2)</sup> darüber ein Urteil finden, das einen intuitiven psychologischen Blick erkennen läßt.

VIERKANDT spricht von dem wechselnden Verhältnis der gegensätzlichen Instinkte, z. B. des Selbstgefühls und des Gehorsams, des Kampf- und Hilfstriebes. Er nimmt auch neben der Qualität eine Intensität der Triebe an. Er weist darauf hin, daß einzelne Triebe sich je nach der Situation verschieden stark vorwagen; etwa im Kampf- oder in Hilfssituationen. Derselbe Mensch pflegt, so sagt er, in den verschiedensten Zusammenhängen oft geradezu entgegengesetzte Eigenschaften zu entfalten. VIERKANDT erwähnt einzelne Beispiele: Das logische Niveau des Gelehrten in seinem Berufsgebiet und das oft absolut unkritische Verhalten in andern Fragen; die rücksichtslos kalte Einstellung des Kaufmanns in seinem Geschäft und das warme, liebevolle Verhalten im Kreise der Familie; das vielen Menschen eigene, schroffe, herrische Verhalten gegenüber Schwächeren und die servil-demütige Einstellung zum Stärkeren. Verschiedene Verhältnisse schaffen gleichsam verschiedene Persönlichkeiten. Und oft möchte man zweifeln, ob man jeweils dasselbe Wesen vor sich hat. „In Wirklichkeit kennt man einen Menschen nicht eher, als bis man ihn in allen Situationen kennengelernt hat. Es muß dabei in gewissen, individuell sehr verschiedenen Grenzen mit der

<sup>1)</sup> Interessant ist bei HOFFMANN ferner das Nebeneinander von scharfsinniger, logisch-kritischer Urteilskraft und mystisch-okkultem Phantasiedenken; ein Gegensatz, der sich auf Grund des spärlich vorhandenen Materials erbbiologisch nicht analysieren läßt.

Vgl. MARGIS, PAUL: E. T. A. Hoffmann. Eine psychographische Individualanalyse. 4. Beiheft zur Zeitschr. f. angew. Psychol. u. psychol. Sammelforschung. Leipzig: Ambrosius Barth 1911. Diese Arbeit ist nach dem Muster des von STERN angegebenen individual-analytischen Schemas angelegt, das für Forschungszwecke zweifellos wichtig ist. Ein anderes Schema haben KEHRER u. FISCHER aufgestellt (Modell einer klinisch-experimentellen Pathographie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 85. 1923). Leicht zu handhaben und deshalb wohl praktisch besonders zweckmäßig ist das Psychobiogramm von KRETSCHMER (s. Anhang).

<sup>2)</sup> VIERKANDT, A.: Gesellschaftslehre. Stuttgart: Verlag Enke 1923.

Möglichkeit gerechnet werden, daß der einzelne in seinem Wesen überhaupt noch nicht abgeschlossen ist, sondern in neuen Verhältnissen immer noch neue Seiten zeigen wird.“ Jeder Mensch zeigt verschiedene Verhaltensweisen in Freude, Kummer oder Ärger; in Armut und Not; in Reichtum und Fülle; im Beruf und im Familienkreise; in leichtsinniger Gesellschaft und in Lebensgefahr (Krankheit und Krieg).

Diese Gedanken liegen ganz in der Richtung unserer Betrachtungen. Und es folgt daraus, daß wir bei Vernachlässigung der mannigfachen Strukturverschiebungen vielfach nur ein einseitiges, unvollständiges Bild der Gesamtpersönlichkeit bekommen können. Wir übersehen dann unter Umständen wichtige charakterologische Tendenzen, die nur in bestimmten Situationen recht in Erscheinung treten. So können manche für die erbbiologische Analyse wichtige Tatsachen verloren gehen.

Wir haben nun an einer Reihe von Fällen nachzuweisen versucht, daß die Charakterantinomien (mit ihnen die Kompensation) tatsächlich erbbiologisch bedingt sind. Charakterantinomien sind die Grundlage ausgesprochener Strukturverschiebungen, die sich aus dem Studium der Ahnentafel oft mühelos verstehen lassen. Je widerspruchsvoller ein Charakter in sich aufgebaut ist, desto enger sind seine Beziehungen zur Psychopathologie. Darin stimmen z. B. auch die Psychopathen und genialen Persönlichkeiten (die in der Regel psychopathische Typen sind) überein, daß ihre Anlagen zueinander in starker Kontrastspannung stehen. So müssen wir denn ein wichtiges Moment der psychischen Pathogenese in der sog. Keimfeindschaft erblicken, die sich nicht nur auf die Qualität, sondern auch auf die Intensität der Anlagen bezieht. Die Qualität der Anlagen gibt den Kontrast, die Intensität jedoch erst den Grad der Kontrastspannung. Und in ihr liegt eine Hauptwurzel psychopathologischer Erscheinungen. Man könnte einwenden, daß Charakterantinomien mehr oder weniger bei jedem Menschen vorhanden sind. Das ist sicherlich richtig. Ein wesentlicher Unterschied gegenüber differenzierteren psychopathischen Persönlichkeiten besteht jedoch in dem größeren Ausmaß der Kontrastspannung bei diesen (d. h. in einer massiveren Intensität der antinomischen Tendenzen) und wohl auch in der größeren Mannigfaltigkeit aktueller Kontrastbeziehungen. Eine andere Frage, die von uns bewußt vernachlässigt wurde, betrifft die Phänomenologie der Charakterantinomien, d. h. die Art, wie bestimmte Kontrastspannungen vom Ich erlebt werden. Besondere Untersuchungen werden sich damit zu beschäftigen haben, welche dynamischen Beziehungen als Vorbedingung für ein bestimmtes Erleben gegeben sein müssen.

Was folgt nun aus diesen Ergebnissen für die zukünftige Forschung?

Ganz selbstverständlich scheint mir die Forderung, daß wir die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse in der begonnenen Weise weiterführen, daß wir sie ganz besonders auch für die Psychopathologie nutzbar machen sollen. Sie muß zu einer exquisit klinischen Arbeitsmethode ausgebaut werden. Diese Forderung bedarf, glaube ich, nach meinen Ausführungen, keiner weiteren Begründung mehr. Als wesentliche Vorbedingung müssen wir verlangen, daß je-



weils eingehende und vollständige Charakter- (und Begabungsanlagen-) Befunde den erbbiologischen Untersuchungen zugrunde gelegt werden.

Ein Kritiker<sup>1)</sup> meiner Schrift „Über Temperamentsvererbung“ (die, wie gesagt, ein Vorläufer dieser Arbeit ist) hat seiner Zeit gewisse Bedenken geltend gemacht, die Beachtung verdienen. Er war der Meinung, daß eine Anlagenisolierung auf erbbiologischem Wege heute schwerlich von Erfolg sein könnte, da uns die erforderlichen charakterologischen Begriffe fehlen. Und das trifft sicherlich bis zu einem gewissen Grade zu. Wir arbeiten vielfach mit Begriffen, die für unsere Fragestellung völlig unzulänglich sind.

Dafür möchte ich eine Reihe von Beispielen anführen:

Man spricht z. B. von Phantasie, von Gedächtnis, von Visualität. Was heißt das? Ist doch dabei zu bedenken, daß wir unter Phantasie einmal lebhaftere Anschauungsbilder, das andere Mal produktive kombinatorische Leistungen verstehen. Hat ferner der Mensch nur ein Gedächtnis? Gibt es nicht verschiedene Gedächtnisanlagen? Ein Ortsgedächtnis, ein Gedächtnis für Namen, Zahlen, Farben, Physiognomien usw., die alle wieder voneinander unabhängig sein können. Oft wird ein schlechtes Gedächtnis nur dadurch vorgetäuscht, daß Verdrängungsmechanismen der regulären Entfaltung dieser Anlage hinderlich sind. Wie verhält es sich mit der Visualität? Diese Eigentümlichkeit kann sich z. B. auf Sprachvorstellungen erstrecken (Einprägung des Schriftbildes, der gelesenen Stellen), oder auf Gegenstandsvorstellungen, bzw. auf räumliche Situationen und auf farbige Elemente. Das bevorzugte Sinnesgebiet braucht sich nicht gleichmäßig auf alle Seiten des Vorstellungslebens auszudehnen [s. STERN<sup>2)</sup>].

Wir müssen daher die im praktischen Gebrauch üblichen Begriffe differenzieren, wie es z. B. HAECKER und ZIEHEN für die musikalische Begabung getan haben.

Was besagt es für unsere Zwecke, wenn es von einem Menschen heißt, er sei mutig oder er besitze eine große Willenskraft? Gibt es doch verschiedene Arten von Mut, verschiedene Arten von Willenskraft. Wir reden von physischem Mut. Diese Eigenschaft ermöglicht das Aufsuchen und Bestehen von Gefahren, die das Leben bedrohen oder sonst bedenkliche Folgen haben können. Andererseits bezeichnen wir als moralischen Mut die Fähigkeit, seine Überzeugungen und Meinungen zu vertreten; sie gegen jeden Widerstand von außen zu verteidigen, ohne auf bestehende Sitten, Überlieferungen und Gewohnheiten Rücksicht zu nehmen. Ich erinnere hier an einen Ausspruch von BISMARCK: „Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut; aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.“ Tatsächlich beobachten wir häufig, daß die Menschen nur in einer Beziehung mutig sind. — Mutige Handlungen<sup>3)</sup> können auf sensationslüsterne Eitelkeit zurückgehen, auf den Willen, seinen „guten Ruf“ zu wahren; sie können aus dem Affekt der Wut entspringen oder aus dem Mangel an vollem Bewußtsein der Gefahr (fehlende Einbildungskraft, Leichtfertigkeit) usw.

<sup>1)</sup> LANGE, J.: Münch. med. Wochenschr. Jg. 71, Bd. 1, S. 411. 1924.

<sup>2)</sup> STERN, W.: Die differentielle Psychologie. Leipzig: Ambrosius Barth 1911.

<sup>3)</sup> Bei KLAGES (Handschrift und Charakter) finden wir eine Reihe von Beispielen einer derartigen feineren Eigenschaftsdifferenzierung.

Auch bei der Willenskraft müssen wir zwei Formen unterscheiden. Die mechanische Willenskraft ist imstande, körperliche (mechanische) Schwierigkeiten zu überwinden und sich rücksichtslos ihren Gegnern gegenüber durchzusetzen. Dabei ist diese Fähigkeit der „starken Ellenbogen“ nicht immer mit psychischem Mut verbunden. Völlig unabhängig davon äußert sich die geistige Willenskraft in der Fähigkeit, geistige Probleme zu lösen, angestrengt geistig zu arbeiten, Hindernisse durch Nachdenken, Klugheit und Diplomatie aus dem Wege zu räumen. Diese Eigenschaft hat wiederum nichts mit dem moralischen Mute zu tun.

Ganz ähnlich ist es mit der sog. „Empfindsamkeit“. Bei empfindsamen Menschen schwebt uns in der Regel das Bild der Mimose vor, deren Blätter sich beim kleinsten äußeren Reiz zusammenziehen. Dieser Vorgang zeigt eine gesteigerte physiologische „Reizsamkeit“ und hat sicherlich Ähnlichkeit mit den psychischen Reaktionen eines empfindsamen Menschen. Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, so liegt wenigstens bei bestimmten Formen der Empfindsamkeit ein innerer Konflikt zugrunde, der die verschiedensten Ursachen haben kann. Wir können die Kontrastspannung der Anlagen (oft verstärkt durch äußere Belastung), aus der dieser innere Konflikt erwächst, kurz auf folgende Formel bringen: Wollen und nicht Können — Wollen und nicht Dürfen (nicht Sollen) — Sollen und nicht Wollen (nicht Dürfen) — Sollen und nicht Können.

Dabei handelt es sich immer um ein bestimmt gerichtetes Wollen, Sollen, Können und Dürfen. Es liegen bestimmte Tendenzen vor, die in sich widerspruchsvoll zueinander aufgebaut sind, deren innerer Konflikt nie ganz zu einer befriedigenden Lösung geführt werden kann. Häufig ist der Konflikt ethisch-moralischer Art. Jedes Aufrühren des Konfliktes durch äußere Erlebnisse hat eine übermäßige Komplexreaktion zur Folge. Die innere Spannung ist um so größer, je geringer die Ableitungsfähigkeit entwickelt ist. Sicherlich aber kann die Genese der Empfindsamkeit verschieden sein. Sie führt in der Regel zu autistischer Abkehr von der Welt, um der Komplexreizbarkeit aus dem Wege zu gehen.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß wir auf die Dauer mit den heute üblichen Eigenschaftsbegriffen kaum durchkommen werden. Sie sind in der Regel zu komplex, zu vieldeutig; sie können ganz verschiedene Wurzeln haben. Wir müssen daher wissen, in welcher Hinsicht bestimmte Eigenschaften gültig sind<sup>1)</sup>; ängstlich, reizbar, energisch in bezug auf eine bestimmte Lebenssituation; lebhaft, ruhig, warmherzig, kühl in welchem Milieu, in welchem Lebens-

<sup>1)</sup> Schon beim alten GALL (MÖBIUS, P. J.: Franz Joseph Gall. Leipzig: Ambrosius Barth 1905) finden wir ähnliche Gedanken. Er redet von den verschiedenen Arten des Gedächtnisses, von Leidenschaften in bestimmter Richtung. Außerdem hat er schon einen Versuch gemacht, die verschiedenen Grundkräfte der Seele zu isolieren: Geschlechtsliebe, Kindesliebe, Anhänglichkeit, Mut oder Raufsinne, Würge-sinn, List — Schlaueit, Eigentumssinn, Stolz — Hochmut — Herrschsucht, Eitelkeit — Ruhmsucht — Ehrgeiz, Behutsamkeit — Vorsicht, Sachgedächtnis — Erziehungsfähigkeit, Ortssinn, Personensinn, Wortgedächtnis, Sprachsinn, Farbensinn, Tonsinn — Musiktalent, Zahlensinn, Kunstsinn — Bausinn, Vergleichender Scharfsinn, Metaphysischer Tief-sinn, Witz, Dichtergeist, Mitleiden, Nachahmungssinn, Religiosität, Festigkeit. Mag dieser Entwurf im einzelnen noch roh erscheinen, so stimmt doch die Tendenz mit unseren Bestrebungen überein.

kreis (berufliche Situation, deren qualitative Verschiedenheiten; bestimmte Erlebnis-situationen, z. B. Kämpfen, Helfen, Freude, Trauer; „offizielle“ Situationen, Feste; Familien- und Freundeskreis, Wissenschaft, Kunst, Religion, Vermögen usw.). Die verschiedenen Eigentümlichkeiten eines Menschen stehen jeweils zu spezifischen (einer oder mehreren) Milieuformen in enger Beziehung, wie wir es z. B. bei E. T. A. HOFFMANN gesehen haben (milieuspezifische Eigenschaften). Und wenn wir tiefer dringen, so werden wir erkennen, daß hinter den Charaktereigenschaften bestimmte Triebrichtungen stecken (Strebungen, Zielrichtungen, Bedürfnisse usw.). Manche Widersprüche und Begriffsschwierigkeiten werden ohne weiteres wegfallen, wenn wir uns auf eine dynamische Terminologie einstellen. So kommt z. B. das wechselvolle Verhalten von E. T. A. HOFFMANN durch ein bestimmtes Verhältnis zweier Triebe zustande; des Triebes zur Ein- bzw. Unterordnung und des Triebes zur Unabhängigkeit. In seinem Privatleben (getrieben durch ein gewisses Rauschbedürfnis) konnte er sich die „Unordnung“, den haltlosen Lebenswandel leisten, was er im Beruf nicht zu tun wagte<sup>1</sup>).

So lassen sich auch andere Begriffsschwierigkeiten leicht auflösen, wenn wir auf die Triebterminologie zurückgreifen, wenn wir zu ergründen versuchen,

<sup>1</sup>) Wenn wir z. B. hören, daß manche Vererbungsforscher nach den MENDEL'schen Regeln bei bestimmten Charaktereigenschaften suchen, so muß dieses Unternehmen im Urteil des Psychologen als nutzlos und zwecklos erscheinen. Ich habe mir erzählen lassen, daß man die mendelistische Fundierung der Reiselust erforschen wollte. Was heißt Reiselust, wie kommt sie zustande? Sie beruht doch jedenfalls im Einzelfalle auf ganz verschiedenen Tendenzen. Die erbbiologische Untersuchung einer so komplexen Eigentümlichkeit ist von vornherein zur Erfolglosigkeit verdammt. Die Zurückführung auf dynamische Begriffe ist hier dringendste Forderung.

Dasselbe gilt noch für manche Eigentümlichkeiten oder Lebensgewohnheiten (stets komplexer Art), die sich in einer Familie mit geradezu überraschend getreuer Ähnlichkeit bei mehreren Gliedern wiederholen. Dafür ein Beispiel: Der Großvater (Beamter) hatte eine besondere Liebhaberei für Vogelzucht. Er richtete sich zu diesem Zweck in seiner Etagewohnung eine Dachkammer her, baute dort eine Unzahl von Käfigen auf, in denen er im Laufe der Jahre Hunderte von Vögeln aufzog. Seine ganze freie Zeit hatte er dieser Aufgabe gewidmet, ja auch die Familie mußte sich auf seine Liebhaberei einstellen. Wenn die Vögel herangewachsen waren, pflegte er sie zu verkaufen. Ein Enkel (Kaufmann), der seinen Großvater nicht gekannt und niemals von seiner eigentümlichen Gewohnheit gehört hatte, besitzt dieselbe Liebhaberei, wenn auch in etwas gemäßigerer Form. Er züchtet (ebenfalls in seiner Wohnung) Vögel und Fische, um Nutzen daraus zu ziehen.

Wir können in diesem Falle wohl sagen, daß sich die Eigenschaft der Tierzucht-Liebhaberei vererbt hat. Doch ist dies eine wenig befriedigende Beschreibung des Tatbestandes, genau wie bei der Reiselust. Wenn wir uns die charakterologischen Wurzeln klar machen, so läßt sich die Liebhaberei auf ganz bestimmte Tendenzen zurückführen. Sie ist wohl eine Verbindung von Pfliegtrieb und praktischer Nützlichkeits-einstellung.

Ein anderes Beispiel: In einer Familie konnte ich bei den beiden Eltern charakteristische Verschiedenheiten des Verhaltens bei Geschenken beobachten. Der eine Ehepartner wünschte sich Überraschungen (gleich, was es auch sein mochte), was ich mit einem gewissen Trieb zum Staunenwollen in Beziehung bringen möchte; dem andern war es lieber, wenn er vorher genau über die Geschenke orientiert war, die seiner warteten. Vielleicht könnte man darin eine Tendenz zur Abwehr von Fremd- und Unsicherheitsgefühlen erblicken. Von den beiden Kindern des Ehepaares schlug in dieser Eigentümlichkeit eins dem einen, das andere dem andern Elternteil nach. Wie hilflos würde man diesem Tatbestand gegenüberstehen, wenn man ihn nicht auf gewisse Strebungen zurückführt.

In derselben Weise müssen andere Gewohnheiten ähnlicher Art dynamisch zergliedert werden, ehe man sie für erbbiologische Untersuchungen verwendet.

welche Motive als treibende Kräfte hinter den Eigenschaften stehen. UTTIZ setzt sich eingehend mit dieser Frage der vieldeutigen, unklaren Eigenschaftsbegriffe auseinander (s. seine charakterologischen Leitlinien). Er ist kein Freund der Triebterminologie, die jedoch gerade für viele seiner Fälle wesentliche Erleichterung bringt.

Ein Gelehrter ist Egoist, aber nur soweit es sich um Eingriffe in seinen Forschungsidealismus handelt; d. h. nur dann kennt er keine Rücksichten, wenn sein Erkenntnistrieb gehemmt wird. In allen anderen Lebenskreisen kann er rührend altruistisch sein.

Ferner: wir reden gelegentlich von dem Typus der Willensmenschen. Dieser Typus ist durchaus nichts Einheitliches. Zu ihm gehören alle die Menschen, denen das Wollen und Vollbringen an sich wesentlich ist, die durch einen starken Trieb zur Tätigkeit, zum Schaffen ausgezeichnet sind. Andererseits solche Charaktere, die alles daran setzen, um andere zu überflügeln (Machttrieb). Und drittens solche, die etwa rein um der Erkenntnis willen ungeahnte Willenskräfte entfalten (Erkenntnistrieb). Die Reduktion auf eine Triebterminologie schafft die Widersprüche aus der Welt, die sich bei dem Eigenschaftsbegriff „willenstark“ nicht vermeiden lassen.

Noch zwei weitere Beispiele: Wohltätigkeit und Hilfsbereitschaft können folgende Triebwurzeln haben: 1. inneres Bedürfnis nach Hingabe an die Schwächeren (Hingebungstrieb); 2. schlaue Berechnung (egoistische Tendenzen); 3. Unheimlichkeitsgefühle und Lebensangst (magische Lebenssicherung).

Oder: Fleiß und Pflichttreue können motiviert sein: 1. durch den reinen Unterordnungstrieb; 2. durch Freude an der Tätigkeit (Tätigkeitstrieb); 3. durch Ehrgeiz und Geldgier (Machttrieb).

Ich denke, darüber kann kein Zweifel sein, daß diese Art der Eigenschaftsanalyse wesentliche Klarheit schaffen und manche Widersprüche beseitigen kann.

Die neue Entwicklung der Charakterologie geht in der Richtung der dynamischen Betrachtungsweise. Ihr muß auch der Erbbiologe sich anschließen, trotz der Warnung von UTTIZ, der darin eine gewisse Gefahr sieht, daß man heute geneigt sei, die ganze Charakterologie in eine Lehre von den Trieben und ihrer Mechanik zu verwandeln. Nach meiner Meinung kann man mit einer Triebpsychologie sehr weit kommen, wenn sie auch kein Allheilmittel sein soll. Ich bin mit W. PETERS<sup>1)</sup> durchaus einverstanden, wenn er neben den Trieben, die er als dynamische Anlagen oder Formanten bezeichnet, noch sog. statische Anlagen (z. B. Visualität, Geschicklichkeit, viele andere Begabungsanlagen; weiterhin alles das, was KLAGES als Materie bezeichnet) annimmt. Diese sind gewissermaßen die Bausteine, deren sich die Formanten bedienen, um Eigenschaften zu erzeugen. — Ich brauche nicht ausdrücklich zu erwähnen, daß auch für diese statischen Anlagen die Forderung zutrifft, sie auf dem Wege der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse zu differenzieren und in ihre Elemente zu zerlegen (s. HAECKER u. ZIEHEN). — Aber die Triebpsychologie ist ein außerordentlich wichtiges Kapitel der Charakterologie, dem sich auch die erb-

<sup>1)</sup> PETERS, W.: Vererbung geistiger Eigenschaften und psychische Konstitution. Jena: G. FISCHER: 1925.

biologische Persönlichkeitsanalyse zuwenden muß, um ihre Zwecke wirklich erfüllen zu können. Bis zu einem gewissen Grade sind wir bei unseren Untersuchungen in diesem Sinne vorgegangen. Wir haben soziale Triebe kennengelernt, den Tätigkeitstrieb, den Machttrieb, den Kampftrieb usw. Dies sind zunächst nur erste Ansätze<sup>1)</sup>. Wahrscheinlich ist es notwendig, daß die Psychologie der menschlichen Triebe dabei auf die viel elementarere Psychologie der tierischen Triebe zurückgreift. Sind doch letzten Endes die Grundtriebe bei beiden dieselben. Man pflegt im allgemeinen auf die Charaktertypen unter den Tieren viel zu wenig Gewicht zu legen<sup>2)</sup>.

Ansätze zu einer brauchbaren Triebpsychologie finden wir bei VIERKANDT (Gesellschaftslehre).

Er betont mit Recht, daß Triebe sich nicht nur betätigen als bloße Reaktionen auf einen angemessenen Reiz, sie treten vielmehr auch ohne einen solchen aus innerem Bedürfnis heraus in Funktion (Funktionsbedürfnis). Der Mensch ist kein bloßer Reaktionsorganismus.

VIERKANDT spricht zunächst von den Instinkten des Selbstgefühls. In ihnen sind stets auch starke Antriebe zur Einordnung in die Gesellschaft enthalten; denn selbst der grausamste Tyrann braucht Menschen, um sich als Tyrann zu fühlen. Es gibt zwei verschiedene Formen. Einmal soll das Ich als mächtig und bedeutungsvoll nach außen erscheinen; es will Furcht oder Staunen erregen. Diese Menschen genießen das Bewußtsein ihrer Wirkungskraft, ihrer starken Vitalität. Bei der zweiten Form will der Mensch in tief innerlichem Sinne den Eindruck der Überlegenheit erwecken. Er will Achtung einflößen. Dabei wird den Mitmenschen das Recht zugestanden, über Wert oder Unwert zu entscheiden. Der Grad der Abhängigkeit von der Gruppe kann verschieden sein. Die einen empfangen in erster Linie ihren Wert von der Umgebung, die andern schöpfen ihn aus der eigenen Selbstbeurteilung. Demnach kann der Machttrieb drei verschiedene Hauptmotive haben: 1. Freude am Können und Verursachen, 2. Freude an der Anerkennung der andern, 3. Befriedigung über die Steigerung des eigenen Wertes, die für unser Bewußtsein mit dem Machtbesitz verbunden ist. Eine besondere Form des erfüllten Selbstgefühls ist die Würde. Dem würdevollen Menschen fehlt stets das Aggressive und Verletzende. Die Verletzung des Selbstgefühls kann nach drei Hauptmotiven des Machttriebes verschiedene Wege gehen: Bewußtsein der Leistungsunfähigkeit; Bewußtsein, seinen Wert in den Augen der Umgebung oder vor sich selbst herabgesetzt zu haben.

<sup>1)</sup> J. BERZE weist in seinem Werk über „Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität“ auf die Möglichkeit hin, auch die Affekte dynamisch aufzulösen. Wird durch ein Ereignis oder eine Dauersituation die Erledigung einer oder mehrerer Intentionen gehemmt, so entstehen Unlustaffekte. Umgekehrt wird ein Erlebnis als Gewinn empfunden (Lustaffekte), das zu einer Förderung der Intentionsbefriedigung führt. Es gibt natürlich auch hier wieder die beiden Möglichkeiten der vorwiegend milieubedingten und der im wesentlichen anlagemäßig begründeten Triebhemmung bzw. -förderung. — „Lustgefühle sind Erfolgsgefühle, Unlustgefühle Mißerfolgsgefühle“ (KLAGES, L.: Die psychologischen Errungenschaften NIETZSCHES. Leipzig: Ambrosius Barth 1926).

<sup>2)</sup> Betrachten wir z. B. die KÖHLERSCHEN Affen. (KÖHLER, W.: Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. 2. Aufl. Berlin: Julius Springer 1921.) Tschego ist phlegmatisch, faul, ohne Ehrgeiz (körperlich unbeholfen), aber beherzt und wagemutig; für die andern Tiere grimmig und gefährlich. Chica hat ein rasches Wesen, ist gewandt, aber ungeduldig; sehr intelligent, verliert bei Mißlingen der Versuche leicht die Übersicht und agiert blind drauflos. Sultan ist im Grunde gutmütig, macht jedoch gern kleine Lausbubenstreiche, hat eine gewisse Freude daran, andere Tiere zu ärgern und zu quälen; ist sehr geduldig, von erstaunlicher Sorgfalt und läßt sich durch Mißerfolge nicht von der Arbeit abbringen. — Wir erkennen ganz ausgeprägte Persönlichkeiten, die sich nicht wesentlich von menschlichen Charakteren unterscheiden.

Der Instinkt der Unterordnung ist charakterisiert durch freiwillige, blinde Hingabe an die Autorität. Gehorsam gegenüber führenden Persönlichkeiten oder respektvolles Unterordnen unter die Gebote der Allgemeinheit sind zwei verschiedene Formen (persönlich-genossenschaftlich). Die Unterordnung ist ein freiwilliges Sichfügen. Sie führt zur Selbsterhöhung der Zugehörigkeit zu einem Andern; durch Sichsichfühlen mit der autoritativen Person oder mit der Idee der Gesellschaft. Denn das gibt eine größere Sicherheit. Der Affekt des Unterordnungstriebes ist die Verehrung. Er findet sich besonders bei Menschen, die sich unterlegen fühlen und sich infolgedessen uneingeschränkt dem Starken fügen. So ist der Verehrungstrieb oft mit dem Furchtinstinkt vermischt. Der reine Gewaltmensch kann nur Furcht einflößen. Verehrung erweckt die wirkungskräftige, echte Führernatur, die das Ganze zu fördern imstande ist. Der lediglich gute, hilfreiche Mensch ist kein Objekt der Unterordnung. Andererseits kann die Unterordnung rein geistigen Mächten gelten; z. B. die Unterwerfung unter ein Gesetz, die Anerkennung bestimmter Ideen und Anschauungen. Die Leichtigkeit und Stärke des Unterordnungstriebes ist bei einzelnen Individuen sehr verschieden. Jedes Gefühl der Schwäche und Minderwertigkeit begünstigt ihn. Aus derselben Quelle fließen z. B. übertrieben eifrige Liebedienerei, pedantisch-ängstliche Genauigkeit in der Befolgung von Vorschriften und Sitten, übermäßiges Betonen der Pflicht, Flucht in die geistige Welt des Idealismus. Die Wirkung des Triebes ist unbedingte Folgsamkeit und selbstverständliches Unterwerfen unter das Werturteil des Überlegenen. Verletzungen des Unterordnungstriebes haben Verlegenheit zur Folge; hierher gehören Ungeschicklichkeiten und verpönte Handlungen; das Sichsträuben, andern Menschen etwas Unangenehmes zu sagen; Lampenfieber (Nötigung vor einem Überlegenen auftreten zu müssen). Überwindung des Unterordnungstriebes bedeutet Auflehnung gegen Überlegene. Schwächterne und Schwache neigen besonders zur Verlegenheit, wenn sie ihren Unterordnungswilligen gestört sehen oder ihn überwinden müssen (etwa wenn sie durch den Zwang der Verhältnisse sich zur Geltung bringen, sich in den Mittelpunkt stellen sollen). Die Verlegenheit ist ein Zeichen dafür, daß ein Mensch der Darstellung der Überlegenheit nicht gewachsen ist. Tief wurzelt der Trieb im Menschen, sich an Autoritäten anzuschließen, zu Heroen in vergötterter Verehrung aufzublicken. Er stillt das Verlangen nach Schutz und die Hoffnung auf Förderung. Er ist ein eminent sittlicher Trieb, ohne den die Moral mit ihrem Soll und ihren Pflichten undenkbar wäre. Das Bewußtsein der Unterlegenheit ist oft nur in bestimmten Situationen gegeben, in anderen können bei demselben Individuum die Instinkte des Selbstgefühls herrschen. Ein sprechendes Beispiel ist der Typus subalterner Naturen, die nach oben kriechen, nach unten dafür um so heftiger treten. Die Instinkte des Selbstgefühls stehen zum Unterordnungstrieb im gegensätzlichen Verhältnis.

Der Hilfs- und Pflēgetrieb ist besonders klar ausgeprägt in Gestalt der Mutterliebe. Diesen Trieb kennzeichnet impulsive Hilfsbereitschaft, liebevolle Gesinnung, Zärtlichkeit, Weichheit, Teilnahme und Wohlwollen. Speziell bei kleinen Leuten finden wir vielfach ein großes Maß von gegenseitiger Hilfswilligkeit. Der Hilfstrieb ist auch bei geselligen Tieren vorhanden. Er regt sich beim Menschen um so schwerer, je mehr Opfer seine Betätigung verlangt. Die Jugend ist mehr zum Nehmen als zum Geben geneigt; im Alter verschiebt sich dies Verhältnis im gegenteiligen Sinne. Das Funktionsbedürfnis ist um so stärker, je weniger der Mensch mit sich selbst beschäftigt ist, und je weniger er durch andere Triebe in Anspruch genommen wird. Durch gegensätzliche Antriebe (egoistische Interessen, Kampf um Erfolg und Gewinn) wird die Hilfsbereitschaft gelähmt. Unterstützt wird der Trieb durch Furchtinstinkte und Unterordnungstrieb.

Der Kampftrieb ist darauf gerichtet, die Umwelt zu schädigen. Anlaß zur Aktivierung gibt die Störung eigener Absichten (Angriff) oder die Erwartung derselben; jede Beeinträchtigung des Glücks- oder Selbstgefühls durch Erfolg anderer, durch Schwierigkeiten persönlicher oder sachlicher Art. Der Wille zur Schädigung kann innere oder äußere Ziele haben; er kann sich auf leibliche oder seelische Schmerzen richten. In milder Form erscheint er als Zank- und Oppositionslust oder als allgemeine Neigung, alles herabzusetzen und zu entwerten (Ressentiment, Krittelei). In schroffer Form als grobe Feindseligkeit, Haß, Grausamkeit, Quälerei und Zerstörungswut. Eine besondere Art ist die Schadenfreude und der Hang zur Intrige. Bei all dem ist der Schwache immer das bequemste Ziel. Die Funktionslust des Triebes wird oft durch nichtige Anlässe ausgelöst. Gelegentlich ist der Kampftrieb mit dem Spieltrieb verbunden. Der ernste Wille zur Schädigung erfährt eine abschwächende

Umwandlung in die Form des Spiels. Unterstützend für den Kampftrieb wirkt das Gefühl der Ohnmacht und der Schwäche. Letzteres schafft Verletzbarkeit und Reizbarkeit und hat aggressive Haltung zur Folge. Oft fließt in den Kampftrieb eine Freude an der Schädigung um ihrer selbst willen mit ein (Sadismus). Die Schädigung des Selbstgefühls ist ohne einen gewissen Unterordnungstrieb nicht denkbar. Man muß den andern ein Recht zugestehen, über das eigene Ich zu urteilen. Andererseits richtet sich der Kampftrieb nur gegen solche Menschen, die man glaubt treffen zu können.

Die Tatsachen der Sympathie. Hierher gehört einmal das dunkle, unmittelbare Miterleben von Gefühlszuständen eines andern Wesens vermöge einer instinktiven (reflektorischen) Resonanz. Vorbedingung ist die Veranschaulichung des Gefühls durch lebhafte eindeutige Ausdruckbewegungen. Von dieser Erscheinung führen allmähliche Abstufungen zu dem abgeblaßten Miterleben, bei dem das Gefühlsmäßige zurücktritt zugunsten des Wissens und bloßen Verstehens von fremden Seelenvorgängen. Hierbei müssen allerlei Erfahrungen und Kombinationen mitwirken. Für gewöhnlich hat der Schwache ein feineres Verständnis für den Herrschenden, als umgekehrt. Die Furcht errät, was der andere ist, kann und will. Endlich umgreift die Sympathie auch die Erscheinungen des Mitgefühls (Mitfreude und Mitleid). Fremdes Glück und fremdes Leid erfahren eine innere Anteilnahme. Fremdes Glück erregt Freude, fremdes Leid erregt Schmerz. Der Mitfühlende teilt nicht mit dem Erleider das gleiche Schicksal, er steht ihm gewissermaßen als beteiligter Betrachter gegenüber. Das Mitgefühl wird durch den Hilfstrieb (Weichheit, Zärtlichkeit) erleichtert. Im allgemeinen ist das Mitleid stärker entwickelt als die Mitfreude. Denn die Mitfreude wird leicht durch einen leisen Hauch beeinträchtigenden Selbstgefühls gedämpft, während das Mitleid sich gern mischt mit einem Unterton selbstischer Befriedigung. Alle Sympathie ist nur möglich, wenn engere Beziehungen im Sinne einer Gemeinschaft bestehen. Sie kühlt ab bei dem Eintreten eines Kampfverhältnisses oder bei sozialer Gleichgültigkeit.

Der Nachahmungstrieb. Ein Beispiel erweckt Nachahmung wegen eventuell angenehmer Folgen. Es wird ein bestimmtes Tun nachgeahmt, da es gewisse Reize oder Werte in sich schließt, die dann zum eigentlichen Motiv werden. Viel primitiver ist die echte Nachahmung, die erfolgt um der Nachahmung willen, aus einem unmittelbaren, triebhaften Bedürfnis nachzuahmen (rein formal ohne Rücksicht auf den Inhalt). Hier ist ein angeborener Zusammenhang zwischen Bewegungsvorstellung und Bewegung wirksam. Jede Wahrnehmung einer Bewegung hat die Tendenz, die entsprechende Bewegung selbst hervorzubringen. Ebenso kann man sich eine Bewegung nicht lebhaft vorstellen, ohne sie wenigstens in abgeschwächtem Maße zu realisieren. Dieser primitive Trieb zur Bewegungsnachahmung (Gebärden, Mienenspiel, Körperhaltung) ist eine wesentliche Grundlage des schauspielerischen Talentes. Beim Kulturmenschen ist der Spielraum des Nachahmungstriebes in seiner Unmittelbarkeit durch die Ratio erheblich eingeschränkt. Er ahmt nur dann nach, wenn es einen gewissen Reiz hat. Der Unterordnungstrieb setzt vielfach den Nachahmungstrieb in Bewegung. Man hat den Ehrgeiz, eine autoritative Person zu kopieren, und erhöht dadurch sein Selbstgefühl.

Die Gläubigkeit. Jede ausgesprochene Überzeugung hat die Tendenz, von den Hörern ohne Prüfung aufgenommen zu werden. Der Mensch ist von Haus aus geneigt, alles Dargebotene anzunehmen und zu glauben. Die Kritik entwickelt sich erst auf höherer Stufe. Ursprünglich besitzt das menschliche Bewußtsein die Eigenschaft der Gläubigkeit; ihr Grad vermindert sich mit steigender Kultur. Erfahrung und kritisches Denken engen die Gläubigkeit ein; meist nur für ganz bestimmte Erfahrungsgebiete. Es gibt eine partielle Gläubigkeit bzw. Ungläubigkeit. Der Unterordnungstrieb (Verehrung) unterstützt die Gläubigkeit; ebenso der Trieb zum Staunen und Bewundern. Dagegen pflegt der Kampftrieb die Gläubigkeit zu hemmen. Andererseits sind noch bestimmte Beziehungen vorhanden zwischen affektiven Tendenzen und dem Inhalt von Überzeugungen. Gewisse Menschen pflegen ungewöhnliche, phantastische Überzeugungen leichter zu glauben als rationale Zusammenhänge, und umgekehrt.

Der Ausdruckstrieb äußert sich darin, daß innere Zustände ohne Zweckbedeutung durch äußere Vorgänge kundgetan werden. Diese Ausdruckstätigkeit ist vielfach in leidenschaftlicher Erregung gesteigert, bei ruhiger Stimmung gemäßigt. Durch sie setzt sich der Mensch mit seiner Umgebung in Beziehung. Der Ausdruckstrieb sucht Kontakt mit den

andern Menschen. Man hat das Bedürfnis, sich auszusprechen, sein Herz auszuschütten. Diese Mitteilungstendenz ist ein primitiver Trieb, ohne den ein sozialer Organismus undenkbar wäre. Andere Triebe können in ihn eingehen. Es wird dann das Mitteilungsbedürfnis dazu benützt, etwa den Kampftrieb oder den Machttrieb zu befriedigen.

Der Geselligkeitstrieb. Das gesellige Zusammensein wird von den meisten Menschen als beglückend und erhebend empfunden. Sie haben ein zwingendes Bedürfnis nach freundschaftlichem Umgang. Die Geselligkeit gibt aus mannigfachen Gründen eine Bereicherung des Ich. Man findet Wiederhall und Zustimmung, man fühlt sich heimisch und gemütlich, man kann seine Fähigkeit zeigen und sich zur Geltung bringen. Der Geselligkeitstrieb ist von elementarer Kraft und auf die Dauer seine Befriedigung nicht zu entbehren. Dabei kommen abstoßende und anziehende Wirkungen zur Geltung, je nachdem, wo man Resonanz findet. Wir unterscheiden zwei verschiedene Formen. Der einfache Herdentrieb, der zur Folge hat, daß man lieber in einer Bibliothek als in der einsamen Stube arbeitet, daß man lieber seine Mahlzeiten gemeinsam einnimmt als allein. Die differenziertere Form äußert sich in freundschaftlichem Verbundensein mit bestimmten Personen, mit denen man gemeinsame Schicksale und Erlebnisse oder auch gemeinsame Überzeugungen teilt. Hier muß eine gewisse Übereinstimmung gegeben sein. Ausschließliche Gegensätze ziehen sich nicht an.

Der Trieb des Meidens. Er ist begleitet von dem spezifischen Gefühl der Abneigung und Aversion. Hierher gehört der Widerwillen des gesunden, kräftigen Menschen gegen alles, was alt, krank oder anderweitig abnorm erscheint. Ferner die Abneigung bestimmten Menschen gegenüber auf Grund eines bloßen Eindrucks. Furcht- und Kampfinstinkte unterstützen das Meiden. Man fürchtet das Unheimliche oder setzt sich gegen vermutliche Kränkungen zur Wehr.

Ich habe mir eine kurze Übersicht über diese Triebeinteilung nicht versagen können. Nicht, weil ich ihr in dieser Form voll und ganz zustimmen möchte, sondern nur deshalb, weil ich in ihr wichtige Ansätze erblicke, die einer weiteren Vertiefung und Förderung wert sind. Sie muß in mancher Beziehung [z. B. Sexualtriebe<sup>1)</sup>] weiter ausgebaut und vervollständigt werden; und zwar immer unter erbbiologischer Kontrolle. Ganz besonders ist dabei die Beziehung der einzelnen Triebe zueinander zu beobachten. Das ist nach unseren früheren Ausführungen ohne weiteres selbstverständlich.

Eine Frage muß sich dabei dem Psychiater aufdrängen, der die Entwicklung der Konstitutions- und Vererbungsforschung in den letzten Jahren verfolgt hat. Wie läßt sich die Triebpsychologie mit der Typenordnung KRETSCHMERS in Einklang bringen? Ich stehe auf dem Standpunkt, daß es unbedingt notwendig ist, zwischen beiden eine Beziehung herzustellen. Nach meiner Auffassung ist die Triebpsychologie sogar geeignet, diese konstitutionellen Sammelgruppen in bestimmte Anlagekategorien weiter zu zergliedern und zu differenzieren<sup>2)</sup>, was ja von den Gegnern dieser Typen schon lange gefordert wird. Doch sollten sich die Kritiker sagen lassen, daß man nicht zuviel auf einmal verlangen darf. Das Geheimnis der schizoiden Typen ist zweifellos ein antinomischer Charakteraufbau und zwar mit starker Kontrastspannung der gegensätzlichen Anlagen in ganz bestimmter Form; es handelt sich, ganz allgemein gesagt,

<sup>1)</sup> Für die Psychoanalyse ist der Sexualtrieb der einzige Motor. Sie will von allen andern Trieben nur ungern etwas wissen. Zum Teil mag das daran liegen, weil der Sexualtrieb bis vor kurzem von der übrigen Psychologie fast ganz verdrängt wurde.

<sup>2)</sup> Dabei wäre auch die experimental-psychologische und graphologische Methode mit heranzuziehen, wie es gelegentlich schon gemacht wurde [s. HORST, VAN DER: Constitutietypen bij Geesteszieken en Gezonden. Zutphen (Holland): Nanta & Co. 1924 u. KIBLER: Experimentalpsychologischer Beitrag zur Typenforschung. (Diss. Tübingen 1924.) Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. 98, S. 524. 1925].



um einen Konflikt zwischen Selbstbehauptung und Selbsthingabe. Selbstverständlich fallen nicht alle Antinomien unter den Begriff des Schizoids; es gibt auch nichtschizoide Antinomien.

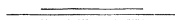
Der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse ist die Lösung noch so mancher Fragen und Probleme vorbehalten. Ich wies schon darauf hin, daß wir nicht bei der Analyse von Einzelfällen stehenbleiben dürfen. Wir sollten allmählich zu einer systematischen Erfassung des Charakteraufbaus vordringen, die jedoch der ständigen Kontrolle durch das empirische Material bedarf. Dabei wollen wir uns vor der Versuchung einer vorzeitigen Schematisierung hüten und jeder Zeit bereit sein, unsere Begriffe den Erfahrungstatsachen anzupassen.

## Anhang.

# Psychobiogramm

(nach KRETSCHMER)

für kriminologische, differentiell psychologische und psychiatrische  
Typenforschung.



Name:

Diagnose:

Alter:

a) Körpertypus:

Beruf:

b) Temperamentstypus:

Untersuchungstag:

c) Soziologischer Typus:

## A. Heredität.

(Am besten kleines Stammbaum- bzw. Verwandtschaftsdiagramm mit folgenden Abkürzungen:

♂ = männlich, ♀ = weiblich, Rot = zylothym, blau = schizothym, ● = Psychose (einschl. genuine Epilepsie), ○ = Psychopathie und Nervosität, ⊙ = Schwachsinn, □ = kriminell. Spezialtypen mit Anfangsbuchstaben, z. B.: epi = epileptoid, hy = hysterisch usw.)

## B. Lebenskurve.

1. Stetig                    2. Reaktiv labil
3. Endogen periodisch: zylothym, epileptoid. dipsoman.
4. Schubweise Daueränderungen in Lebensphasen: Pubertät, Involution. — Erscheinungswechsel.
5. Aufwärtsentwicklung, Gleichbleiben, Abwärtsentwicklung des Persönlichkeitsniveaus.

### **Kindheit:**

**Pubertät:** verfrüht, normal, verspätet  
stürmisch, normal, unebenmäßig.

**Involution:** verfrüht, normal, verspätet.

Klimakterische Beschwerden: depressive, hypochondrische, neurasthenische, hysterische, paranoide Andeutungen.

**Durchgemachte oder noch vorhandene Psychosen oder Neurosen**  
(einschl. Haftreaktionen, path. Affekt-, Rausch- und Dämmerzustände).

### **Sonstige bezeichnende Lebensdaten.**

Berufswechsel (wiederholt?), Vorstrafen, Familienkonflikte, Ehescheidung, Sexuelle Konflikte und Entgleisungen, Trunksucht (und sonstige Suchten), Reisen, Abenteuer usw.

### **Zusammenfassung:**

### C. Allgemeine Temperamentskalen.

	Stimmung und Psychästhesie	Psychisches Tempo und Spannung	Psychomotilität	Soziale Einstellung			
Zyklothym	heiter erregt zornmütig	flotter Elan vielgeschäftig ideenreich (bzw. -flüchtig)	vielbeweglich geschwätzig laut	naiv selbstbewußt großzügig unternehmend			
	sonnig vergnügt		lebendig anregbar		genießerisch		
	behaglich ruhiger Humor	gemüts- warm, gutmütig, gemütlich	flüssige Energie	reiz- ad- äquat, rund, weich, natür- lich	extra- vertiert (nach außen gerich- tet), reali- stisch, ge- sellig, offen, mate- riell		
	still ge- mütsweich		behäbig			behäbig	verständlich vermittelnd praktisch
	schwerblütig verzagt		schwerfällig gehemmt			still schwerfällig gehemmt (Bewegungs- armut bei weicher Motilität)	bescheiden unent- schlossen
Stimmungsschwankungen: heiter — traurig							
Schizothym	mimosenhaft zart	zerrfahren	fahrig, hastig zapplig	idealistisch			
	feinfühlig sensibel	sprunghaft launisch	schüchtern	reformerisch revolutionär			
	reizbar, auf- geregt, nervös	ernsthaft, humorlos	systematisch konsequente Energie	systematisch organisa- torisch	Auti- stisch (nach innen gerich- tet, eigen- lebig) ver- schlös- sen		
	kühl		zäh	verhalten, aristokratisch straff		reiz- inad- äquat	eigensinnig querköpfig mißvergnügt
	streng, schroff	pedantisch fanatisch	eckig	zurück- haltend mißtrauisch			
kalt		stief lahm einsilbig	einspännig menschens- scheu				
stumpf, indolent			menschen- feindlich				
Stimmungsschwankungen: ekstatisch, pathetisch — ärgerlich nervös- verstimmt		Sperrungen	Sperrungen	brutal antisozial			

## Diagnose der 6 Haupttemperamente.

Zyklo- thym	1. <b>Hypomanisch</b> Heiter beweglich	Schizo- thym	4. <b>Hyperästhetisch</b> Zarter Innenmensch, reizbar, nervös, Idealist.
	2. <b>Synton</b> Praktischer Realist Behäbiger Humorist.		5. <b>Schiz. Mittellage</b> Kühl, energisch, systematisch- konsequent, ruhig; — aristo- kratisch.
	3. <b>Schwerblütig</b>		6. <b>Anästhetisch</b> Kalt, kalt nervös, verschroben, Sonderling, indolent, affekt- lahm, stumpfer Bummler.

Temperament in normaler oder in psychopathischer Ausprägung?

Mischform:

## Degenerative Spezialtypen.

1. **Zykloide** und 2. **Schizoide** Psychopathien s. o.

### 3. **Epileptoide Merkmale:**

Grob, brutal, gespannte Verstimmung, explosiver Jähzorn, Neigung zu schweren Affektkrisen, zu Trunksucht, Alkoholintoleranz, path. Rauschzuständen, epileptiformen Krampfanfällen, tiefen Dämmerzuständen, reaktivem Weglaufen.

**Epileptischer Charakter:** Klebrig, plump vertraulich, süßlich, bigott, umständlich, pedantisch, egozentrisch.

### 4. **Hysterische Merkmale:**

Oberflächliche, rasche Affektlabilität, leichte Einschaltung von hypobulischen, hyponoischen, reflektorischen und vegetativ-nervösen Mechanismen (Affektkrämpfe und -krisen, Ohnmachten, Dämmer- und Traumzustände, Zittermechanismen, vasomotorische Symptome usw.). Gesteigerte Suggestibilität — launenhafter Eigensinn, geringe Erinnerungstreue, Neigung zum Gespielten, Theatralischen, Koketten.

Geborenes Schwindlertum, Lügen, Projektmachen, Aufschneiden, Phantastik. — Intrigen.

### 5. **Paranoide Merkmale:**

- a) Neigung zu Mißtrauen, Beeinträchtigungs-, Eifersuchtsgefühlen.
- b) zu Querulation, zu sensitiven Beziehungsgefühlen.
- c) zu Erfinder-, Reform-, Sektierer-, Prophetenideen.
- d) spezielle paranoide Haftsyndrome:

### 6. **Hypochondrische und zwangsneurotische Merkmale:**

### 7. **Einfache Nervosität und Psychopathie:**

## D. Triebleben.

### 1. Sexualtrieb:

stark, mittel, schwach,

früh, mittel, spät entwickelt,

früh, mittel, spät erloschen,

starke, mittlere, schwache, unebenmäßige Sexualhemmungen. Prüderie, Zynismus.

Neigung zu Impotenz, Ejaculatio praecox, Frigidität und sonstige Aktstörungen.

Neigung zu Verdrängung, Sublimierung, zu sexuellen Ersatzhandlungen.

Neigung zu starker und vorzugsweiser Masturbation. Neigung zu Prostitution.

Entwicklungshemmungen: Überdauernde Fixierung an die Eltern, überdauerndes Proteststadium gegen die Eltern, Kälte, Haß gegen die Eltern, geringe Zielfestigkeit des Sexualtriebs, extremer Platonismus mit Neigung zu Fernliebe und Wunschträumereien.

Mütterlichkeit:

Art der Bindung an die Familie:

### Perversionen:

Homosexualität: total — als verstärkte Nebenkomponente — aktiv — passiv.

Psychosexuelle Infantilismen: Exhibitionismus, Pädophilie, Sodomie, Fetischismus.

Narzistische Komponenten (Verliebtheit in sich selbst): Erotisch gefärbte Eitelkeit, Gepflegtheit.

Metatropismen: Feminismen (b. Mann), Masculinismen (bei Frau), Mannweib, weibischer Mann. Transvestit.

Sonstige Triebvarianten:

### 2. Grausamkeitstriebe:

a) Sadismus und Masochismus.

b) Einfache Grausamkeit, Brutalität, Herrschsucht körperlicher und psychischer Art — kriecherische Unterwürfigkeit, Freude am Dulden und Leiden.

Tierquälerei, Rohheitsdelikte, Lustmord usw.

Triebverwandte Haltungen: Wille zur Macht, Ehrgeiz, Streberei, Ressentiment, aktive, passive Lebenseinstellung.

### 3. Gefahrschutztriebe:

Aggressiv, waghalsig, unbesonnen, mutig, kaltblütig, ruhig, besonnen, ängstlich, schreckhaft, feige.

Schlau, hinterhältig, zutraulich, vorsichtig.

### 4. Nahrungstrieb und verwandte Vitalgefühle:

Materielle, ideelle Gesinnung. Starke, mittlere, schwache Nahrungsaufnahme, Freude am Essen und Trinken, Weichlichkeit, Schlemmerei, Völlerei, Luxus. Bedürfnislosigkeit, Gleichgültigkeit gegen Schmuck und materielle Annehmlichkeiten, Toleranz gegen Hunger, Durst, Ermüdung, Strapazen groß — mittel — gering. Suchten:

Triebverwandte Haltungen: Erwerbstrieb, verschwenderisch, freigebig, sparsam, geizig, habsüchtig.

## Zusammenfassung:

## E. Komplexer Charakteraufbau und Lebenseinstellung.

### I. Verhältnis von Triebhaftem und Rationalem im Gesamtaufbau.

1. **Vorwiegen des Triebhaften:** Impulsive Art. Naiver, unmittelbarer Affektausdruck. Neigung zu **Primitivreaktionen**, unbeherrschter Reizbarkeit, explosiven Affekt Krisen und Bewegungstürmen (Zorn, Angst), Bewußtseinsschwankungen (Dämmerzuständen, Stuporen, Amnesien), labilem, affektbeeinflusstem Denken und Erinnern, zu Verdrängungen, Verstellungen, Kurzschlußhandlungen, Triebenthemmungen (Verschwendungen, Suchten, Exzessen, impulsiven Racheakten, Sexualdelikten); kurze Affizierbarkeit.  
**Naive bzw. primitiv-triebhaft Persönlichkeit.**
2. **Vorwiegen des charakterologischen Überbaus.**  
Neigung zum Bewußten, Reflektierten, Überlegten, Durchdachten, lang Vorbereiteten, zur Selbstbeherrschung, zum planvoll Angelegten, Zweckmäßigen; zu Retentionen und Verhaltungen; lange Affizierbarkeit.  
**Bewußte (rational-zweckvolle) Persönlichkeit.**
3. **Mittelform** aus beiden: a) gemischt — b) kontrastiert.

### II. Lebenseinstellung (Verhältnis von Ich und Außenwelt)

s. Temperamente { Extravertiert, autistisch, gemischt, kontrastiert  
Realistisch, idealistisch, „ „

#### a) einfach: **sthenisch mittel asthenisch**

Bei **sthenischer** Lebenseinstellung: Vorwiegendes Gefühl der Überlegenheit über die Außenwelt, der Kraft, des Beherrschens und Handelns. Neigung zu Selbstüberschätzung, Einbildung, Rücksichtslosigkeit, Aggressivität, Aktivität.

Bei **asthenischer** Lebenseinstellung: Vorwiegendes Gefühl der Unterlegenheit, des Erleidens, der Schwäche und Unfähigkeit, der Minderwertigkeit und Niedergeschlagenheit. Neigung zur Selbstunterschätzung, Bescheidenheit, Nachgiebigkeit, Lebensfeigheit, Ängstlichkeit, Unsicherheit des Auftretens, Passivität.

#### b) kontrastiert: **expansiv sensitiv**

**Expansiv:** Vorwiegend sthenisch mit asthenischem Gegenpol (verborgenen Insuffizienzgefühlen, angreifbaren Nerven). Neigung zu sthenisch gefärbten Komplexreaktionen, zu Affektretentionen, zur Überkompensation, zu überreiztem Selbstbewußtsein, zum Übernehmen, zum Auftrumpfen, zum heftigen, unerwarteten Beleidigtsein, zu bissigen Ausfällen und schwierigen paranoiden Dauerquerulationen. Egozentrische Moral; Ressentiment.

**Sensitiv:** Vorwiegend asthenisch mit sthenischem Gegenpol (Ehrgeiz, Strebsamkeit, verletzbarem Selbstgefühl). Neigung zu asthenisch gefärbten Komplexreaktionen, zu Verhaltungen, zu plötzlichen heftigen Insuffizienzgefühlen, zur Lebensunsicherheit, zu Selbstquälereien, zu überreizten Gewissenskrupeln bei kleinem Anlaß, zum Gefühl der moralischen Beschämung mit daran angeknüpften Beziehungsideen. Moralisch feinfühlig und reflektierend.

#### c) **Vermittelnde Lebenseinstellung:** Konzilient, praktisch, anpassungsfähig, Aufgehen im Milieu, Kontrast zwischen Ich und Außenwelt wird nicht empfunden (s. syntone Zyklothymiker).

#### d) **Ausweichende Lebenseinstellung:** Neigung zur Unechtheit, zu Fiktionen, Selbsttäuschungen, Verstellungen und Rollen, zur Theatralik, zur „Flucht in die Krankheit“ (s. bei Hysterisch).

Neigung zur Ironie, zur Intrige.

### Zusammenfassung:

## F. Soziologische Verhaltensweisen.

### 1. Ethische Veranlagung:

Egoistisch, altruistisch, gemischt, kontrastiert.

Mitfühlend, mitleidlos, neidisch. Neigung zu Verleumdung, Klatschereien, Bosheiten. Fleißig, tüchtig, willig, mittel, bequem, gleichgültig, faul, passiv asozial, antisozial. Selbständig, unselbständig. Entschlossen, energisch, zögernd, weich, beeinflussbar, willensschwach.

Anpassungsfähig, einfühlungsfähig, unbeeinflussbar, eigensinnig, störrisch.

Fähigkeit — Unfähigkeit zur Einordnung (Kollegialität) und Unterordnung (Disziplin).

Beliebt, unbeliebt; suggestiv, Führernatur.

Familiensinn:

### Spezielle soziologische Defekttypen:

Moralischer Schwachsinn, allgemein — speziell.

a) Pseudologe, Schwindler, Hochstapler — Gewohnheitsdieb.

b) Bummler, Landstreicher.

c) Hehler, Erpresser.

d) Prostituierte, Zuhälter — Gewerbsabtreiber.

e) Sexualverbrecher { normale Sexualkonstitution.  
Perverser.

f) Affektverbrecher: Krakeeler, Körperverletzung, Totschlag, Widerstand, Bedrohung.

g) Andere triebhaft-impulsive Handlungen: Triebhafter Brandstifter, Kleptomane u. dgl.

h) Überlegter Gewaltverbrecher: Einbrecher, Raubmörder usw.

Gelegenheitsdelikte: Durch Milieu, Verführung, spezielle Erlebnissituation, Überzeugung.

### 2. Religiöse Verhaltensweisen: Konfession:

Mystisch, schwärmerisch, bigott, sektiererisch, abergläubisch, pietistisch; kirchlich, korrekt, pharisäisch, moralisierend, rationalistisch; antireligiös, kommunistisch, „monistisch“, simulierend.

Rigoristisch, vermittelnd, naiv.

Erotische Sublimierungen und Übertragungen in der Religionsübung.

### 3. Politische Verhaltensweisen:

selbständig denkend, Außenseiter, „Untertan“, „Staatsbürger“, „klassenbewußt“, „herrschtüchtig“, politisches Ressentiment.

Individualistische, soziale, gemischte Lebensanschauung.

Fanatistisch, vermittelnd, gleichgültig.

Heroisch, idealistisch, materiell, praktisch, spießbürgerlich.

Traditionsgebunden, veränderlich, unruhig, revolutionär.

### 4. Ästhetische und wissenschaftliche Interessen:

reproduktiv?                      ausübend?

Vorliebe für Musik (welcher Art?):

„ „ Bilder, Wandschmuck, Einrichtung, gute Kleidung.

„ „ Zeichnen, Malen, Basteln, Kunstgewerbe.

„ „ Lektüre: wissenschaftlich (welcher Art?):

„ „ belletristisch (welcher Art?):

„ „ Schriftstellerei, Zeitungsartikel, Gedichte, Deklamationen, Festadressen, Theaterspielen, Rednertalent.

Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit:

## Zusammenfassung:



## G. Intelligenz.

Hochbegabt, begabt, mittel, debil, imbezill, idiotisch.

Schulzeugnisse:

Seitherige Berufsbegabung:

Gedächtnis, Merkfähigkeit:

Aufmerksamkeitstypus:

Kritik- und Urteilsfähigkeit:

Intelligenzalter nach Binet-Simon (nur bei Schwachbegabten):

Etwaige sonstige Intelligenzprüfungsergebnisse (Lückentext nach Ebbinghaus, Bourdons  
Durchstreichmethode, Dreiwortmethode, Hamburger Begabtenprüfungsschema):

Verstandes-, Gefühls-, Willensmensch.

Optischer, akustischer, motorischer Typus?      Eidetiker?

Bei Begabten: Anschaulich gegenständlicher (zyklothym), abstrakt systematischer (schizothym), traumhaft-romantischer (schizothym) Denktypus? (evtl. experimentell mit Rorschachs Formdeuteversuch, mit Abstraktionsversuch, mit Reaktionsversuch mit und ohne Ablenkung).

Ermüdbar, ausdauernd, übungsfähig (evtl. Arbeitskurve nach Kräpelin).

Phantasievoll, nüchtern. Klarer, unklarer Kopf.

Einseitig — vielseitig.      Subjektiv — objektiv.      Sachlich.

Originell — banal. Gewandt, findig, schlagfertig, praktisch, schwerfällig, ungeschickt, unpraktisch, theoretisch.

**Spezialbegabungen:** Sprachen, Philosophie, Mathematik, anschaulich beschreibende Fächer.

Künstlerische Begabungen (welche?):

Psychomotorische Begabung: Handfertigkeit, Kraft; technische Begabung .

Organisationstalent.

Sonstige Bemerkungen zur Begabung:

**Zusammenfassende Charakteristik der Gesamtpersönlichkeit:**

## H. Körperlicher Befund.

### I. Maße:

<b>Schädel:</b> Umfang horizontal <sup>1)</sup> :	<b>Körpergröße:</b>	<b>Gewicht<sup>7)</sup>:</b>
Durchmesser sagittal <sup>1)</sup> :	<b>Umfang:</b> Brust <sup>8)</sup> :	Vorderarm l. <sup>11)</sup> :
„ frontal <sup>2)</sup> :	Bauch <sup>9)</sup> :	Hand l. <sup>12)</sup> :
„ vertikal <sup>3)</sup> :	Hüften <sup>10)</sup> :	Wade l. <sup>11)</sup> :
Gesichtshöhe <sup>4)</sup> :	<b>Länge:</b> Beine <sup>13)</sup> :	Spannweite der Arme:
Gesichtsbreite <sup>5)</sup> :	<b>Breite:</b> Schulter <sup>14)</sup> :	Becken <sup>15)</sup> :
Nasenlänge und -breite <sup>6)</sup> :		
<b>Indices:</b> Längenbreitenindex	Brustschulterindex <sup>18)</sup> :	
des Schädels <sup>16)</sup> :		
Pignets Index <sup>17)</sup> :	Differenz zw. Brustumf. u. Hüftumf. <sup>19)</sup> :	
	„ „ doppelt. Beinlänge u. Körpergröße <sup>19)</sup> :	

### II. Gesicht und Schädel:

<b>Kopfform:</b>	Hochkopf, phyknischer Flachkopf, kleiner Rundkopf, Turmschädel, Blasen- schädel, uncharakteristisch.
<b>Profil:</b>	Winkelprofil, Langnasenprofil, hypoplastisches, pyknisches Profil, uncharakte- ristisch.

#### Gesichtsumriß

**frontal:** breite Schildform, flaches Fünfeck, steile Eiform, verkürzte Eiform, kind-  
liches Oval, Siebeneck, uncharakteristisch.

#### Einzelbeschreibung: a) Stirn:

b) Mittelgesicht:	d) Kinn:
c) Nase:	e) Ohr:

### III. Körperbau:

<b>Knochen:</b>	<b>Schulgürtel:</b>	<b>Extremitäten (bes. Länge):</b>
<b>Muskulatur (Relief?):</b>	<b>Brustkorb:</b>	<b>Hände u. Füße:</b>
<b>Fett:</b>	<b>Bauch:</b>	<b>Beschreibung:</b>
<b>Hals:</b>	<b>Becken:</b>	

### IV. Behaarung:

<b>Haupthaar:</b>	<b>Genital:</b>	<b>Arme:</b>
<b>Brauen:</b>	<b>Achsel:</b>	<b>Beine:</b>
<b>Bart:</b>	<b>Rumpf:</b>	<b>Beschreibung:</b>

<sup>1)</sup> Glabella-Occipitalprotuberanz (u. größter Hinterhauptsvorsprung). <sup>2)</sup> Größter über den Ohren. <sup>3)</sup> Kieferwinkel—Scheitelhöhe. <sup>4)</sup> Projektiv gemessen: a) Nasenwurzel (Nasion oder Brauenwinkel)—Mundspalte; b) Mundspalte—tiefster knöcherner Kinnpunkt. <sup>5)</sup> a) Jochbeinhöhe bds.; b) Kieferwinkel bds. <sup>6)</sup> a) Nasenwurzel (Nasion oder Brauenwinkel — scharf einsetzen)—Nasenspitze (tiefster Punkt); b) Nasenflügel bds. <sup>7)</sup> Nackt. <sup>8)</sup> Über die Brustwarzen (bei Frauen oberhalb Mammae) a) in Ruhe; b) größte Inspiration und Expiration. <sup>9)</sup> In Weichenhöhe. <sup>10)</sup> In Trochanterhöhe. <sup>11)</sup> Größter. <sup>12)</sup> Über die Fingerwurzeln ohne Daumen. <sup>13)</sup> Oberer Symphysenrand—Boden. <sup>14)</sup> Akromion bds. <sup>15)</sup> a) Darmbeinkamm bds.; b) Trochanter bds. <sup>16)</sup> Größte Breite mal 100 durch größte Länge. <sup>17)</sup> Index der Körperfülle = Körpergröße minus (Brustumfang plus Gewicht). <sup>18)</sup> Schulterbreite mal 100 durch Brustumfang (Diff. diagn. zwischen pyknisch und asthenisch-athletisch). <sup>19)</sup> Indices der Sexualkonstitution.

Genauere metrische Anleitung s. Martin, Anthropometrie, Berlin, Julius Springer. Einige konstitutionsbiologisch wichtige Maße finden sich dort nicht, andere dort aufgezählte sind für unsere Zwecke überflüssig oder können metrisch vereinfacht werden.

## V. Endokrine, vegetativ-nervöse Befunde u. ä.

(s. auch III. und IV.)

### a) Drüsen:

Schilddrüse:	Hoden (bzw. Ovar.):
Brustdrüse:	Genitale:
Lymphdrüsen:	Sexuelle Anomalien:

### b) Augensymptome:

(Gräfe, Aschner, Pupillen, Lidspalte usw.)

### c) Herzgefäßsymptome:

(stabil — labil, Puls, Gesichtsfarbe, Akrocyanose, vagotone, basedowide Sympt. usw.)

### d) Reflexe, Tremor:

### e) Komplexion und Pigment:

### f) Sekretorische Symptome:

(Schweiß, Talg usw.)

### g) Hautbeschaffenheit:

(Turgor, Glätte, Dicke usw.)

### h) Sonstige Befunde (bes. auch Mißbildungen, Defekte der Sinnesorgane u. dgl.):

## VI. Zeitpunkte:

**Eintritt d. Geistesstörung (bzw. Krimin.):** **Eintritt d. Verfettung:**

„ „ **Pubertät<sup>1)</sup>:** „ „ **Abmagerung:**

**Wachstumstempo u. -Zeitpunkt in der** „ **bestimmter**

**Pupertät (rasches Aufschließen, langes** **Körperkrankheiten:**

**Zurückbleiben):**

**Eintritt der Involution:**

## VII. Exogene u. ä. persönlichkeitschädigende Faktoren:

(Symptome von Alkoholismus und Suchten, luetischen und metaluetischen Erkrankungen, Arteriosklerose, traumatischer Hirnchwäche, Senium usw.)

## VIII. Diagnose:

**pyknisch**

**leptosom** { kräftig hager  
asthenisch

**athletisch** { schlank, muskulös  
plump, pastös.

**Mischform:**

**dysplastisch** eunuchoider Hochwuchs, sonstige Hochwuchsformen, Gigantismus, eunuchoider Fettwuchs, intersex. (Masculinismen, Feminismen), Dystrophia adiposo-genitalis, akromegaloid, infantil, hypoplastisch, kretinistisch, sonst. Kümmer- u. Zwergwuchsform, rachitisch, einzelne, gehäufte Dysplasien u. Degenerationszeichen.

**Neuropathische Syndrome** vagoton, basedowoid, epileptoid, hysterisch, einfache Neuro-pathie.

**Wichtige Einzelstigmata:**

## Zusammenfassung:

<sup>1)</sup> 1. Menstruation, Pollution, Sexualtrieb, Körperwachstum, Bartwuchs, Mutieren der Stimme.

---

---

## Werke von Hermann Hoffmann

Es erschienen

Im Verlage von Julius Springer in Berlin W 9:

**Die Nachkommenschaft bei endogenen Psychosen.** Genealogisch-charakterologische Untersuchungen. (Heft 26 der „Monographien aus dem Gesamtgebiete der Neurologie und Psychiatrie.“) Mit 43 Textabbildungen. VI, 234 Seiten. 1921. RM 18.—

**Vererbung und Seelenleben.** Einführung in die psychiatrische Konstitutions- und Vererbungslehre. Mit 104 Abbildungen und 2 Tabellen. VI, 258 Seiten. 1922. RM 8.50

**Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen.** Ein Problem der medizinischen Konstitutions- und Vererbungslehre. Mit 8 Textabbildungen. IV, 56 Seiten. 1922. RM 1.20

Im Verlag von J. F. Bergmann in München:

**Über Temperamentsvererbung.** (Heft 115 der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.“) 74 Seiten. 1923. RM 2.10

Im Verlag von S. Karger in Berlin:

**Familienpsychosen im schizophrenen Erbkreis.** (Psychosen bei den Eltern von Dem. praecox-Kranken). (Heft 32 der „Abhandlungen aus der Neurologie, Psychiatrie, Psychologie und ihren Grenzgebieten.“) 120 Seiten. 1926. RM 7.20

---

---

**Körperbau und Charakter.** Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Von Dr. **Ernst Kretschmer**, a. o. Professor für Psychiatrie und Neurologie in Tübingen. Fünfte und sechste unveränderte Auflage. Mit 41 Abbildungen. VI, 214 Seiten. 1926. Gebunden RM 12.—

---

**Die Veranlagung zu seelischen Störungen.** Von Dr. **Ferdinand Kehrer**, a. o. Professor für Psychiatrie und Neurologie in Breslau und Dr. **Ernst Kretschmer**, a. o. Professor für Psychiatrie und Neurologie in Tübingen. Mit 5 Textabbildungen und 1 Tafel. („Monographien aus dem Gesamtgebiete der Neurologie und Psychiatrie“, Heft 40.) 210 Seiten. 1924. RM 12.—

*Die Bezieher der „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie“ und des „Zentralblattes für die gesamte Neurologie und Psychiatrie“ erhalten die Monographien mit einem Nachlaß von 10%.*

---

**Temperament und Charakter.** Von Privatdozent Dr. **G. Ewald**, a. o. Professor der Psychiatrie an der Universität Erlangen. Mit 2 Abbildungen. („Monographien aus dem Gesamtgebiete der Neurologie und Psychiatrie“, Band 41.) 160 Seiten. 1924. RM 9.—

*Die Bezieher der „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie“ und des „Zentralblattes für die gesamte Neurologie und Psychiatrie“ erhalten die Monographien mit einem Nachlaß von 10%.*

---

**Zur Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeit.** Ein Beitrag zur funktionellen Diagnostik von Dr. med. **Walther Jaensch**, Assistent an der Medizinischen Universitätsklinik in Frankfurt a. M. Mit 27 Textabbildungen. Erscheint im August 1926.

---

**Medizinische Psychologie** für Ärzte und Psychologen. Von Dr. med. et phil. **Paul Schilder**, Privatdozent an der Universität Wien, Assistent der Psychiatrischen Klinik. Mit 9 Textabbildungen. XIX, 355 Seiten. 1924. RM 12.—; gebunden RM 13.20

---

**Psychotherapie.** Charakterlehre. Psychoanalyse. Hypnose. Pädagogik. Von Dr. med. et phil. **Arthur Kronfeld**, Berlin. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. XIV, 309 Seiten. 1925. RM 12.—; gebunden RM 13.20

---

**Psychotherapie.** Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte von Dr. **Max Isserlin**, Professor an der Universität München. IV, 206 Seiten. 1926. RM 9.—; gebunden RM 10.50

---

Ⓜ **Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome.** Von R. Allers-Wien, J. Bauer-Wien, L. Braun-Wien, R. Heyer-München, Th. Hoepfner-Cassel, A. Mayer-Tübingen, C. Pototzky-Berlin, P. Schilder-Wien, O. Schwarz-Wien, J. Strandberg-Stockholm. Herausgegeben von **O. Schwarz**, Privatdozent an der Universität Wien. Mit 10 Abbildungen im Text. XVIII, 481 Seiten. 1925. RM 27.—; gebunden RM 28.50

---

**Vorlesungen über Psychopathologie des Kindesalters.** Von Dr. med. **August Homburger**, a. o. Professor der Psychiatrie und Leiter der Poliklinik an der Psychiatrischen Klinik in Heidelberg. XX, 852 Seiten. 1926. RM 27.—; gebunden RM 29.40

---